This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495645 3

# Friedrich Bodenſtedt's

# Geſammelte Schriften.

---

Erſter Band.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
817642
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1918 L

# Tauſend und Ein Tag

## im Orient.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

Erster Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

# Vorwort.

Im Laufe der letzten acht Jahre sind, von amerikanischen wie von deutschen Verlegern ersten Ranges, wiederholte Aufforderungen an mich ergangen, eine billige Gesammtausgabe oder eine für ein größeres Publikum passende Auswahl meiner Schriften erscheinen zu lassen.

Umstände, deren Erörterung nicht vor die Oeffentlichkeit gehört, verhinderten mich bisher solchen Aufforderungen entgegenzukommen, obgleich die Gründe dafür einleuchtend genug waren.

Einmal sind meine zahlreichen Schriften in den meist prachtvoll ausgestatteten Einzelausgaben der von Decker'schen Officin zu theuer, um in ihrer Gesammtheit unbemittelten Lesern zugänglich zu sein, woraus folgt, daß die Meisten nur einen kleinen Theil davon kennen; — dann berühren sie auch, als der treue Ausdruck eines vielbewegten Lebens, scheinbar zu verschiedenartige Gebiete, um alle für Alle gleich einladend zu erscheinen, so lange sich nicht eine billige

und bequeme Vermittlung zu näherer Bekanntschaft mit ihnen bot.

So ist es gekommen, daß jedes meiner Bücher, nach der Gunst oder Ungunst des Zufalls, seinen eigenen Weg gegangen ist, unberührt von den Schicksalen der andern, obgleich sie nur im Zusammenhange ganz verstanden werden können: nicht blos weil sie einer und derselben Quelle entsprungen sind, deren Gehalt ihren Werth hauptsächlich bestimmt, sondern auch weil sie, trotz der Verschiedenartigkeit ihres Inhalts, auf das Engste zusammengehören, einander wesentlich erklären und ergänzen.

Bilder von unglücklichen Poeten, die durch Selbstüberschätzung ein klägliches Ende genommen, trübe Jugendeindrücke und Schicksale ließen schon früh in mir den Entschluß reifen, mit Sammlungen eigener Gedichte — deren Anfänge in mein achtes Lebensjahr zurückreichen — nicht eher an die Oeffentlichkeit zu treten, bis ich mir durch andere Arbeiten einen geachteten Namen errungen haben würde. Das Glück kam meinen Bestrebungen entgegen. Gleich mein erstes größeres Werk »die Völker des Kaukasus« hatte sich, trotz der höchst ungünstigen Zeit, in welcher es erschien (es fiel mitten in die Märzstürme des Jahres 1848 hinein) eines so durchgreifenden und nachhaltigen Erfolges zu erfreuen, wie selten einem ähnlichen Buche in Deutschland zu Theil wurde. In den nächstfolgenden Jahren erschienen die mehr einer poetischen Auffassung der Menschen und Dinge sich zuneigenden beiden Bände der ersten Ausgabe von »Tausend und Ein Tag im Orient«, deren Erfolg denjenigen der »Völker des Kaukasus« noch übertraf. Beide Werke erlebten wiederholte Auflagen,

wurden in fremde Sprachen überſetzt und fanden in der alten wie in der neuen Welt gleich günſtige Aufnahme.

Nun erſt trat ich mit Sammlungen eigener Gedichte hervor, welche zum größten Theile ſchon viele Jahre in meiner Mappe geruht hatten, und mit mehreren Bänden poetiſcher Ueberſetzungen, welche ebenfalls theilweiſe einer früheren Zeit angehörten. Dieſe Arbeiten wurden Anfangs mehr gelobt als gekauft; erſt nach und nach gelang es ihnen, ſich in der deutſchen Literatur einzubürgern; allein es ſcheint mir kein übles Zeichen zu ſein, daß ihre Anerkennung und Verbreitung mit den Jahren wächſt, ſtatt abzunehmen. Sie würden von vornherein eine wärmere Aufnahme gefunden haben, wenn ich meine literariſche Laufbahn damit begonnen hätte und wenn ſie in eine günſtigere Zeit gefallen wären; denn das Urtheil der Welt über die zeitgenöſſiſchen Autoren, denen es gelingt in weiteren Kreiſen bekannt zu werden, gründet ſich zumeiſt auf ihr erſtes Auftreten in der Literatur, wie denn ſchon ein alter Spruch ſagt, daß die erſten Eindrücke die bleibendſten ſind.

Dazu kommt, daß ich nie einer literariſchen Coterie oder Clique angehörte, ſondern immer meine eigenen Wege ging, und ſang wie mir's um's Herz war, ohne je irgendeiner von der Zeit begünſtigten Partei oder Richtung zu ſchmeicheln. So geſchah es denn, daß ſich meiſt einſeitige Urtheile über mich bildeten, je nachdem man meine eigenen Gedichte, oder meine Ueberſetzungen, oder meine ethnographiſchen und hiſtoriſchen Studien, oder meine orientaliſchen Reiſebilder in den Vordergrund ſtellte.

Die erste bedeutende Stimme die sich in Deutschland nachdrucksvoll über meine Gesammtthätigkeit vernehmen ließ, war die Gustav Freytag's, der mit liebevollem Eingehen in meine von ihm richtig herausgefühlten Intentionen, den Kern und inneren Zusammenhang meiner äußerlich so verschiedenartigen Schriften treffend charakterisirte, und ihre Erfolge wesentlich auf die poetische Quelle, der sie alle entsprungen sind, zurückführte. Ich will sein vielleicht zu günstiges Urtheil, welches vor etwa zwölf Jahren in den »Grenzboten« erschien, hier nicht wiederholen, sondern selbst ein paar Worte über Grund und Zweck meiner Schriften sagen, um den rothen Faden aufzuzeigen, der sich durch alle hindurchzieht.

Um die Zeit, da meine Altersgenossen unter den deutschen Poeten ihre ersten Lorbeern in der Heimat ernteten, trieb mich mein Schicksal in fremden Ländern umher und ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um aus den neuen, oft mächtigen Eindrücken die sich mir aufdrängten, bleibenden Gewinn zu ziehen und sie beherrschen zu lernen, statt von ihnen verwirrt und überwältigt zu werden. Das Studium der Sprachen und Geschichte der Völker unter welchen ich lebte, war nur die nothwendige Vorbereitung zum tieferen Eindringen in ihren Geist und ihre Sitten. Meine Neigungen trieben mich, die Sprachen zunächst und zumeist aus ihren poetischen Denkmälern zu studiren, gleichviel ob diese in Kunstdichtungen oder Volksliedern bestanden. Durch ihre Geschichte lernt man die Thaten und Schicksale der Völker kennen; durch ihre Lieder sieht man ihnen in's Herz. So erweiterte sich auf das Natürlichste mein Gesichtskreis; ich gewann eine Menge

fruchtbarer Anſchauungen und Erfahrungen, und durch meine Art die Menſchen und Dinge zu ſehen und zu beurtheilen, glaubte ich neue Seiten an ihnen zu entdecken, oder das ſchon Bekannte in hellerem Lichte zu ſehen. Dieſe Art war aber keine andere als mit dem Auge des Poeten zu ſchauen, welches ſich früh gewöhnt überall das Weſentliche, Bedeutende, Charakteriſtiſche herauszufinden und dem Nebenſächlichen nicht mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken als ihm gebührt. Ich lebte und reiſte nie wie ein Touriſt, der alle Leute zu ſeinen Zwecken ausfragt, mit athemloſer Haſt Jagd auf alle Sehenswürdigkeiten macht, und jeden Abend die Summe ſeiner Eindrücke zieht, um ſie am folgenden Morgen gleich friſch in ſein Buch einzutragen. Dazu fehlte mir der ſchnelle Blick gleichwie Gewandtheit und Neigung. Ich bin ein ſchwerfälliger Menſch, der ſich ganz in die Dinge und Menſchen einleben muß, um ſie mit künſtleriſchem Behagen ſchildern zu können. Jahre lang habe ich gar kein regelmäßiges Tagebuch geführt und überhaupt nie daran gedacht, alle meine Beobachtungen und Erfahrungen für die Oeffentlichkeit niederzuſchreiben. So hab' ich z. B. nicht den mindeſten Drang gefühlt, der Welt von meinem Aufenthalt in der Türkei, Italien, Frankreich und England zu erzählen, weil ich fand, daß wir an trefflichen Reiſewerken von Männern, welche dieſe Länder beſſer kennen als ich, keinen Mangel haben.

Selbſt von meinen orientaliſchen Tagebüchern ruhen die meiſten noch unbenutzt in meinem Pulte, da mir nicht daran lag, von Station zu Station über meine Eindrücke, Erlebniſſe und Abenteuer zu berichten, ſondern im Zuſammenhange lebenswahre Bilder aus der Erin-

nerung zu malen, und zwar zunächst von solchen Ländern und Völkern, von welchen man bei uns in weiteren Kreisen noch keine lebendige Vorstellung hatte.

Unter den deutschen Reisenden in Rußland war es besonders dem trefflichen Kohl gelungen, sich die weiteste und wohlverdiente Anerkennung zu erringen. In den Ländern zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere waren Dubois de Montpereux, Koch und Moriz Wagner meine nächsten und bekanntesten Vorgänger. Kohl und Dubois hatten sich die Aufgabe gestellt alles irgendwie Merkwürdige und Wissenswerthe der von ihnen besuchten Gegenden und Städte in ihren Schilderungen zu umfassen; Koch und Wagner verfolgten vorwiegend naturwissenschaftliche Zwecke, und ich hatte es hauptsächlich mit dem Geistesleben der Völker zu thun.

Ueberall bestrebt, mich so kurz wie möglich zu fassen, drängte ich meine Betrachtungen über Rußland auf wenige Blätter zusammen, um dann meine Leser sogleich durch die Donische Steppe nach dem Kaukasus zu führen, wo ich mein Wanderzelt am längsten aufschlug. Beim Anblick dieses majestätischen Gebirges, das ich, weit besser als aus Reisewerken, schon aus den glühenden, farbenfrischen Schilderungen der russischen Poeten kennen gelernt hatte, konnt' ich mit Lermontoff ausrufen:

Du greiser Kaukasus, ich grüße Dich!
In Deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Schon oft, gar oft durchzogen meine Träume
Mit Dir des Ostens sonnenhelle Räume.

Tiflis, die gartenreiche, bergumragte Hauptstadt von Georgien, wo ich mich ein paar Jahre hindurch

unter Mirza-Schaffy's Leitung dem Studium der orientalischen Sprachen widmete, wurde zum Mittel- und Ausgangspunkte meiner Wanderungen und späteren Schilderungen. Hier, wo ich an der Wiege unseres Stammes saß und täglich einen lebendigen Auszug aller Völkerschaften zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere vor mir hatte, entwarf ich den Plan zu meinem ersten größeren Werke, welches bestimmt war, in großen Zügen ein anschauliches Bild der Länder und Bewohner des kaukasischen Isthmus zu geben. Mit dem Eintritt der in Tiflis unerträglichen heißen Jahreszeit begannen meine Ausflüge in die Berge, wo der Beobachtung überall neue Gebiete sich erschlossen. Daß es dabei auch an poetischer Ausbeute, aus eigener und fremder Quelle, nicht fehlte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Ich sammelte Sagen und Volkslieder, übersetzte und benutzte was ich verstand und ließ mir erklären was mir dunkel war.

Schon im Jahre 1845 erschien von mir eine chronologisch geordnete Sammlung kleinrussischer Volkslieder, unter dem Titel »die poetische Ukraine«. Nachbildungen persischer, kurdischer, tatarischer, armenischer, georgischer und tscherkessischer Lieder wurden später meinem poetischen Reisewerke »Tausend und Ein Tag im Orient« eingeflochten, welches auch zuerst den größten Theil derjenigen Gedichte brachte, zu welchen mein Unterricht bei dem schriftgelehrten Mirza-Schaffy Veranlassung und Anregung gegeben hatte. Was sich sonst in meiner Reisemappe an poetischen Ergüssen fand, wurde, mit einer Auswahl anderer Gedichte, nach meiner Rückkehr in die Heimat in einer besonderen Sammlung herausgegeben. Die erhabenen Eindrücke,

welche die Steppe, das Meer und die Berge in wechselnder Beleuchtung mir boten, hatten sich in meinen Geist wie Keime gesenkt, aus welchen mit innerer Nothwendigkeit poetische Blüthen und Früchte erwuchsen. Kein Sterblicher kann die Menschen und Dinge um sich her schildern wie sie sind, sondern nur wie sie sich im Spiegel seines Geistes zeigen; der Künstler giebt in seinen Bildern nicht die Sache selbst, sondern das Resultat der Sache, und das nach meiner geringen Begabung zu thun, ist immer mein ehrliches Bestreben gewesen. Ich habe kein Land durchwandert, ohne seinen geistigen Inhalt, soweit derselbe mir zugänglich war, in mir aufzunehmen; ich habe keinen fremden Dichter übersetzt oder nachgebildet, ohne an mich selbst die höchsten künstlerischen Forderungen dabei zu stellen, und alles Fremde was ich biete, ist so in seine deutsche Haut hineingewachsen als ob es darin geboren wäre. Meine eigenen Erzählungen und Dichtungen bilden einen Ring, dem die fremden Perlen und Edelsteine als charakteristischer Schmuck eingefügt sind. Dieser Ring umspannt ein gutes Stück Menschenleben, und wer die nächstfolgenden Bände aufmerksam durchliest, wird vertraut werden mit lebensfrischen, von der Natur hochbegünstigten Völkern und Ländern, für welche die Geschichte bis dahin kaum Platz gefunden hat, welche aber bestimmt scheinen Ausgangspunkte einer neuen Geschichte zu werden. Der Kaukasus ist die Basis der künftigen Weltherrschaft, die freilich nicht über Nacht kommen und auch nicht über Nacht verschwinden wird, sondern sich langsam und sicher vorbereitet, ohne daß die bethörten Völker, im Gefühl ihrer überlegenen Bildung, eine Ahnung haben von der ihnen fern

drohenden Gefahr. Die Unterwerfung Schamyl's im Osten und die Auswanderung der Tscherkessen im Westen des Kaukasus sind Ereignisse, von welchen die Tagespresse kaum flüchtig Notiz genommen hat, welche aber kommenden Geschlechtern als die weitaus bedeutendsten Ereignisse dieses Jahrhunderts erscheinen werden.

Doch, ich will hier nicht politisiren; die obige Bemerkung ist meiner Feder unwillkürlich entschlüpft und so mag sie stehen bleiben unter dem Uebrigen, welches nichts bezweckt als die hiermit eröffnete billige Gesammtausgabe meiner im von Decker'schen Verlag erschienenen Schriften einzuleiten.

In den angekündigten zwölf Bänden wird nicht Alles geboten was ich überhaupt geschrieben habe, sondern in sorgfältiger Auswahl, neugesichtet und überarbeitet nur Das im Zusammenhange veröffentlicht, was einzeln schon die Feuerprobe bestanden und die Gunst vieler Leser gewonnen hat. Ich darf dazu mit gutem Fug auch meine Nachbildung der Shakespeare-Sonette rechnen, nachdem alle Sachkundigen mit seltener Einstimmigkeit darüber geurtheilt haben, daß diese wundervollen Gedichte — unbeschadet der Verdienste meiner Vorgänger — durch mich zuerst der deutschen Nation in würdiger Form geboten wurden. Sie erscheinen in dieser Sammlung schon in dritter Auflage, und die Kenner des Englischen werden bei genauer Prüfung finden, daß ich mich durch das mir reichlich gespendete Lob nicht habe bestechen lassen, sondern gewissenhaft bemüht gewesen bin die Sonette in der neuen Ueberarbeitung dem Urtexte so nahe als möglich zu bringen.

Von meinen eigenen Dichtungen und den Werken der ruſſiſchen Dichter wird nicht Alles, ſondern nur eine ſorgfältige Auswahl des Beſten geboten.

Demnach ordnet ſich der Plan dieſer Geſammtausgabe meiner Schriften folgendermaßen: Den Anfang bildet Tauſend und Ein Tag im Orient, 3 Bände. Dann folgen Puſchkin, Lermontoff, Kolzoff und andere ruſſiſche Dichter, 4 Bände. Shakeſpeare's Sonette, 1 Band. Eigene Dichtungen, 3 Bände. Vermiſchte Schriften und Aufſätze hiſtoriſchen und literarhiſtoriſchen Inhalts, 1 Band. Macht zuſammen 12 Bände.

Mögen ſie freundliche Beurtheilung und viele Leſer finden!

# Inhaltsverzeichniß.


Vorwort.

| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. Kapitel. | Abschiedsblick auf Moskau | 1 |
| 2. „ | Von Moskau bis zu den Steppen des Don | 13 |
| 3. „ | Die Donische Steppe | 22 |
| 4. „ | Ueber den Kaukasus nach Tiflis | 43 |
| 5. „ | Mirza-Schaffy, der Weise von Gjändsha | 53 |
| 6. „ | Des Weisen von Gjändsha erste Liebe | 62 |
| 7. „ | Die Schule der Weisheit | 79 |
| 8. „ | Die Zungengeschichte und die Pest. (Ein Zwischenspiel.) | 88 |
| 9. „ | Die Schule der Weisheit. (Fortsetzung.) | 95 |
| 10. „ | Die Schule der Weisheit. (Fortsetzung.) | 102 |
| 11. „ | Wanderungen, Fernsichten und Wunder | 108 |
| 12. „ | Die Schule der Weisheit. (Fortsetzung.) | 120 |
| 13. „ | Ein Ausflug nach Armenien | 125 |
| 14. „ | Ein Blick auf Land, Volk und Kirche von Armenien | 165 |
| 15. „ | Armenisches Allerlei | 185 |
| 16. „ | Die Schule der Weisheit. (Schluß der ersten Abtheilung.) | 203 |
| Anmerkungen | | 211 |

# Verzeichniß

der

im erſten Bande vorkommenden Lieder.


Seite

Die Troika, oder das Dreigeſpann . . . . . 14
Mutter, Mutter, ach vergebens . . . . . 32
Grüß Dich, Väterchen, herrlicher, ſtiller Don . . . . . 33
Der Kasbek . . . . . 47
Der Terek . . . . . 50
Mullah, rein iſt der Wein . . . . . 60
O, ſanfter Wind! zum Ort hinwehe . . . . . 63
Der Dorn iſt Zeichen der Verneinung . . . . . 66
Was iſt der Wuchs der Pinie . . . . . 67
Mit züchtigem, mit treuem Sinn . . . . . 68
Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt . . . . . 72
Sing' ich ein Lied, hüpft freudereich . . . . . 82
Mein Herz ſchmückt ſich mit Dir, wie ſich . . . . . 83
Du biſt der Erzeuger des Liedes . . . . . 84
Zum Divan der Veziere mußt' ich kommen . . . . . 85
Soll ich lachen, ſoll ich klagen . . . . . 95
Das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy . . . . . 96
Mirza-Schaffy giebt ſein Urtheil über den Schach von Perſien 97
Mirza-Schaffy rühmt die Anmuth Zuleikha's . . . . . 97
Mirza-Schaffy feiert einen Gedächtnißtag . . . . . 98
Mirza-Schaffy wird gläubig aus Liebe . . . . . 99
Mirza-Schaffy rühmt ſein eigenes Glück . . . . . 100
Euch mißfällt mein Dichten, weil ich . . . . . 101
Fatima beim Saitenſpiel . . . . . 103

Seite

Aus dem Feuerquell des Weines . . . . . 106
Mirza-Schaffy, leichtſinnig Flatterherz! . . . . . 123
Mit Geſchenken beladen kehr' ich von Gjirdſhiſtan . . . . . 137
Habt Ihr mein Mädchen geſeh'n . . . . . 137
Füllt mir das Trinkhorn . . . . . 143
An Zarema . . . . . 158
Wie die Nachtigallen an den Roſen nippen . . . . . 161
Armeniſches Grablied . . . . . 188
Mädchen, bring' Wein . . . . . 207
Auf dem ſtürmiſchen Meer . . . . . 207
Nach einem hohen Ziele ſtreben wir . . . . . 207
So ſingt Mirza-Schaffy . . . . . 208
Gelb rollt mir zu Füßen der brauſende Kur . . . . . 209
Die helle Sonne leuchtet . . . . . 210
Ich fühle Deinen Odem . . . . . 210

# Erstes Kapitel.

## Abschiedsblick auf Moskau.

Aus der alten, hügelgetragenen Hauptstadt Rußlands führt unsere Wanderung in die traubenreichen Gärten von Tiflis, der bergumschlossenen Hauptstadt Georgiens.

Man scheidet von Moskau schwereren Herzens als von Petersburg, dessen kalte Pracht und Größe mehr blendet als anzieht, mehr Staunen erregt als Befriedigung; während in Moskau, der allen Russen heiligen Stadt, auch der Fremde sich bald heimisch fühlt und eine Menge fesselnder Beziehungen findet, die ihn mit wachsender Gewalt in ihren Zauberkreis bannen.

Es herrscht hier, im Gegensatz zu dem paradesteifen, einförmigen, glanzübertünchten Petersburg, ein freierer Verkehr, eine wärmere gesellige Luft, ein traulicheres Entgegenkommen der Menschen und eine größere Mannigfaltigkeit volksthümlicher Monumente und Erscheinungen. An jedes Denkmal, welches hier vor uns aufsteigt, knüpfen sich wirklich denkwürdige Erinnerungen, die in ihrer Gesammtheit die Geschichte von mehr als einem halben Jahrtausend erzählen. Hier wurzelt Alles wirklich in dem Boden, der es trägt; hier ist Alles *geworden*, in Petersburg Alles *gemacht*.

Moskau erhält sein charakteristisches Gepräge hauptsächlich durch den Kreml, dessen weißsteinige, ein unregelmäßiges Polygon bildende Mauer den geheiligtsten und volksthümlichsten Fleck

Erde des über drei Welttheile ſich erſtreckenden Zarenreichs umſchließt. Frei auf breitem Hügelrücken ausgedehnt, tief zu ſeinen Füßen den Mosquaſtrom und lang ausgedehnte Gartenanlagen, im Oſten begrenzt durch den weiten, ſchönen Platz, der die koloſſalen Bildſäulen Minin's und Poſharsky's trägt, erhebt ſich der Kreml abgeſchloſſen, gleichſam wie eine Inſel, aus dem nach allen Seiten unüberſehbaren Häuſermeere. Die nach den Erhebungen und Senkungen des Bodens auf- und abſteigende dicke, rieſige Mauer iſt mit Zinnen und Schießſcharten verſehen und an jeder Ecke ſteigt ein ſtattlicher, ſpitzauslaufender Thurm auf.

Den freieſten und vollſtändigſten Ueberblick der launenhaft zuſammengewürfelten Bauwerke des Kreml bietet das ſüdliche Ufer der Mosqua. Ueber den breiten Spiegel des Stromes ſpannt ſich eine pfeilergetragene, hohe, prachtvolle Brücke hin. Dahinter ſteigt die weiße Kremlinmauer mit ihren an gothiſche Bauart erinnernden Thürmen auf. Dieſe gewaltige Mauer erſcheint von hier aus nur als eine leichte Umgrenzung der gigantiſchen Häuſermaſſen mit den zahlloſen Kuppeln, welche beherrſcht von dem hier in ſeiner ganzen Größe ſichtbaren Iwan Weliki, dem höchſten aller Thürme des Zarenreichs, aus ihr emporragen. Der achteckige, ſchlanke, in drei Hauptabtheilungen ſich verjüngende Glockenthurm iſt mit einer zwiebelförmigen goldenen Kuppel gekrönt, aus deren Knopfe ein rieſiges Kreuz ſich erhebt. Im Hintergrunde und zu beiden Seiten des Iwan Weliki, den wir als Mittelpunkt des blendenden Bildes feſthalten, drängen ſich ganze Maſſen größtentheils goldener, theilweiſe auch ſilberner, himmelblauer und grüner Kuppeln, in bald größeren, bald kleineren Gruppen, planlos durcheinander.

Es iſt ſchwer, wo nicht unmöglich, ein treffendes Bild zur ſchnellen Veranſchaulichung dieſer in allen Farben ſpielenden Wunderwelt zu finden, die, in ſich abgeſchloſſen, ihres

Gleichen auf Erden nicht hat. Den beſten Ausdruck dafür hat wohl der Volksmund gefunden, indem er den Kreml nach ſeinen zwei weſentlichſten Merkmalen den »weißſteinigen« und »goldköpfigen« nennt. Damit iſt das Hervorragende, zunächſt in die Augen Springende und dauernd in der Erinnerung Bleibende des Ganzen ſehr glücklich bezeichnet: die von weißſteiniger Mauer umſchlungenen, maleriſch in einander verſchobenen Tempel und Paläſte unten, und das Labyrinth der goldſchimmernden Kuppeln oben. Aus jeder dieſer meiſt flach gedrückten, zwiebelförmigen Kuppeln ſteigt ein Kreuz hervor, und am Fuße des Kreuzes krümmt ſich ein aufwärts gekehrter Halbmond, als Zeichen, daß der Islam hier in ſeinem langen Kampfe mit dem Chriſtenthume unterliegen mußte.

Dort vor dem vier Jahrhundert alten, auf einer majeſtätiſchen Terraſſe hoch über der Stadt gelegenen, wunderlich gebauten Zarenpalaſte ſchwang der doniſche Dmitry die ſchwarze Fahne, mit welcher er auszog Mamai zu bekämpfen und der Herrſchaft der Tataren ein Ende zu machen.

Dicht an den Zarenpalaſt ſtößt die nicht minder merkwürdige Granowitaja Palàta, d. h. der eckige oder facettirte Palaſt, ſogenannt nach den prismatiſch zugeſpitzten ſteinernen Würfeln, womit die äußeren Mauern von oben bis unten bedeckt ſind. In dieſem Gebäude, welches mit dem nur wenige Jahre älteren Zarenpalaſte zuſammenhängt, befindet ſich der zariſche Thronſaal, wo noch jetzt der Kaiſer, dem alten Brauche ſeiner Vorgänger folgend, nach der Krönungsfeierlichkeit öffentlich auf dem Throne ſpeiſt. In demſelben Saale ließ Joann der Schreckliche nach dem Tode ſeiner zweiten Gemalin (1569), der Tochter des Kabarderfürſten Temrjuk, die zweitauſend Jungfrauen verſammeln, aus welchen er ſeine dritte Gemalin erküren wollte. »Zur Schau und Wahl für den Zaren, die reizendſten Jungfrauen jeden Standes, ohne Anſehn der Geburt; die Bojarentochter wie die Bäuerin; die Reiche wie die

Arme.« [1]) So lautete der Befehl, nach welchem aus allen Theilen Rußlands die Jungfrauen herbeigetrieben wurden »zu des schrecklichen Zaren Augenweide und Auswahl.« Den Preis trug Marfa (Martha) davon, die blonde Tochter eines Kaufmanns aus Nowgorod, deren Herz schon seit lange einem Andern (Andréi) gehörte, und die vor Schrecken über das neue Glück, das ihr zu Theil werden sollte, mitten in der Hochzeitsfreude des schrecklichen Zaren starb (13. November 1571).

Es ist eine eigenthümliche, beachtungswerthe Erscheinung, daß die grausamsten Herrscher Rußlands zugleich die volksthümlichsten waren, und daß gerade ihr Andenken noch jetzt am lebendigsten in den Liedern und Sagen des Volkes fortklingt. [2]) Eine solche Verherrlichung durch Lied und Sage, wie sie eben dieser schreckliche Zar Joann Wassiljewitsch, der Zerstörer Groß-Nowgorod's, gefunden, ist seitdem keinem russischen Herrscher wieder zu Theil geworden. Und allerdings hat es ihm keiner seiner Nachfolger an Grausamkeit gleichgethan, der nach der Erzählung des russischen Geschichtsschreibers Karamsin binnen sechs Wochen sechzig Tausend Einwohner Groß-Nowgorod's vom Leben zum Tode bringen ließ, und sich an den Flammen der zerstörten Stadt weidete, wie einst Nero am Brande Roms. »Der von Bürgerblut geröthete Wolchow ward in seinem Laufe gehemmt durch Berge verstümmelter Leichname und lange vermochte er nicht sie hinabzutragen in den Ladogasee.« (Karamsin T. IX. p. 162.)

* * *

Den Haupteingang zum Kreml bildet das an dem schon vorhin erwähnten großen Platze, welcher den Kreml vom Basar trennt, nach Osten gelegene heilige Thor des Erlösers.

Ehe wir hinein treten, werfen wir einen Blick auf die beiden Kunſtdenkmäler, welche den Platz zieren: die auf einem etwas zu ſchmalen Fußgeſtelle ſtehenden Bildſäulen Minin's und Poſharsky's, und die unweit im Hintergrunde derſelben befindliche Zwiebelkirche Waſſily Blaſhennoi.

Die meiſten Reiſebeſchreiber haben an den koloſſalen Bildſäulen mancherlei zu tadeln gefunden; mir hat das Ganze einen impoſanten Eindruck gemacht. Beſonders ſcheint es mir ein glücklicher Gedanke, daß Minin, der Mann aus dem Volke, mit der ausgeſtreckten Rechten auf den Kreml, das Volksheiligthum Rußlands, hinweiſt, zu deſſen Befreiung er den Fürſten Poſharsky in Niſchny-Nowgorod aufforderte.

Weit mehr jedoch als dieſes Denkmal zieht die Kirche Waſſily Blaſhennoi, vielleicht das wunderlichſte Bauwerk der Welt, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Dieſe Kirche wurde — wie es heißt und ſehr glaublich iſt — nach der eigenen Idee des ſchrecklichen Zaren Joann Waſſiljewitſch, zum Andenken an die Eroberung von Kaſan, im Jahre 1554 von einem ausländiſchen Architekten erbaut. Die Grundidee bei der Anlage dieſes phantaſtiſch-verſchnörkelten, koloſſal-kleinlichen Bauwerkes ſcheint geweſen zu ſein ein Gebäude hinzuſtellen, welches ſich nicht allein als Ganzes von allen übrigen Kirchen der Welt ſtreng unterſcheiden ſollte, ſondern an welchem auch alle einzelnen Theile des Ganzen, trotz ihrer gezwungenen Zuſammengehörigkeit, die ſchroffſten Gegenſätze unter einander bilden ſollten. Dieſer Plan iſt denn auch in einer wirklich ſtaunenswerthen Weiſe ausgeführt, ſo daß kein Glied des Baukörpers dem andern ähnlich ſieht. Der untere, die eigentlichen Kirchenräume bildende, ſcheinbar halb in die Erde gedrückte Theil, beſteht aus neun abgeſonderten, in Bauart und Verzierung gänzlich von einander verſchiedenen Kapellen, über welchen eben ſo viele und eben ſo verſchieden-geſtaltige Thürme und Kuppeln aufſteigen. Die Portale und

anderen hervorſpringenden Theile des Gebäudes ſind mit kleineren pyramidalen Thürmchen geziert, und ganz vereinzelt macht ſich an der Nordoſtſeite noch ein niederer Thurm mit großem Stachelkopfe bemerkbar. Von den ſechzehn theils kuppelgekrönten, theils ſpitzauslaufenden Thürmen des Baungeheuers erhebt ſich der dicke Mittelthurm mit ſeinen zugleich an chineſiſchen, byzantiniſchen, altitalieniſchen und gothiſchen Geſchmack erinnernden Verzierungen am höchſten. Doch genug von dieſem wunderlichſten und doch wunderbaren Denkmale der Baukunſt, deſſen Beſchreibung mit Worten unmöglich iſt, und von welchem ſelbſt die genaueſte Zeichnung nur eine dürftige Anſchauung bieten kann. Der ſchreckliche Zar ſoll mit dem Werke ſeiner Laune ſo zufrieden geweſen ſein, daß er, wie die Sage erzählt, dem Architekten die Augen ausſtechen ließ, um ihn zu verhindern anderswo ein ähnliches Bauwerk zu errichten . . .

Wir wenden uns jetzt dem heiligen Thore des Erlöſers zu, um einen Abſchiedsblick in das Innere des Kremls zu werfen. Nur mit entblößtem Haupte darf man, ſelbſt bei der ſtrengſten Kälte dieſes aus einer langen, düſteren Mauerhöhlung beſtehende Thor durchſchreiten, deſſen byzantiniſcher Bogen von einem ſtattlichen, im Geſchmack des deutſchen Mittelalters erbauten Thurme überragt wird.

Nächſt dem oben erwähnten alten Zarenpalaſte mit der Granowitaja Palàta nehmen hauptſächlich die drei Kathedralen des Kreml, welche als Typen aller ruſſiſchen Kirchen gelten können, (denn Waſſily Blaſhennoi hat keine Nachahmung gefunden) unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Unter ihnen nimmt die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, mit ihren mongoliſchen Kuppeln und byzantiniſchen Bogendächern die erſte Stelle ein. Hier befindet ſich das, nach dem Volksglauben vom Evangeliſten Lukas eigenhändig gemalte Bild der heiligen Jungfrau Maria; hier werden die Zaren gekrönt

und wird das größte Kleinod des Volkes, das Banner des Vaterlandes aufbewahrt. Professor Blasius hat seinem vortrefflichen Reisewerke über Rußland[3]) genaue Grundrisse und sehr gelungene Zeichnungen der Hauptgebäude des Kreml beigegeben, auf welche ich diejenigen meiner Leser verweise, welche genaue Anschauungen der architektonischen Wunderlichkeiten des moskowischen Kapitols gewinnen wollen, denn alles Bestreben, diese Formen mit Worten zu malen, ist ein vergebliches, weil sie in ihrer Eigenthümlichkeit keine passenden Vergleiche außer sich bieten. Nirgends ist hier ein reiner Styl, nirgends eine Spur freier Schöpfung zu finden, nirgends der Geschmack eines bestimmten Volkes und Zeitalters rein ausgeprägt; vielmehr ist Alles nach Willkür und Laune zusammengeworfen, überall hier der Kunst Gewalt angethan um das Verschiedenartigste zu einigen und die einander widerstrebendsten Elemente durch Zwang zu binden. Der Osten wie der Westen, das Alterthum wie die Neuzeit, Chinesen und Mongolen, Byzantiner und Römer, Italiener und Deutsche haben zur Gründung des Kreml ihren Tribut liefern müssen.

Und so ist durch phantastisches Ueberspringen aller mustergiltigen Kunstregeln, durch kecke Verhöhnung aller hergebrachten Schulbegriffe ein Werk entstanden, dessen Eigenthümlichkeit eben in diesem seltsamen Gemische besteht, wo die schroffsten Gegensätze der Baukunst mit den grellsten Farbenkontrasten (grünen Dächern, rothen Pfeilern, weißen Mauern, blauen Kuppeln ꝛc.) wetteifern, um das Verschiedenartige des Einzelnen recht in die Augen springen zu lassen, während das kolossale, vielgestaltige Ganze, trotz seiner launenhaften Zusammenstellung, doch von wunderbarer, malerischer Wirkung ist.

Der Kreml paßt zu dem Boden, in welchem er wurzelt, und bei aller fremdartigen Mannigfaltigkeit seiner Bestandtheile trägt das Ganze ächt russisches Gepräge. Denn darin liegt eben die Eigenthümlichkeit Rußlands, daß es zugleich in

Aſien und Europa wurzelt und die Kräfte und Erzeugniſſe beider Welttheile in ſeiner Weiſe ſich dienſtbar macht, ihnen ruſſiſche Uniform anzieht, und ſie als Mittel zu ſeinen Zwecken verwendet.

Kann man ſich eine buntere Muſterkarte von Völkern, Sprachen, Religionen, Trachten, Sitten, Kunſt- und Naturerzeugniſſen denken, als diejenige, aus welchen Rußland beſteht? Und kann man ſich grellere Kontraſte denken als diejenigen, welche hieraus entſpringen? Während der Tſchuktſche an der Oſtſpitze Aſiens bei ſeinem Wallfiſchthran in hermetiſch verſchloſſenen Zelten von Rennthierfellen kauert, lorgnetirt der parfümirte Petersburger die Sängerinnen in der italieniſchen Oper, reckt ſich der träge Georgier unter den Rieſenplatanen ſeiner Heimat. Während in der einen Provinz das Queckſilber gefriert, daß es ſich hämmern läßt, gedeihen in der andern die herrlichſten Weine und Südfrüchte unter freiem Himmel. Während der Reiſende im nördlichen Sibirien auf hundebeſpannten Schlitten fährt, ziehen durch die Lande am Araxes, am Kyros und Kuban Karawanen arabiſcher Kameele. Das isländiſche Moos und die immergrüne Myrthe; der Leopard und der Polarbär; das Rennthier und das Merinos haben in Rußland gedeihlichen Boden. Selbſt unter den Strömen laſſen ſich Beiſpiele finden zur Veranſchaulichung der Kontraſte, welche dieſes Rieſenland erzeugt: die kleinen, unter Eis gebornen Ströme des Kaukaſus rauſchen durch ſonnige, immergrüne Länder in's Kaſpiſche und in's Schwarze Meer, während der aus den glühenden Sandwüſten der Mongolei kommende Jeniſſei mit den übrigen Rieſenſtrömen Sibiriens ſich in's Eismeer ergießt.

Chriſten verſchiedener Glaubensbekenntniſſe und Sekten: Griechen, Armenier, Katholiken und Unirte, Lutheraner und Reformirte, Herrenhuter und Mennoniſten haben in Rußland ihre Kirchen; eine halbe Million Juden ihre Synagogen, und

drei Millionen Muhammedaner ihre Moſcheen. Der Parſe kaſteit ſich zur Ehre Ormusd's vor den ewigen Feuern von Baku; der Kalmyk betet ſeinen Dalai-Lama an; der Bramine ſeinen Brama, und der tunguſiſche Schamane ſein hölzernes Götzenbild . . .

All dieſe großartige, vorwiegend rohe Mannigfaltigkeit in Sitte, Glauben und Kultur, und die daraus entſpringenden Kontraſte finden im Kreml ihren bildlichen Ausdruck.

Dieſelbe autokratiſche Gewalt, welche in dieſen Bauwerken die ſchroffſten Gegenſätze gewaltſam einigte, hat auch die vielen grundverſchiedenen Volksſtämme, vom öſtlichen Ozean bis zum bothniſchen Meerbuſen, und von den Grenzen der Tatarei bis zum Eismeere, gewaltſam geeinigt, ſo daß für Alle nach Außen nur Eine Grenze, und im Innern des Rieſenſtaates nur Eine Münze, Ein Geſetz, Maß und Gewicht gilt.

Dort neben der Granowitaja Palàta ſteht die Orushéinaja Palàta oder das Arſenal, wo man unter anderen Kleinodien auch die hundert Kronen und Scepter der nach und nach den Zaren unterworfenen Fürſten als Merkwürdigkeiten zeigt.[4])

* * *

Vom Iwan Weliki aus, an deſſen Fuße als ein unbewegliches Schauſtück die größte Glocke der Welt ſteht, werfen wir unſern Scheideblick auf die umliegende Stadt. (Die Glocke bildet mit den beiden am neuen Arſenal ſtehenden Rieſenkanonen ein Merkwürdigkeitskleeblatt, welches an Ungeheuerlichkeit ſeines Gleichen auf Erden ſucht. Das Metall einer einzigen dieſer Kanonen würde hinreichen um ein ganzes deutſches Fürſtenthum mit Geſchütz zu verſorgen, während die Glocke ſo koloſſal iſt, daß das bei ihrem Sturze unten aus-

geſprungene, verhältnißmäßig kleine Stück genügen würde um eine beſondere Glocke von nicht unbeträchtlicher Größe daraus zu gießen.)

Wie Moskau als das Herz Rußlands, ſo iſt der Kreml mit dem gegenüberliegenden, weit ausgedehnten Baſar, als das Herz Moskau's zu betrachten.

In drei unregelmäßigen Bogen ſchlingen ſich breite, geſchmackvoll bepflanzte Boulevards um die drei mittleren Stadttheile Moskau's, welche den Kreml umgeben. In dem wichtigſten dieſer Stadttheile, deſſen auf den Kreml ſchauende Fronte der Baſar (Gostini dwor) bildet, drängen — im Gegenſatz zu der übrigen weitläuftig gebauten Stadt — Häuſer und Menſchen ſich dichter zuſammen, raſſeln fortwährend hunderte von Droſchken und Equipagen, herrſcht ein faſt ununterbrochen lautes Leben und Treiben von mehr aſiatiſchem als europäiſchem Anſtrich. Nach Maßgabe der Entfernung von dieſem Mittel- und Nährpunkte der Stadt verringert ſich das Leben in den Straßen, und in manchen Stadttheilen herrſcht eine faſt ländliche Oede und Ruhe. Prachtvolle Paläſte, die ſich der Mehrzahl nach in nichts Weſentlichem von unſeren modernen Paläſten unterſcheiden, wechſeln ab mit unanſehnlichen Holzhäuſern, ſchmutzigen Kneipen, rieſigen Kronsgebäuden, alten und neuen Kirchen, Gartenanlagen und freien Plätzen.

An freien Plätzen, großartigen Gartenanlagen und ſchönen Spaziergängen iſt Moskau überaus reich, wie denn die Stadt in ihrem achtzig Werſte meſſenden Umfange einen Raum einnimmt, welcher wenigſtens eine vierfach größere Bevölkerung tragen könnte.

Im Gegenſatz zu Petersburg, wo in den ſchnurgeraden Straßen die Häuſer militairiſch gleichmäßig in Reih' und Glied aufgeſtellt ſind, als ob ſie jeden Augenblick bereit wären, eine Schwenkung nach links oder rechts zu machen, ziehen ſich

in Moskau faſt alle Paläſte und Häuſer, welche etwas für ſich bedeuten wollen, aus der ohnehin unregelmäßigen Straßenlinie möglichſt weit zurück und ſchieben aus dieſer Entfernung ein Gitter oder eine Verzäunung vor, um die gezogene Linie damit auszufüllen.

Man hat berechnet,[5]) daß etwa der vierte Theil aller Häuſer in Moskau aus ſolchen Rückzugsgebäuden beſteht, welche von weiten Hofräumen, Gärten oder Raſenplätzen umgeben ſind. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der alten Moskowiter (welche ſich überhaupt durch freieren Sinn und größere Selbſtſtändigkeit von den Petersburgern unterſcheiden), daß Jeder ſein Haus hier nach ſeinem eigenen Geſchmacke, ſeiner eigenen Laune oder Grille baut.

Der Petersburger ſieht mit ſklaviſcher Aengſtlichkeit vor Allem darauf, daß ſein Haus dem des Nachbars möglichſt ähnlich werde; der Moskowiter dagegen ſucht ſeine Genugthuung darin, daß ſein Haus von dem des Nachbars ſich möglichſt unterſcheide, ſei es auch nur durch äußere Schnörkelei oder Verzierung. Reiche Moskowiter haben, von ihren Reiſen heimkehrend, nachahmungsweiſe venetianiſche und florentiniſche, Paläſte, gothiſche Bauwerke und Schweizerhäuſer nach Moskau verſetzt. Andere haben ſich darin gefallen, Häuſer in chineſiſchem Geſchmack anzulegen und ihnen eine entſprechende Einfaſſung zu geben. Die vielen eingewanderten Armenier, Georgier, Griechen, Tataren und Perſer haben in Moskau nicht nur ihre volksthümlichen Tempel, ſondern ſind auch, ſoweit es das Klima geſtattet, in ihren häuslichen Einrichtungen den heimatlichen Erinnerungen treu geblieben.

Denkt man ſich unter dieſe vielgeſtaltige, im Einzelnen oft komiſche und barocke, im großen Ganzen aber maleriſche Maſſe der Privathäuſer die zahlreichen, durchgängig koloſſalen öffentlichen Gebäude (das große Findelhaus allein umſchließt 26,000 Menſchen!) vertheilt, ſo hat man einen ungefähren

Begriff von dem gewaltigen Eindruck, welchen ein Rundblick vom Iwan Weliki auf die hügelgetragene Mosquastadt erzeugt, aus welcher sechs hundert Kirchen ihre Tausende von Thürmen und schimmernden Kuppeln emporstrecken. Genießt man vollends eines solchen Rundblicks bei großen Illuminationen, wo Millionen buntfarbiger Lämpchen wie glänzende Perlenschnüre die Stadt in allen Richtungen umziehen und durchschimmern, so ist der Eindruck ein überwältigender, unauslöschlicher.

Nur das ewige Rom, wo sich Alles in reineren Umrissen zeichnet und durch größere Erinnerungen verklärt wird, — und das meerbespülte Konstantinopel, wo statt schwerfälliger Glockenthürme schlanke Minarets in blendender Weiße aufsteigen und die leuchtenden Kuppeln die Form des Himmels tragen, der sich über ihnen wölbt, vermögen einen noch großartigeren und schöneren Gesammtblick zu bieten. Die übrigen mir bekannten Städte Europa's stehen in malerischer Wirkung weit hinter Moskau zurück.

## Zweites Kapitel.

### Von Moskau bis zu den Steppen des Don.

In keinem andern Lande habe ich ſolche Anhänglichkeit, ſolche Liebe des Volkes zu ſeiner Hauptſtadt gefunden, wie der Ruſſe ſie bei jeder Gelegenheit, oft in rührender Weiſe an den Tag legt. Nur der Schmerz des Abſchiedes vom Vaterhauſe, oder die Freude über die Rückkehr in daſſelbe nach langer Trennung, läßt ſich den wehmüthigen oder freudigen Gefühlen des ächten Ruſſen vergleichen, der ſein geliebtes Moskau verläßt oder wiederſieht.

Dem gläubigen Bewohner des Innern iſt ein Beſuch der Zarenſtadt eine eben ſo heilige Angelegenheit, als dem gläubigen Türken eine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina. Er nennt Moskau nur ſein »Mütterchen«, und verſchwendet in der Sehnſucht danach, wie in der Erinnerung daran, die zärtlichſten Ausdrücke.

»Wott Mòsquà!« (da iſt Moskau!) ruft mit freudigem Stolze der Kutſcher dem Reiſenden zu, wenn die goldenen Kuppeln der Stadt vor ihm aufſteigen. »Proschtschai màtjuschka Mosquà!« (lebwohl Mütterchen Moskau!) ruft er wehmüthig, wenn er die geliebte Stadt wieder meiden muß. Dann treibt er ſein Dreigeſpann, wovon gewöhnlich zwei Pferde auf der Wildbahn laufen, zu größerer Eile an, daß dem Reiſenden in dem kleinen, offenen, unbequemen Kaſtenwagen alle Glieder knacken, und er ſich nur mit Mühe

vor dem Hinausstürzen wahrt, während die Telèga trotz der schlechten, holprigen Wege unaufhaltsam über Stock und Stein dahinrollt und der Kutscher durch Pfeifen, Schnalzen, Fluchen, oder durch seltsame, dem Pferde geltende Zurufe seine Brust erleichtert, bis er in die richtige Stimmung kommt, zum Klange des Glöckchens von Waldai ein klagendes Lied anzustimmen.

Dieses Glöckchen (beigenannt nach dem Städtchen Waldai, welches das ganze Reich damit versorgt), an dem hohen Bogen hängend, welcher über dem Kopfe des Deichselpferdes der Troika aufsteigt, bildet die wesentlich poetische Beigabe jeden russischen Dreigespanns. Sein melancholisches Gebimmel spielt in der Geschichte des russischen Herzens und der russischen Poesie eine noch größere Rolle, als bei uns die Klänge des Posthorns. Unter den hunderten von Liedern, zu denen das Geklingel des Glöckchens von Waldai Anlaß gegeben, verdient besonders Eines erwähnt zu werden, welches nicht blos tagtäglich von allen Kutschern und Fuhrleuten des weiten Zarenreichs gesungen wird, sondern überhaupt im Munde des ganzen Volkes lebt und seine Wirkung auf Ohren und Herzen der Zuhörer niemals verfehlt. Obgleich es diese Wirkung hauptsächlich seiner volksthümlichen Weise und den dadurch geweckten Anklängen und Erinnerungen zu verdanken hat und deshalb von Ausländern nie ganz verstanden und empfunden werden kann, will ich doch versuchen, durch Verdeutschung des Liedes Euch einen Begriff davon zu geben:

### Die Troika, oder das Dreigespann.

Das Licht war flackernd im Verglimmen,
Das Feuer im Kamin verglüht —
Da klang's in mir wie fremde Stimmen,
Ein Traum bezaubert mein Gemüth.

Fern kommt ein Dreigeſpann geflogen,
Stürmt auf dem Heerweg laut herbei;
Doch trüb und klagend unterm Bogen
Erklingt das Glöckchen von Waldai.

Früh hat's den Fuhrmann fortgetrieben,
So ſchwül ward's ihm um Mitternacht —
Er ſang ein Lied von ſeiner Lieben,
Von ihrer blauen Augen Pracht:

Ach, blaue Augen, warum brennt ihr
So tief in meine Seele mir!
Ach, böſe Menſchen, warum trennt ihr
Zwei Herzen die ſo Eins wie wir!

Leb Moskau wohl, ſo lieb und theuer!
Leb wohl, leb wohl, Du ſüße Maid!
Ich ſterbe wie ein rauchend Feuer
Vergeſſen in der Einſamkeit!

* * *

Nur in wenigen Umriſſen ſchildere ich Euch die Bewohner und Zuſtände jener einförmigen Landſtriche und unabſehbaren Steppen, welche wir zu durchwandern haben, bevor wir hinaufſteigen zu der majeſtätiſchen Gebirgswelt des Kaukaſus.

Noch iſt der September nicht zu Ende, und ſchon trägt die Landſchaft um uns her ein winterliches Gepräge.

Der Himmel iſt grau umwölkt und mitten am Tage durchdunkelt's die Luft wie beim Hereinbrechen der abendlichen Dämmerung; auf den kahlen Zweigen der Bäume wiegen ſich Schwärme von Krähen und Raben; ſchaurig pfeift der Herbſtwind über die ſchneebedeckten Felder hin, durch welche der Fahrweg ſich windet wie ein rieſiger ſchwarzer Streifen; denn noch liegt das Eis zu dünn und der Schnee zu locker, um den Hufen der Pferde und den einſchneidenden Wagenrädern zu widerſtehen, und jedes Mal beim Durchbrechen der leichten

Winterdecke quillt's aus dem ſchlammigen Boden hervor ſchwarz wie Theerquellen.

Trotz des fetten, fruchtbaren Bodens, welcher die Gouvernements von Tula und Woroneſch ſo vortheilhaft auszeichnet, finden wir hier in den elenden Dörfern eine arme, verkümmerte Bevölkerung.

Dieſe betrübende Erſcheinung hat namentlich darin ihren Grund, daß dieſe beiden Gouvernements größtentheils in kleine Gutsherrſchaften zerfallen; je kleiner aber die Anzahl Leibeigener eines Edelmanns iſt, deſto größer ſind die Opfer, die er von ihnen fordert.

Es giebt Familien, die in Petersburg und Moskau ein Haus machen, ohne andere Einkünfte zu haben als die Abgaben, welche ſie von vier- bis ſechshundert Leibeigenen ziehen.

Was Wunder, daß die armen Bauern keinen höheren Lebenszweck kennen, als ſich abzumühen für ihren Gutsherrn, ohne an Verſchönerung ihres eigenen kummervollen Daſeins zu denken. (Dieſe Bemerkungen wurden im Jahre 1843 gemacht. Durch die Aufhebung der Leibeigenſchaft iſt ſeit dem ein großer Umſchwung zum Beſſeren eingetreten.)

Trotzdem findet man unter dieſem zähen, fügſamen Geſchlechte nicht ſelten wohlgebildete, kräftige Männergeſtalten, während eine ſchöne Frau hier, wie überall in Rußland, zu den größten Seltenheiten gehört. Die ſchweren Arbeiten, denen ſie hier mehr als in allen anderen Ländern, von Jugend auf unterworfen ſind, die ungeſunde Luft in den dumpfen, unreinlichen Wohnungen, die geringe Pflege, welche ſie auf ſich verwenden und ſo manche andere drückende Umſtände, treten der freien Körperentwickelung hemmend entgegen.

In den Städten, durch welche der Weg uns führt, von Moskau bis hinaus über Woroneſch, wo die kräuterreiche Steppe der Koſaken beginnt, fällt uns vor Allem die Einförmigkeit in der Bauart der Häuſer auf.

Wer Moskau geſehen, kennt alle anderen ruſſiſchen Städte.

Sehen wir ab von dem völlig modernen Petersburg, ſo offenbart ſich eigentlich nur in Moskau eine große, wenn auch rohe Mannigfaltigkeit architektoniſcher Geſtaltungen; faſt nur hier hat man den Eindruck einer wirklichen Stadt, einer dauernden Anſiedlung gewerbfleißiger Menſchen.

Die meiſten übrigen Städte dieſes Landes, mit ihren ſchnurgeraden Straßen, ihren kaſernenartig gebauten, gelb oder weiß übertünchten Häuſern, erſcheinen wie großartige Karawanſerei's, und die Menſchen darin wie unſtäte Pilger.

Denn der Ruſſe kennt keine Heimat in unſerem Sinne des Wortes. Er kann die ihm angeerbte Nomadennatur des großen Wandervolks, dem er entſproſſen, nicht verläugnen.

Auch machen noch heute die Verhältniſſe des Landes ein geſichertes Stillleben unmöglich.

Der lebhafte Binnenhandel, der Krieg im Kaukaſus, die weitverzweigte Verwaltung, der häufige Beamtenwechſel, und hundert andere Umſtände bedingen ein ſtetes Hin- und Herziehen in dem ſich über drei Welttheile ausdehnenden Rieſenreiche.

Der Arzt, welcher heute in Moskau ſein Examen gemacht, kurirt vielleicht in wenigen Wochen ſchon die Gallenfieber an den Küſten des ſchwarzen Meeres; — der neuvermählte Beamte, welcher ſich eben in Petersburg häuslich niedergelaſſen, erhält plötzlich Beſchäftigung in einer Kanzlei an der Grenze von China; — der Gardeoffizier, welcher am Abend ſeine Geliebte beſuchen will, wird unverhofft Nachmittags als Kourier nach dem Kaukaſus entſendet. In ähnlicher Weiſe geht's durch alle Klaſſen der Geſellſchaft.

Und weil der Ruſſe ſich nirgends dauernd heimiſch fühlt, fühlt man ſich auch nirgends dauernd heimiſch mit ihm.

Ihn beherrſcht nicht die ſüße Macht der Gewohnheit und der Zauber der Erinnerung. Er wurzelt nicht in der

Vergangenheit und denkt nicht an die Zukunft. Dieſer ächt orientaliſche Charakterzug des Ruſſen, nur für den Augenblick zu leben und nur die Gegenwart zu genießen, ſpricht ſich auch in ſeiner Wohnung aus.

Er baut ſein Haus nur für ſich und ſeine eigenen Bedürfniſſe, ohne ſeiner Nachkommen dabei zu gedenken. Und weil er weder Erfindungsgeiſt hat, noch Geſchmack an ſchönen Bauwerken, noch Geduld lange zu warten, läßt er ſein Haus bauen nach dem Muſter der umſtehenden Häuſer, und gewöhnlich mit einer Eile, daß die Gebäude oft nach wenigen Jahren ſchon ausſehen, wie übertünchte Ruinen.

Daher die kalte Einförmigkeit der ruſſiſchen Städte, und die eigenthümliche Erſcheinung, daß man es keinem Hauſe anſieht, ob es vor einem, vor zehn oder vor hundert Jahren gebaut wurde — im Gegenſatz zu den alten Städten Deutſchlands, Italiens und anderer Länder, wo die Gebäude gleichſam lebendige Blätter der Geſchichte ſind, belehrende Vermittler zwiſchen Vergangenheit und Gegenwart.

Das einzig Bemerkenswerthe der ruſſiſchen Städte ſind ihre ſchmuckreichen Kirchen und großartigen Baſars.

Wie in der Architektur, ſind die Ruſſen auch in der Bildhauerkunſt und Malerei weit hinter allen Völkern Europa's zurückgeblieben.

Der Einwand, daß der Druck der Leibeigenſchaft, welcher auf der großen Maſſe des Volkes laſtete, jede freie Geiſtesthätigkeit, jeden höheren Aufſchwung unmöglich gemacht, — wird entkräftet durch das Beiſpiel der Völker des Alterthums, wo unter ähnlichen Zuſtänden die Kunſt ihre höchſte Ausbildung erreichte, und der Genius des Volkes ebenfalls auf Koſten der gedrückten Maſſen ſich ſeine ewigen Denkmäler ſchuf.

Zudem datirt die Einführung der Leibeigenſchaft in Rußland bekanntlich erſt aus den letzten Jahrhunderten, wo die

Ruſſen ſchon in lebhafterem Verkehr mit dem Auslande ſtanden. Aber weder der fremde Einfluß, noch der Schutz und die Begünſtigung, welche die Zaren den Künſten angedeihen ließen, vermochte die Neigung dafür unter den Ruſſen zu fördern, eben weil ihr unſteter Sinn, ihr Hang zum Nomadenleben ſie den an die Scholle feſſelnden Beſchäftigungen entfremdete.

In den wenigen Ueberreſten bildlicher Darſtellungen der Ruſſen (wie der Slaven überhaupt), die aus früherer Zeit auf uns gekommen, offenbaren ſich nur die roheſten Anfänge der Kunſt.

Die Chroniken erzählen von Bildſäulen der alten Slavengottheiten: Perun's, des Donnergottes; Ußlad's, des Gottes der Freude; Woloß', des Gottes der Heerden; Stribog's, des Gottes der Winde; Lada's, der Göttin der Liebe und Schönheit;[6]) — doch iſt leider davon nichts bis auf die Gegenwart gekommen. Man kann annehmen, daß ſie auf gleicher Stufe ſtanden mit jenen ungeſchlachten Steinbildern, welche man noch hin und wieder in den weiten, vom Don und vom Kuban durchſtrömten Koſakenſteppen findet.

Im Gegenſatz zu der Vernachläſſigung, welche die bildenden Künſte in Rußland fanden, und zwar aus denſelben Urſachen, welche dieſe Vernachläſſigung bewirkten, erreichte die Sprache hier ſchon ſehr früh einen hohen Grad der Ausbildung.

Sie wurde die alleinige Trägerin alles geiſtigen und ſittlichen Inhalts des Volkes; in ihr konnte der Ruſſe Monumente ſchaffen, die ihn auf ſeinen Wanderungen begleiteten; ihr hauchte er all ſein Denken und Sinnen, all ſein Leid und Wehe ein, und ihre biegſamen, klangreichen Formen ſchmiegten ſich leicht allen Bedürfniſſen an.

Daher die erſtaunliche Ausbildung, der überraſchende Formen- und Wortreichthum, welche wir in der ruſſiſchen Sprache finden, und daher auch die hohe Bedeutung, welche das Volkslied hier für den denkenden Geſchichtsfreund hat.

Die Geſchichte, das innere und äußere Leben, alle Weisheit und Thorheit, alle Tugenden und Gebrechen des Volks ſpiegeln ſich mit wunderbarer Treue in dieſen Liedern ab.

Und es liegt darin eine Kraft des Ausdrucks, ein Reichthum von Bildern und Anſchauungen, daß der Forſcher nicht blos hiſtoriſche Belehrung, ſondern auch hohen Genuß in dieſen alten Denkmälern findet, welche nur von den epiſchen Erzeugniſſen der neueren Kunſtpoeten Rußlands an Bedeutung übertroffen werden.

Seltſamer Weiſe haben dieſe Dichter den wohlverdienten Ruhm, welchen ſie in und außerhalb Rußland gefunden, mehr ihren poetiſchen Verirrungen als ihren weſentlichen Vorzügen zu verdanken.

Nur da, wo ſie aus dem alten Sagen- und Liederquell ihres Landes und den Eigenthümlichkeiten des vielgeſtaltigen Volkslebens ſchöpften, erſcheinen ſie wahrhaft groß, während ihre übrigen Werke blos mehr oder weniger gelungene Nachahmungen ausländiſcher Vorbilder ſind.

Die Aufklärung und Ueberfeinerung der höheren Stände, denen die bedeutendſten der modernen ruſſiſchen Dichter angehören, und das Elend und die traurige Unwiſſenheit der großen Maſſe des Volks bilden ſchwer zu vermittelnde Gegenſätze.

Der unnatürliche Genuß, die Blaſirtheit, der Ekel der Gegenwart, die Weltmüdigkeit, bieten keinen Stoff für die Poeſie, und der Dichter, der ſeine Helden unter den Trägern dieſer Gebrechen ſucht, kann nur Zerrbilder daraus erzeugen. Es iſt zu bedauern, daß dieſe Poeſie der Unnatur

ſelbſt unter den begabteſten Geiſtern Rußlands ihre Vertreter gefunden.

Hier iſt nicht der Ort, die obigen Andeutungen weiter auszuführen. Ich verweiſe diejenigen Leſer, welche ſich über den Gegenſtand genauer unterrichten wollen, auf meine die ruſſiſche Literatur ſpeziell behandelnden Schriften.[7])

# Drittes Kapitel.

## Die Doniſche Steppe.

„Ich ſchwamm hinaus auf die Fläche des trockenen Oceans. Der Wagen verſinkt in Grün und ſchwankt wie ein Nachen durch die Wogen der rauſchenden Wieſen hin. Ueberſchwemmt von Blumen umſchiffe ich die korallenen Eilande des Steppengraſes. Schon ſinkt die Dämmerung herab; kein Weg noch Hügel zeigt ſich dem ſpähenden Blicke. Ich ſchaue zum Himmel empor und ſuche die Sterne, die Leiter des Nachens . . .“

So begrüßte einſt Mickiewicz das Steppenland, das er wahrſcheinlich zu einer günſtigeren Jahreszeit beſuchte, als ich.

Wohl glich jetzt die Steppe mit ihrem eintönigen, leicht aufſteigenden, weit verſchwimmenden Hügelland einem trockenen Ocean; aber verdorrt lag das Gras und geknickt von den kalten Herbſtſtürmen, oder zerſtampft durch Koſakenroſſe; und von dem reichen Pflanzenwuchs des Frühſommers, welcher beſonders durch die Millionen hoch aus den Graswogen aufſchießenden Synantheren ſein eigenthümliches Gepräge erhält, zeigten ſich nur noch kümmerliche Reſte.

Der Eintritt in die Steppenlande des Don hat für den von Moskau kommenden Reiſenden nichts Plötzliches, Ueberraſchendes; wie überhaupt raſche, unvermittelte Uebergänge zu den ſeltenen Ausnahmen in Rußland gehören, wo man in verſchiedenen Gegenden hunderte von Meilen in gerader Rich-

tung fortreiſen kann, ohne daß die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Bodens, oder die Thier- und Pflanzenwelt ſich merklich änderte.

Um ein Maß für die Anſchauung dieſer großartigen, mit keinem andern Lande Europa's vergleichbaren Einförmigkeit und ihrer allmähligen, unmerkbaren Uebergänge zu geben, führe ich hier die Behauptung eines landeskundigen deutſchen Naturforſchers an: »daß am Nordrande des Harzes auf einer Strecke von weniger als einer deutſchen Meile mehr geognoſtiſche Verſchiedenheit zu beobachten iſt, als auf dem Wege vom weißen bis zum ſchwarzen Meere, und daß auf einer Entfernung von kaum mehr als einer Meile vom Fuße des Harzes bis zur Höhe des Brockens die Vegetation größere Gegenſätze zeugt, als zwiſchen der Grenze der Steppen und der Eisküſte.« [8])

Durch die weiten, nur von einzelnen Birken- und Eichenwaldungen und kaum merkbaren Hügelreihen durchzogenen Ebenen der Nara, Oka und Upa wird man hinlänglich vorbereitet auf die großartige Einförmigkeit der Bodengeſtaltung, welche noch erhöht durch den gänzlichen Mangel an Baumwuchs, den vorwiegenden Charakter der Steppe bildet.

Tauſende von Werſten weit kommen hier eigentliche Waldungen gar nicht, und einzelne Baumgruppen nur in verkümmerter Geſtalt vor: theils in Folge der Natur des Bodens; hauptſächlich aber weil die Bäume zu ihrem Gedeihen einer geſchützteren Lage bedürfen, als die endlos flache, allen Winden und Wettern offene Steppe ſie bieten kann.

* * *

Die Winterlandſchaft, welche uns von Moskau aus durch das raſch aufgeblühte Städtchen Podolsk, — das ſchon

in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts erbaute, wiederholt von den Tataren zerstörte Serpuchoff, — und die durch ihre Gewehrfabrik, Silber- und Stahlarbeiten berühmte Gouvernementsstadt Tula begleitet hatte, war bei dem malerisch gelegenen Jeletz, (in der Mitte des Weges zwischen Tula und Woroneſch) plötzlich verschwunden.

Von Jeletz, bis zu dem hart am Don gelegenen und danach benannten Sadonsk, bildete ein unergründlicher Schmutz den Uebergang zu erfreulicheren Bildern. Die Wege wurden beſſer, die Luft milder, der Himmel klärte ſich wieder auf und einige prachtvoll gebaute, inmitten großer Gärten anmuthig gelegene Landhäuſer verſchönerten die Gegend.

In Woroneſch machte ſich ſchon eine bedeutende Veränderung des Klima's fühlbar. Das Thermometer zeigte 16° R. Wärme, während es bei meiner Abreiſe aus Moskau um dieſelbe Tageszeit auf dem Gefrierpunkt ſtand.

Nirgends in der Welt habe ich eine ſo große Menge Windmühlen geſehen, wie in dieſer getreidereichen Provinz. Aus allen Dörfern ragen ſie hervor, alle Hügel ſind damit überdeckt. Und die ſeltſame Bauart dieſer Windmühlen überraſcht faſt noch mehr als ihre große Anzahl. Ihre Flügel bilden ein vollſtändiges Viereck, zuſammengehalten und getragen von vier koloſſalen Speichen.

Auch die vielen kreideähnlichen Kalkhügel, welche das Land in allen Richtungen durchziehen und von Weitem im Glanz der Sonne wie kleine Gletſcher ſchimmern, gewähren einen eigenthümlichen Anblick.

Bei Kaſanskoja überſchreiten wir auf einer Fähre den Don und gelangen in das Land der nach dem Strome benannten Koſaken.

Die Einförmigkeit dieſes dünnbevölkerten Landes ſpiegelt ſich wieder in den ärmlichen Wohnungen, die alle nach Einem Muſter gebaut ſind, und deren jede nur knappen

Raum für eine kleine Familie und die nothwendigſten Geräthſchaften bietet.

Die meiſten dieſer vereinzelt in den Staniţen (Koſakendörfern) ſtehenden Häuſer ſind mit kleinen Gärten umgeben, wo außer den gewöhnlichen Küchengewächſen beſonders Wein und Melonen trefflich gedeihen.

Jede Staniţa, und ſei ſie noch ſo unbedeutend, hat ihren kleinen Baſar, wo alle Erzeugniſſe des Landes, ſo wie die weſentlichſten Bedürfniſſe der Bewohner, beſcheiden vertreten ſind.

Unter den doniſchen Weinen zeichnet ſich beſonders der Rasdoroff'ſche weiße, und der Zymljänski'ſche rothe (den feurigen italieniſchen Weinen ähnliche) vortheilhaft aus. Beide werden in großen Partien ausgeführt und aus Erſterem wird der durch ganz Rußland berühmte und beliebte doniſche Champagner bereitet.[9])

Nach Pallas, welcher dieſe Länder zu wiederholten Malen unter der Regierung der großen Katharina und Kaiſer Pauls beſuchte, datirt der Aufſchwung des Weinbaues am Don erſt aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.[10]) Der berühmte Reiſende iſt auf die Koſaken jener Zeit nicht gut zu ſprechen: »Beſtändiges Wohlleben, — ſagt er — Müßiggang und Völlerei, Folgen des Ueberfluſſes den die vortrefflichen Beſitzungen dieſer freien Miliz hervorbringen, haben die Sitten auf das Aeußerſte verderbt, und Luxus hat auch hier die alte Einfalt genugſam verdrängt. Die Hauptſtadt wird hier, wie anderwärts, der Sauerteig, welcher nach und nach die ganze Volksmaſſe verdirbt. Das Einzige was die Reichen unter den doniſchen Koſaken wirklich verbeſſert haben, iſt der Weinbau, der nicht nur ſeit zwanzig Jahren ſehr vermehrt, ſondern auch auf einen beſſern Fuß gebracht worden iſt, weil er ihren Lüſten ſchmeichelt.« (T. I. p. 448.)

Dieſes Urtheil paßt nur noch theilweiſe auf die heutigen Anwohner des Don, von deren Luxus, beſtändigem Wohlleben und Ueberfluß nicht viel zu rühmen iſt, wogegen ſie in ihrem Hange zum Trinken und zum Müßiggange ihren Vätern allerdings nicht weit nachſtehen mögen. Die Urſachen dieſer Erſcheinung möchte ich aber weniger in den ſchädlichen Einflüſſen der Hauptſtadt, als in der Geſchichte und dem durch dieſelbe bedingten Charakter des merkwürdigen Reitervolks ſuchen, deſſen Name ſchon auf ein unſtätes, den Künſten des Friedens abholdes Leben hinweiſt.

Der Krieg iſt eben des Koſaken einzige Beſchäftigung und das Schlachtfeld das einzige Feld ſeiner Thätigkeit, ſowie die Beute die einzige Quelle ſeines Reichthums. Alle Haus- und Feldarbeit bleibt den Frauen überlaſſen, die durchgehends von derbem, kräftigem Schlage ſind, und Axt, Spaten und Kochlöffel mit gleicher Geſchicklichkeit handhaben. Der dadurch in Haus, Garten und Feld erzeugte Gewinn reicht aber nicht über die Befriedigung der nothwendigſten Bedürfniſſe eines höchſt einfachen Lebens hinaus. Und mit der vom Koſaken heimgebrachten Beute geht es wie das Volkslied ſingt:

„Ohne Nutzen, ohne Segen
Schwindet des Koſaken Beute,
Was er geſtern ſchwer errungen,
Leichten Sinn's vertrinkt er's heute.“

Wäre dem anders, gewöhnte er ſich an eine nützliche Beſchäftigung, lernte er den Boden bebauen oder ein Handwerk treiben, ſo würde er eben aufhören Koſak zu ſein, welche Benennung ausdrücklich einen bewaffneten Herumſtreicher bezeichnet, im Gegenſatz zu dem gewerbthätigen Bürger und dem an der Scholle klebenden Landmann . . .

Die erſten Anfänge der großen Koſakenverbrüderungen bildeten ſich aus Räuberbanden, welche zu Land und zu Waſſer

ihr Unweſen trieben, hauptſächlich aber die Wolga und den Don, die Oka und den Ural zum Schauplatze ihrer Thaten machten. Ihre zum großen Theil noch heute im Munde des Volks fortlebenden Lieder erzählen von zwölfrudrigen, goldgeſchmückten, buntbemalten Fahrzeugen, womit ſie Kauffartheiſchiffe kaperten, alles Werthvolle fortſchleppten und in entlegenen Schlupfwinkeln aufſtapelten. Die Kaufleute wurden zu Gefangenen gemacht und nach Umſtänden niedergemetzelt, oder gegen ein anſehnliches Löſegeld entlaſſen. Kurz, dieſe Banden, welche in älteſter Zeit unter den Namen Burlaki[11]) und Brodniki (Räuber und Landſtreicher) vorkommen, unterſchieden ſich von unſern Wegelagerern und Raubrittern der guten alten Zeit nur durch feſteres Zuſammenhalten und größere Gemeinſamkeit. Ihre Macht wuchs mit ihren Erfolgen. Die zerſtreuten Schlupfwinkel wurden nach und nach zu befeſtigten Wohnplätzen, in welchen ſie ſich ſtark genug fühlten, den Streitkräften zu trotzen, welche die Regierung zu ihrer Unterdrückung aufbot. Mußten ſie die bewohnteren Theile Rußlands meiden, ſo bot ihnen die endloſe Steppe zwiſchen Dnjepr und Don einen um ſo unbegrenzteren Schauplatz der Thätigkeit. Auf den ſchnellen Pferden der Steppe wagten ſie die kühnſten Abenteuer, plünderten Karawanen, überfielen oft ganze Ortſchaften und ſuchten unter den ſchmuckſten Töchtern des Landes ihre Frauen aus. Erſt im dreizehnten Jahrhundert kommen dieſe Räuberbanden unter dem gemeinſamen Namen Koſaken vor.

Mit der Unterjochung der ruſſiſchen Fürſtenthümer durch die Tataren hörte die Feindſchaft zwiſchen Ruſſen und Koſaken auf, da beide in den fremden Eindringlingen einen gemeinſamen Feind fanden. Die Macht der Koſaken wurde durch die jahrhundertlangen Kämpfe mit den Tataren nicht gebrochen, ſondern geſtählt. Nach der Vertreibung der goldenen Horde finden wir die Koſaken als ein ſelbſtſtändiges, zahlreiches und

gefürchtetes Reitervolk wieder, deſſen Urſprung über ſeine Macht und ritterlichen Thaten vergeſſen war.

An den Ufern des Don und hinter den Waſſerfällen des Dnjepr ſetzten ſich zwei große Stämme feſt, wovon der erſtere vorzugsweiſe aus Großruſſen, der letztere vorzugsweiſe aus Kleinruſſen (Ukrainern) und Polen beſtand, obgleich es unter ihnen auch an verſprengten Tſcherkeſſen, Polowzen und Kalmüken nicht fehlte.

Von dieſen beiden Hauptſtämmen der doniſchen und der ukrainiſchen Koſaken gingen alle ſpäteren Verzweigungen aus. Das durch Eintracht ſtarke Gemeindeleben entwickelte ſich bei ihnen unter gleichen Umſtänden auf gleiche Weiſe. Erſt war der Gedanke des Schutzes und der Vertheidigung, dann der Gedanke der Rache, des Ruhmes und der Unabhängigkeit vorherrſchend. In ihrem Aeußeren unterſchieden ſich die Koſaken der Ukraine durch feinern Anſtrich, reichere Kleidung und durch ihr, bis auf den wohlgepflegten Schnurrbart, glattraſirtes Geſicht, von den einfachern, langbärtigen Koſaken des Don.

Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts nehmen die kriegeriſchen Republiken der Koſaken ſchon reifere ſociale Formen an und treten in Verbindung mit den benachbarten Staaten.

Ihre Kämpfe mit den Türken, Litthauern, Polen und Ruſſen, denen ſie nach dreihundertjähriger Unabhängigkeit endlich unterliegen mußten, ſind bekannt aus der Geſchichte. Die Zeit von der Thronbeſteigung Peters I. bis zum Tode Katharina II. umfaßt die Periode ihres politiſchen Untergangs.

Wenngleich das Leben der Koſaken durch die ruſſiſche Herrſchaft ein ganz anderes geworden, und weniger poetiſche Momente bietet als das ihrer freien Vorfahren, ſo fortbeſteht unter ihnen doch eine gewiſſe traditionelle Poeſie, welche die Vergangenheit des Volks, ſeine Leidenſchaften, Sitten und

die wesentlichsten Momente seiner Entwickelung in treuen Zügen wiederspiegelt, und dadurch auch für den Geschichtsforscher von größter Bedeutung ist. Ohne diese reiche und belebende Quelle würde die Geschichte des Volks in eine trockene Aufzählung seiner kriegerischen Erfolge und Unfälle zusammenschrumpfen und uns über die wesentlichsten Triebfedern seiner Kraftäußerung ganz im Dunkeln lassen.

Als solche Triebfedern hebe ich besonders hervor den unerschütterlichen Glauben des Volks an die Satzungen seiner Kirche, verbunden mit einer unbegrenzten Sucht nach Ruhm und Auszeichnung. Jener Glaube umschlang die buntgewürfelten Reiterhorden nicht nur mit einem gemeinsamen, festen Bande, sondern ließ sie auch die Bekämpfung der Ungläubigen (wozu bekanntlich nach der orthodoxen Kirche nicht blos die Tataren gehören) als ein gottgefälliges, heiliges Werk erscheinen. Ihre Ruhmsucht — der ein weites Feld der Befriedigung offen stand, denn jeder Kosak konnte Hetmann werden — trieb sie in Kampf und Gefahr, und sie gingen dem Tode mit fatalistischem Gleichmuthe entgegen, weil sie fest darauf rechneten, im Himmel für ihre Tapferkeit belohnt zu werden. Zu gleicher Zeit waren sie nicht unempfänglich für einen guten Nachruhm auf Erden; der Gedanke, verherrlicht zu werden im Liede, fortzuleben im Munde des Volks, war ihnen ein Sporn zu den kühnsten Thaten und Wagnissen.

„Der junge Kosak mußte untergehn
Wie die Blume der Steppe in Sturmeswehn;
Doch sein Ruhm starb nicht mit ihm — noch in spätster Zeit
Singen, preisen die Kosaken seine Tapferkeit.“

Dieser Schluß des Liedes, welches die Thaten Iwan Konowtschenko's rühmt, findet in vielen ähnlichen Liedern des Landes seinen Wiederklang.

„Mir, Mütterchen, macht es nicht Ehre noch Vergnügen,
Einem Bauersmann gleich das Feld zu pflügen,
Meine gelben Stiefel im Koth zu beſchmutzen,
Meine koſtbaren Kleider am Pflug abzunutzen:
Mich treibt es nach Tahin, der Stadt, von hinnen,
Dort ritterlichen Ruhm und Ehre zu gewinnen!“

So ruft der junge Koſak ſeiner Mutter zu, die ihn abhalten will dem Aufgebote des Hetmann Chwilonenko zu folgen.

Um auch durch eins unter vielen Beiſpielen das religiöſe Element zu veranſchaulichen, welches einen Grundton in den Koſakenliedern bildet, führe ich die Stelle aus der berühmten Duma: »Der Sturm auf dem Schwarzen Meere« an, in welcher der Hetmann den drohenden Untergang ſeiner Flotte ſich nicht anders erklären kann, als daß einer der Koſaken den Zorn Gottes durch ein Verbrechen auf ſich gezogen haben müſſe. Er ruft den Koſaken zu:

„Naht Euch alleſammt, ſagt Eure Sünden her,
Und der Schuldige ſoll ſterben im Schwarzen Meer!“
Und in Schweigen ſtand der Koſaken Schaar,
Denn es wußte Keiner wer ſchuldig war ...

Da tritt einer herzu, ein Prieſterſohn, der ſich erbietet zur Rettung der Andern zu ſterben. Aber die Koſaken wollen das nicht zugeben, weil ſie behaupten, er ſei beſſer und klüger denn ſie Alle. Darauf beichtet der Prieſterſohn ſeine Sünden, wobei er unter andern auch bekennt:

„Ich pflegte die Kirchen vorbei zu jagen
Ohne mein Haupt zu entblößen und das Kreuz zu ſchlagen —
Für meine Sünden, Brüder, muß ich jetzt untergehn!“

Aber:

„Als noch Alexis, Sohn des Prieſters, ſeine Beichte ſprach,
Ließ der Sturm auf dem Schwarzen Meere nach;
Die Flotte ward gerettet durch des Höchſten Hand,
Und kam glücklich bei der Inſel von Tentra an's Land.“

Dieſe wunderbare Rettung veranlaßte den Prieſterſohn den Koſaken die weiſe Lehre zu geben:

„Treu ſollen wir Liebe zum Nächſten üben,
Nie durch böſe That Vater und Mutter betrüben;
Den Menſchen, die gerecht vor dem Herren ſtehn,
Wird es wohl auf Erden und im Himmel gehn!
Des Mörders Schwert bringt ihnen nicht den Tod,
Der Eltern Gebet führt ſie aus Sturm und Noth,
Macht von Todſünden ihre Seele rein,
Wird ihr Schutz zu Meer und zu Lande ſein!“

Der Tod iſt dem Koſaken nur ſchrecklich, wenn er ihn durch Sünde herbeigeführt hat, oder wenn er ihn fern von der Heimat erleiden muß:

„O, wohl wußte der Koſak, er würde doppelt leiden,
Ohne ſeine treuen Gefährten vom Leben zu ſcheiden!“

Denn fern von ſeinen Brüdern findet er nicht die ehrenvolle Beſtattung die dem Tode erſt die rechte Weihe giebt. Da wird kein Trauermahl gehalten, wird kein Kreuz auf ſein Grab gepflanzt und kein Segen darüber geſprochen.

Worin die Begräbnißfeierlichkeiten bei den Koſaken beſtanden, wird uns, wie in vielen andern Liedern, ſo auch in dem vorhin erwähnten Liede zu Ehren Konowtſchenko's ausführlich geſchildert:

„Mit ihren Schwertern gruben die Koſaken ſein Grab,
Mit den Mützen trugen ſie die Erde ab,
Senkten die Leiche hinein und beſtatteten ſo
Der Wittwe Sohn Iwan Konowtſchenko!
Darauf ließen ſie aus Pfeifen, ſieben Spannen lang,
Und aus Kriegeshörnern mit dumpfem Klang
Eine klagende Trauermuſik erſchallen,
Zum Ruhme des Koſaken der im Felde gefallen.“

Die Mutter des Gefallenen aber bereitet ein großes Trauermahl, wozu alle Koſaken eingeladen werden:

„Dem Führer ſchenkt ſie des Sohnes Roß,
Und dem Aelt'ſten des Heeres ſein Schwert und Geſchoß.“

Auffallend iſt der tief melancholiſche Zug, welcher durch die meiſten, um nicht zu ſagen alle Lieder der Koſaken, ſowie überhaupt durch die Volkslieder der Slaven geht. Bei dem Volke mag dieſer Zug ſeine Erklärung finden durch den ſchweren Druck der auf ihm laſtete und der es nie zu rechtem Lebensgenuſſe kommen ließ, — den Koſaken mochte einestheils die drückende Leere und Einförmigkeit des Lebens, welche jedesmal den wilden Aufregungen des Krieges folgt, andererſeits die häufige und lange Trennung von der ihnen über Alles theuern Heimat Stoff genug zu traurigen Betrachtungen bieten. In der That ſcheint das Heimweh des Koſaken zu ſeinem Steppenlande noch ſtärker geweſen zu ſein als dasjenige des Schweizers nach ſeinen Bergen. Er konnte nicht ſcheiden von der Heimat ohne eine Handvoll Erde mitzunehmen, die er neben ſeinem Heiligenbilde auf der Bruſt trug, die ſein Troſt war in der Ferne, und die er küßte, wenn er ſterben mußte unter Feindeshand. Ein eben ſo hervorragender Zug wie ihre Liebe zur Heimat, war die fromme Anhänglichkeit der Koſaken an Vater und Mutter. Unglücklich derjenige, dem die Eltern früh geſtorben waren, oder der ſie vielleicht niemals gekannt. Das Leben drückte ihn wie eine ſchwere Bürde; nichts gelang ihm nach Wunſch, weil ihm zu Allem der elterliche Segen fehlte. Er möchte ſich ertränken im Waſſer ſeines heimatlichen Stromes, aber die Religion, ſein letzter Troſt ſpricht zu ihm: »Ertränke Dich nicht, Koſak, denn Du verlierſt Deine Seele!«

„Mutter, Mutter, ach vergebens
Gabſt Du Deinem Sohn das Leben,
Ohne ihm am Glück des Lebens
Seinen Antheil auch zu geben!

Ungetauft mußt' ich verderben,
Half mir keine Chriſtenhand;
Vater, Mutter mußten ſterben,
Und dazu mein Vaterland.

Fühlt kein Herz mit mir gemeinſam,
Todt ſind alle meine Lieben;
Ach! warum verwaiſt und einſam
Bin ich hier zurückgeblieben!

Wüßt' ich doch ein einzig Weſen,
Das ſich meinem Herzen einte,
Das, wie ich, zum Gram erleſen,
Mit mir litte, mit mir weinte.

Dem das Auge thränt', wie meines,
Wie der Thau vom Baume fällt —
Aber ach! ich finde keines
Auf der weiten Gotteswelt!"

Laſſen ſolche Lieder nicht tiefere Blicke in das Herz des Volkes thun, gewähren ſie nicht reichere Belehrung und erwecken ſie nicht ein menſchlicheres Intereſſe als die Aufzählung wüſter Kämpfe und Raubzüge? Es iſt eine fruchtbare Aufgabe für den Denker, die Widerſprüche zu löſen, welche zwiſchen dem äußeren und inneren Leben dieſes Volkes liegen, deſſen ſelbſtſtändige Rolle jetzt ausgeſpielt iſt, welches aber als ein mächtiges Werkzeug in der Hand eines Mächtigen unzweifelhaft noch Thaten vollbringen wird, womit verglichen alle ſeine früheren Thaten in Nichts verſchwinden . . .

Zum Schluß dieſer poetiſchen Abſchweifung möge hier noch ein älteres Lied ſeine Stelle finden, welches mir in Gehalt und Geſtalt am beſten geeignet ſcheint, die Eigenthümlichkeiten der doniſchen Volkspoeſie zu veranſchaulichen:

„Grüß' Dich, Väterchen! herrlicher, ſtiller Don!
Unſer Ernährer Du, Don Iwanowitſch!
Gehen zu Deinem Ruhm bei uns Sagen viel',
Gehen Sagen viel', Dich zu verherrlichen.
Wie vor Zeiten ſich wild Deine Flut ergoß,
Wie ſie wild ſich ergoß, und doch klar und rein; —
Aber jetzt, mein Ernährer! ſo trüb fließeſt Du,
Haſt getrübt Dich von oben bis unten hin! —

Sprach zur Antwort der herrliche, ſtille Don:
Aber wie ſoll ich nicht trübe, nicht finſter ſein!
Hab' ich zieh'n laſſen meine hellen Falken all',
Meine hellen Falken, die Koſaken vom Don!
Spült ſich ab ohne ſie mein Uferland,
Streut hinab ohne ſie viel gelben Sand . . .“

Angeregt durch ſolche Erzeugniſſe der alten Zeit, ſo wie durch ſein wechſelvolles Leben, fühlt der Koſak auch noch heute das Bedürfniß, ſeinen Gefühlen in Verſen Luft zu machen, bei der Trennung von der Geliebten, beim Abſchiede von der Heimat und ähnlichen trübſtimmenden Gelegenheiten.

Der Eine ſingt ein Lied, der Andere verbeſſert es, der Dritte fügt ein paar Verſe hinzu, und ſo geſtaltet ſich zuletzt ein abgerundetes Ganzes daraus.[13])

* * *

Die Lebensweiſe der Koſaken iſt ſo rauh und einfach, daß ein verwöhnter Reiſender es nicht lange bei ihnen aushält. Fiſche aus dem Don gehören zu den Leckerbiſſen; Krautſuppen, Grütze mit Oel zubereitet, Melonen und grobes Brod bilden die gewöhnliche Nahrung.

Ehe ich Nowo-Tſcherkask erreichte, hatte ich ein friedliches Abenteuer zu beſtehen, welches ſich nimmer aus meiner Erinnerung verwiſchen wird.

Ich war die ganze Nacht durchgefahren, hatte den folgenden Tag nichts gegeſſen als ein Stück Schwarzbrod, und müde und hungrig kam ich mit anbrechendem Abend in einer Staniza an, deren Aeußeres nichts weniger als einladend war.

Inmitten ſchöner Gegenden kann der Reiſende oft Tage lang Eſſen und Trinken vergeſſen bei der ſteten Abwechſelung der Bilder, die ſich vor ſeinem Auge entrollen. Es iſt, als ob die friſche Bergluft und der Duft von Wieſen- und

Waldesgrün etwas Sättigendes habe, oder als ob der Magen durch das Auge mitgenösse.

In öden, flachen Gegenden aber, wie in den endloſen Steppen am Don, machen ſich die Bedürfniſſe unſeres ſterblichen Theiles doppelt fühlbar. Man hört nichts, als das Raſſeln des Wagens und Pferdegeſtampf; man ſieht nichts, als weite, wüſte Flächen. Kommt dazu noch ſchlechtes Wetter und ſchlechte Wege, wie ich's den ganzen Tag hindurch gefunden hatte, ſo möchte man umkommen vor Ekel und Unmuth.

In einem ſolchen Gemüthszuſtande kam ich in der Stanitza an. Der Wagen hielt in der Mitte des Dorfes ſtill, und ich ſchickte meinen Diener auf Kundſchaft aus, um ein Obdach und warmes Eſſen aufzutreiben.

»Hier im Dorfe iſt kein Wirthshaus, und Sie werden ſchwerlich etwas zu eſſen finden,« rief mir eine freundliche Frau von mittleren Jahren durch das offen ſtehende Fenſter ihrer Hütte zu, »wenn Sie aber mit unſerer ſchlechten Koſt vorlieb nehmen wollen, ſo ſollen Sie uns willkommen ſein; wir ſind gerade beim Abendeſſen.«

Sie ſagte mir dies in ſo einladend freundlichem Ton, und ihr Geſicht hatte einen ſo frommen, gemüthlichen Ausdruck, daß ich unwillkürlich bei mir dachte: das kann unmöglich eine gewöhnliche Koſakin ſein! Es fehlt ihr ganz jener trotzige, determinirte Ausdruck, welcher den Weibern der Koſaken vom Don eigen iſt.

Und ihrer Einladung folgend, trat ich in's Haus. Da ſaßen an einem weißen tannenen Tiſche drei Mädchen, von denen das älteſte etwa zwölf Jahre zählen mochte, und ein Knabe von ungefähr vierzehn Jahren. Sie ſtanden alle auf, als ich in die Stube trat, grüßten mich freundlich beſcheiden, und wollten ſich nicht wieder ſetzen, bis ich ſelbſt unter ihnen Platz genommen hatte.

Auf dem Tiſche dampfte einladend das Abendeſſen, beſtehend aus einer Krautſuppe mit Grütze.

Die Wohnſtube, das Haus- und Tiſchgeräth, alles zeugte von großer Armuth, war aber ſo rein und ſauber gehalten, daß das Auge gern darauf weilte. Decke und Wände waren blendend weiß angeſtrichen, Thür und Fenſter ſauber gewaſchen. Auf einem kleinen, alten Schränkchen ſtand das ärmliche, blankgeſcheuerte Küchengeräth, und in der Ecke hing ein Heiligenbild mit einem brennenden Lämpchen davor.

Die Art und Weiſe, wie die gute Frau mir ihr frugales Abendeſſen anbot, und meinen Teller füllte, hatte etwas ſo Gefälliges, Ungezwungenes, wie man es ſonſt nicht bei Frauen dieſes Standes zu ſehen gewohnt iſt. Man ſah es ihren Augen an, daß ſie gern gab, was ſie hatte, und ſie ſchien mit Wohlgefallen zu bemerken, daß ich mir die Suppe nach Herzensluſt ſchmecken ließ.

Während des Eſſens und nach Tiſche unterhielt ich mich, ſo gut ich konnte, mit meiner freundlichen Wirthin und wußte bald ihre ganze Lebensgeſchichte.

Sie war aus dem Gouvernement Poltawa gebürtig, hatte aber ſchon in früher Kindheit mit ihrem Vater, einem Offizier von bekannter Familie, nach Sibirien wandern müſſen. Ihr Vater ſtarb in der Verbannung, und eine wohlthätige Frau nahm ſich des verwaiſten Mädchens an. Sie blieb eine Reihe von Jahren im Hauſe dieſer guten Frau, erhielt hier eine Art Erziehung und Unterricht, und heirathete ſpäter einen Chorundſchi*), dem ſie in ihrem zwanzigſten Jahre in ſein doniſches Heimatland folgte.

Eine geraume Zeit lebte ſie hier glücklich und zufrieden, bis auch der Gatte ihr durch den Tod entriſſen wurde. Seitdem hatte ſie immer mit Noth und Unglück zu kämpfen gehabt,

*) Der unterſte Offiziersrang bei den Koſaken.

und ihren einzigen Troſt in ihren Kindern gefunden, deren Unterhalt und Erziehung all' ihre Kräfte gewidmet waren.

»Die Kinder leſen ſchon recht hübſch, — ſagte ſie, — ich habe nur immer ſo wenig Zeit, mich mit ihnen zu beſchäftigen. Saſcha,*) hol' einmal Dein Buch her und lies dem fremden Herrn etwas vor.«

Ich beſah das Buch, und war nicht wenig erſtaunt, eine ruſſiſche Ueberſetzung des zweiten Bandes der Campe'ſchen Jugendſchriften vor Augen zu haben.

Die Kinder laſen mir alle nach der Reihe etwas vor, und es ging wirklich recht hübſch, wie ihre Mutter geſagt hatte. Doch die Pferde waren ſchon ſeit einer Stunde angeſpannt, die Zeit drängte, ich mußte davon.

Ich küßte freundlich die Kinder und nahm Abſchied von der Mutter mit einem herzlichen Händedruck, bei welcher Gelegenheit ich ihr ein Geldſtück in die Hand ſchlüpfen ließ.

Aber ohne zu ſehen, was es war, reichte ſie mir das Geld zurück mit den Worten: »Ihr Geld mag ich nicht!« und dabei ſah ſie mich an mit einem Blicke, der mir durch die Seele ging.

Ich begriff im Nu, welchen Mißgriff ich gethan, wie ſehr ich durch mein Geldanbieten die gute Frau beleidigt hatte, und wandte all' meine Beredſamkeit auf, den Fehler wieder gut zu machen; aber Fehler dieſer Art laſſen ſich leider nicht wieder gut machen. Das iſt der Fluch der Armuth, daß all' ihre Handlungen, mögen ſie noch ſo uneigennützig ſein, niedrigem Intereſſe zugeſchrieben werden.

»O Gott,« ſagte die gute Frau, »kann ich denn nicht einmal mein Stück Brot mit einem Fremden theilen, ohne glauben zu machen, ich thue es für Geld? Ich habe mich ſo gefreut, Sie bei mir zu ſehen, und nun muß es ſo kommen!« —

*) Diminutivum von Alexander.

Nowo-Tſcherkask, die Hauptſtanitza des Landes der Koſaken vom Don, breitet ſich maleriſch über die grünen Abhänge eines hochaufgeſchwellten Hügelzuges aus.

Ich nenne den Ort, trotz ſeines bedeutenden Umfanges, eine Stanitza, weil das Ganze ein zu dorfähnliches Anſehen hat, um den Namen einer Stadt zu verdienen.

Die krummen, ungepflaſterten Straßen, die kleinen, bunt zuſammengewürfelten Häuſer, die maleriſchen Trachten der Einwohner, geben dem Orte ein ganz orientaliſches Gepräge, welches nur hin und wieder durch einige, in europäiſchem Geſchmack erbaute Kronsgebäude und Paläſte unterbrochen wird.

Die Hauptvorzüge von Nowo-Tſcherkask ſind der gute, billige Wein und die hübſchen Frauen, die man hier findet. So viele ſchlank gebaute Mädchen, mit leichtem Gange und feinem Geſichte, wie hier, habe ich in keiner ruſſiſchen Stadt geſehen.

Doch, wir dürfen nicht lange weilen in der hügelgetragenen Stanitza, und müſſen wieder hinabſteigen in die Ebene, denn noch weit iſt der Weg, den wir zu pilgern haben, bis zu Georgiens blühenden Fluren . . .

Der Himmel drohte auf's Neue mit Regen, und ich gab den Jämſchtſchiks doppelte Trinkgelder, um ſo ſchnell als möglich Stawropol, die ciskaukaſiſche Hauptſtadt zu erreichen.

Die im Sommer hier zwiſchen dem Don und dem Bolſchoi Oſero*) nomadiſirenden Kalmüken hatten ſchon ihre Zelte niedergeſchlagen, und ihre Winterbehauſungen in Ciskaukaſien bezogen.

Ich ließ in einem Kalmükendorfe anhalten, um zu frühſtücken, verlor aber allen Appetit, noch ehe ich eine dieſer

*) Zu deutſch: der große See. Dieſer See wird nach dem Fluſſe Manytſch auch Oſero Manytſch genannt.

dumpfen, roh aufgeworfenen Hütten betrat, wo die Menſchen mit ihrem Vieh zuſammen wohnen und ſich von letzterm nur durch größeren Schmutz unterſcheiden.

Trotzdem konnte ich nicht umhin, nachdem ich die Schwelle der Hütte einmal überſchritten hatte, meine Selbſtbeherrſchung an dem Genuſſe eines mir dargebotenen Kruges Milch zu üben.

Ich gab dem Kalmüken, welcher mir den Krug gereicht hatte, einen Tſchetwertak,*) den er augenſcheinlich mit größerer Befriedigung betrachtete, als ich ſeine ſchmutzigen Hände. Er gab mir durch Zeichen und gebrochene ruſſiſche Worte zu verſtehen, ich möchte noch einen Augenblick in der Hütte verweilen; er werde gleich zurückkommen und mir etwas Beſonderes mitbringen. Darauf ging er haſtigen Schrittes davon.

»Was das ſchwarze Bilſenkraut, welches die Ufer des Don entlang wuchert, unter den Kräutern, das ſind die Kalmüken unter den Bewohnern der Steppe.« Solche und ähnliche Gedanken fuhren mir durch den Kopf, als nach kurzer Abweſenheit mein Wirth wieder eintrat, gefolgt von einem ältlichen, etwas ſauberer ausſehenden Manne, der ein ſorgfältig zuſammengeſchlagenes Tuch vor mir ausbreitete, welches verſchiedene kleine Bilder und Schnitzarbeiten enthielt. Es waren Thier- und Menſchenfiguren, deren Anlage keinen beſonderen Kunſtſinn verrieth, deren Ausführung aber von einer Kunſtfertigkeit zeugte, welche ich bei dieſen Nomadenſtämmen nimmer erwartet hätte. Die mit großer Sicherheit aus Holz geſchnitzten Kühe hatte der alte Mann ſelbſt verfertigt; die Bilder aber waren von ſeinem Bruder, der, wie ich belehrt wurde, die Farben dazu aus Nowo-Tſcherkask holte.

Ich freute mich, unter dieſer rohen Wanderhorde wenigſtens eine Spur ſchaffender Geiſtesthätigkeit zu entdecken,

*) Ein Silberſtück von 25 Kopeken.

kaufte für ein Billiges einige der Bilder, und begab mich dann wieder auf die Reiſe, um noch vor anbrechendem Abend die Stanitza Donskaja zu erreichen.

Hier blieb ich zur Nacht, da der Poſthalter ſich weigerte, mir Pferde zur Weiterreiſe zu geben, weil, wie er ſagte, die Wege durch die nächtlich in der Gegend umherſtreifenden, räuberiſchen Nagaizen unſicher gemacht werden.

Die Gleichförmigkeit in Kleidung und Bewaffnung der kaukaſiſchen Koſaken und der feindlichen Bergvölker macht, daß nur ein geübter Blick die Einen von den Andern zu unterſcheiden vermag, und der Reiſende, welcher zum Erſtenmale dieſes Weges zieht, glaubt ſchon mitten unter den Tſcherkeſſen zu ſein, wenn er die ſtattlichen Linienkoſaken in ihrer Pelzmütze und dem kaukaſiſchen Waffenrock an ſich vorüberſprengen ſieht. —

Ich verließ Donskaja mit anbrechendem Morgen, und gelangte ſchon um Mittag nach Stawropol, der Hauptſtadt der ciskaukaſiſchen Länder.

Kleine, unanſehnliche Häuſer, krumme, ſchmutzige, ungepflaſterte Straßen, belebt von ruſſiſchen Grauröcken, friedlichen Tſcherkeſſen, Koſaken, Perſern und Tataren — dies iſt Alles was mir von dieſem Orte im Gedächtniß geblieben, der, früher ein elendes Dorf, im Jahre 1785 zu dem Range einer Stadt erhoben wurde, aber noch heute nichts davon hat als den Namen.

Hinter Stawropol nimmt das Land ſchon ein kriegeriſches Gepräge an. Auf den Hügeln, welche ſich zu beiden Seiten des Weges hinziehen, brennen Wachtfeuer, umlagert von Linienkoſaken, welche ſich in ihren Waffenröcken mit der zottigen Burka*) darüber, gar ſtattlich ausnehmen; Patrouillen

*) Burka — ein kurzer Pelzmantel mit der rauhen Seite nach Außen gekehrt.

durchziehen die Straßen, und hin und wieder erblickt man eine Wuiſchka, d. h. ein hohes, Taubenſchlag ähnliches Gerüſt, in welchem oben zwei Koſaken ſtehen, die mit Fernröhren bewaffnet, nach allen Seiten umherſpähen, um bei feindlichen Ueberfällen gleich das Allarmzeichen zu geben.

Da man aber, trotz der ſchärfſten Augen und der beſten Fernröhre, bei trübem Wetter ſelbſt in geringer Entfernung keinen Linienkoſaken von einem Tſcherkeſſen unterſcheiden kann, ſo wird den Reiſenden, wenn ſie nicht eine ſtarke Eskorte mit ſich haben, nur bei ganz heiterm Himmel das Weiterreiſen geſtattet. Aus dieſem Grunde mußte ich zwei Tage in Stawropol bleiben, ehe ich die Erlaubniß zur Fortſetzung meiner Reiſe erhielt.

Es war ein heller, aber feuchtkalter Morgen, als ich der ciskaukaſiſchen Hauptſtadt Lebewohl ſagte.

In den erſten Stunden begegneten wir einer Menge, theils einzeln, theils in kleinen Abtheilungen reitender Koſaken; aber je mehr der Tag hereinbrach, deſto ſtiller wurde es auf der Straße. Unſern Staro-Marjéwska, etwa dreißig Werſt hinter Stawropol, lagen vier Koſaken neben dem halb erloſchenen Wachtfeuer auf ihren Burka's ausgeſtreckt, in tiefem Schlafe. Eine Patrouille ritt vorüber; die Reiter lachten beim Anblick ihrer ſchlafenden Kameraden, aber trabten weiter ohne ſie zu wecken.

Hierauf verging über eine Stunde, ehe mir wieder eine Patrouille zu Geſicht kam.

Kaum ein Paar Minuten waren verfloſſen ſeit die Reiter hinter uns verſchwanden, als fernes Glockengetön uns das Nahen einer Kuriertroika verkündete.

Das ruſſiſchen Kutſcherohren ſo lieblich klingende Gebimmel der Glöckchen von Waldai trieb auch meinen Jämſchtſchik zu größerer Eile an. Er brummte einen luſtigen Fluch durch die Zähne und ſchnalzte den Pferden ermunternd zu.

Schon konnten wir das fern herbrauſende Dreigeſpann deutlich ſehen, und immer heller klang uns das Glockengetön entgegen. Plötzlich trifft ein lang gezogenes, laut gellendes Pfeifen unſer Ohr; wir ſpähen umher: in der Mitte zwiſchen uns und der Troika taucht eine lange Geſtalt auf, und wiederum erſchallt, dieſes Mal in drei kurzen Stößen, ein weithin gellendes Pfeifen.

Der Jämſchtſchik hält mit aller Kraft ſeine Pferde zurück, und richtet ſich auf, um die Blicke umherſchweifen zu laſſen. Doch ſchnell ſetzt er ſich wieder und treibt ſeine Pferde zur Umkehr an, denn wie aus der Erde geſtampft erſcheinen drei Reiter auf der Heerſtraße und ſprengen in geſtrecktem Galopp der kaum noch funfzig Schritt entfernten Troika entgegen. — Ein Schuß fällt — der Kutſcher ſtürzt vom Bocke; in demſelben Augenblicke erſcheinen noch zwei andere Reiter, jeder ein geſatteltes Pferd neben ſich am Zügel führend. Mit Blitzesſchnelle ſind die beiden in der Telèga Sitzenden gebunden, auf's Pferd geworfen, und ſchnell wie der Sturm der die Steppe fegt, jagen die Reiter mit ihren Gefangenen davon, nach der Richtung des Kuban zu, woher ſie gekommen waren.

# Viertes Kapitel.

## Ueber den Kaukaſus nach Tiflis.

Ataſchikoff, ein durch ſeine Tollkühnheit bekannter Koſaken-Offizier, hatte, von einer hohen Perſon beleidigt, geſchworen an den Ruſſen Rache zu nehmen. Das Jahr 1844 war zu einem Vernichtungsfeldzuge gegen die Bergvölker beſtimmt. Ungeheure Streitkräfte wurden aus Rußland herbeigezogen, neue Befehlshaber ernannt, neue Verfügungen getroffen.

Ataſchikoff wußte, daß Gleboff, einer der Adjutanten des Obergenerals von Neidhart, auserſehen war, den neuen Operationsplan von Tiflis nach Petersburg zu bringen.

Hieran knüpfte er ſein Vorhaben, den Kurier mit ſeinen Depeſchen aufzufangen und den Händen der Tſcherkeſſen zu überliefern, wo er einer glänzenden Belohnung gewiß ſein durfte.

Er reitet in's feindliche Lager, und es gelingt ihm bald, ſich mit den Tſcherkeſſenhäuptlingen zu verſtändigen. Sechs Reiter werden ihm mitgegeben, um ſeine Schritte zu überwachen, ihm bei ſeinem Unternehmen behülflich zu ſein, oder im Fall eines Verraths ihn ſelbſt niederzuſchießen.

Wir haben geſehen wie ſein Handſtreich ihm glückte, deſſen Ausführung abſichtlich in eine Gegend verlegt war, welche ſonſt für eine der gefahrloſeſten im Kaukaſus gilt.

Erſt nach mehreren Monaten ſchwerer Gefangenſchaft wurde Gleboff ſammt ſeinem Diener gegen ein Löſegeld von etwa zwei tauſend Thaler wieder auf freien Fuß geſetzt. Ich lernte ihn ſpäter in Tiflis kennen und aus ſeinem eigenen Munde erfuhr ich die hier mitgetheilten Einzelnheiten.

Es iſt dies derſelbe Gleboff, der bei dem unglücklichen Duell im Kaukaſus, in welchem Lermontoff erſchoſſen wurde, ſekundirte.

Er ſelbſt fand, kaum einige zwanzig Jahre alt, ſeinen Tod bei der Erſtürmung von Dargo, unter Fürſt Woronzoff.

* * *

Hinter uns liegt die Steppe und vor uns auf ſteigt der Kaukaſus.

Wie das Herz ſich erhebt mit den Bergen, und wie das Auge klarer wird beim Anſchauen ihrer leuchtenden Gipfel! Von dort, wo der vielgeſpaltene Kuban ſeine ſchlammigen Wogen in den tückiſchen Pontus wälzt, bis zu den Feuertempeln am kaſpiſchen Meere, läuft wild gezackt und zerklüftet die hohe Gebirgsmauer, welche Aſien von Europa trennt.

Aus der friſchen, kräftigen Pflanzenwelt zu ihren Füßen, aus dem dunkeln Grün, das hier als breiter Gürtel ihre Flanken umkleidet, dort in launenhaft zerriſſenen Grasmatten hoch hinaufkriecht an den ungethümen Felsmaſſen, ſteigen die Berge empor in nackter Schöne, bis wo der demantene Winterſchleier in blendender Weiße von den himmelanſtrebenden Kuppen auf ihre gewaltigen Schultern herabfällt.

Hoch hinaus über dieſen, in wunderbarem Farbenſpiel ſchimmernden Maſſen, zeichnen zur Linken der Kasbék, zur Rechten der Elborus, und in gleicher Entfernung von beiden der pyramidenförmige Paßmymtha ihre weißen Häupter am blauen Himmel ab.

Kein europäiſches Gebirge gewährt in ſeiner Geſammtheit einen ſo überwältigend ſchönen Anblick, als der Kaukaſus, wie er ſich dem aus der Steppe kommenden Wanderer zeigt.

Hier iſt kein vermittelnder Uebergang, kein ſtörendes Vorgebirge, das den Anblick des großen Ganzen erſchwert.

Entweder erſcheint der Himmel grau umwölkt, dichte Nebel beſchränken den ſpähenden Blick und man wähnt noch mitten in der Steppe zu ſein — oder der Wolkenſchleier zerreißt, der Nebel fällt, und das Gebirge ſteht da in ſeiner ganzen Glorie.

So ſah ich es zum Erſtenmale bei Jekaterinograd, der unter Katharina II. gegründeten, hart an der Kabardah gelegenen Koſakenſtadt, wo der Weg, der uns aus Rußland hierhergeführt, ſich in zwei Arme ſpaltet, davon der eine dem kaſpiſchen Meere zuläuft, während der andere ſich erſt in ſchwindelnder Höhe mitten durch den Kaukaſus windet und dann in's Herz von Georgien niederſteigt.

Wir folgen dem letzteren Wege, wie er dem Laufe des Terek entgegen, der hier die große von der kleinen Kabardah trennt, uns über Wladikawkas in mühſamen Krümmungen auf den Rücken der Gebirge führt.

Zwiſchen hochaufgethürmten Kalkſteinmauern, wild zerriſſenen Schieferfelſen, über ſchauerliche Abgründe hinweg, wo ungethüme Protogynmaſſen aus dem ſchwarzen Schieferagglomerat hervorbrechen, gelangen wir durch den altberühmten Engpaß von Darjel zum Dorfe Kasbék, nachdem wir in Lars zum letzten Male friſche Pferde genommen. Bald wird uns der Weg verſperrt durch gewaltige Schneemaſſen, bald durch losgebrochene Granitblöcke und Steingerölle, bald durch ein ungeſchlachtes oſſetiſches Fuhrwerk, oder durch eine Karawane bedächtig einherſchreitender Kameele, deren zähe Wüſtennatur auch vor den eiſigen Gebirgspfaden des Kaukaſus nicht zurückbebt.

Das Dorf Kasbék (bei den Georgiern auch Stepan Tzminda genannt) liegt am Fuße des Bergesrieſen, deſſen Namen es trägt, und deſſen Kuppe den zweithöchſten Punkt der vulkaniſchen Kette bildet, welche den Kaukaſus von Nordoſt nach Südweſt durchzieht.[13])

Steif und zerſchlagen von der mühſamen Reiſe, welche ich, der Schwierigkeit des Weges halber, von Lars bis Stepan Tzminde faſt ganz zu Fuß gemacht hatte, kam ich Abends im Dorfe an.

Aber es duldete mich nicht lange in den dumpfen Zimmern. Nach kurzer Erholung eilte ich wieder hinaus in die friſche Luft, und trotz der heftigen Kälte brachte ich die halbe Nacht unter freiem Himmel zu, verloren im Anſchauen der großartigen Bilder, welche ſich im klarſten Mondſchein vor meinen Blicken entrollten.

Der plötzliche Uebergang von der Steppe zum Gebirge, die gewaltigen Eindrücke des Tages, die unwillkürlich auftauchenden hiſtoriſchen Erinnerungen; der Gedanke, jetzt mitten in dem altberühmten Kaukaſus zu weilen, den die Einen die Wiege des Menſchengeſchlechts, Andere die Mauer nennen, daran die Völkerwogen ſich brachen, welche aus Mittelaſien einſt über Europa herabſtürzten — all' dieſes hatte mich ſo mächtig aufgeregt, daß ich die neue Welt um mich her mit doppelter Lebendigkeit erfaßte.

Vor mir auf ſtieg in ſchauerlicher Schöne der gigantiſche Kasbék, der vielbeſungene, ſagengeheiligte Berg, von deſſen Gipfeln periodiſch alle ſechs oder ſieben Jahre die dort angehäuften Schnee- und Eismaſſen in furchtbaren Lawinen herabſtürzen, Menſchen und Dörfer in ihrem Falle begrabend.

Nach zwei Meeren ſtreckt er ſeine Arme aus; auf zwei Welttheile ſchauen ſeine weithinleuchtenden Augen; derweilen die Länder der Oſſeten, der Kiſti, der Galgai, zu ſeinen Füßen ſich winden.

Ich finde die Eindrücke, die jene herrliche Nacht auf ich machte, in meinem Tagebuche in Reim und Vers verichnet, und glaube wenigſtens Einiges davon hier wiedergeben müſſen, als unmittelbaren Ausdruck der Empfindungen, elche die Gebirgswelt in mir erzeugte.

## Der Kasbék.

Am Kasbék, dem mächt'gen, ſtand ich
Spät in mondenheller Nacht,
Und empor die Blicke wandt' ich
Zu des Berges hoher Pracht.

Sah den Wind die Wolken jagen
Von den Höh'n, den eiſig nackten,
Sah die ſteilen Felſen ragen
Die des Berges Leib umzackten.

Sah des Terek's Fluten brauſen
Unter wildem Schaumgeleck —
Und verwundert und voll Grauſen
Sprach ich alſo zum Kasbék:

„Bergesgreis! hoch wie die Sterne
Schaut dein leuchtend Haupt gen Morgen,
Dem Geräuſch der Erde ferne,
Ferne auch von ihren Sorgen.

Sieh, dich trifft der Sonne letzter
Und der Sonne erſter Gruß,
Und auf deine Höhen ſetzt der
Adler nur den kühnen Fuß.

Schätze füllen deine Speicher,
Geiſter dienen deiner Macht;
Und ſo ſtehſt du da in reicher
Angeſtaunter Wunderpracht!

Prangſt in ſchimmerndem Geſchmeide,
Von Demant iſt deine Kron';
Schauſt mit ſtolzer Vaterfreude
Terek, deinen wilden Sohn.

Der in's Thal fliegt, wellbefiedert,
Dir ſtets fern und doch ſtets nah —
Mit dem Meere dich verbrüdert,
Das du nie, das dich nie ſah!

Deines Haupts ein leiſes Schütteln
Dröhnt tief bis zur Erde Schoß,
Macht die ſtarren Felſen rütteln,
Reißt die Schneelawine los;

Daß ſie unter Sturmesrollen,
Selbſt ein Berg, vom Berge ſpringt,
Und auf ihrem ſchreckensvollen
Laufe Tod und Wehe bringt."

Und ich ſchwieg. Ein ſchaurig Bangen
Faßte mich im nächt'gen Graus;
Der Kasbék ſtreckt ſeine langen
Schattenarme nach mir aus.

Geiſterhaft im Schneegeglimme
Sich der Schein des Mondes brach ...
Sieh, da klang's wie eine Stimme,
Die herab vom Berge ſprach:

„Kleiner Menſch! mit deinen kleinen
Sorgen, und der großen Angſt!
Der du ſtaunſt ob meinen Steinen,
Und vor meinem Schnee erbangſt.

Wende ruhig heimwärts deine
Schritte in des Thales Schoß;
Glücklicher als du das meine,
Preiſe ich dein Erdenloos!

Unten freut Ihr Euch gemeinſam,
Tragt gemeinſam Leid und Weh —
Während ich hier kalt und einſam
Zwiſchen Erd' und Himmel ſteh.

Kalt und einſam muß ich ſtehen,
Mir und Andern zum Verderben;
Muß die Menſchen ſterben ſehen,
Und ich ſelber kann nicht ſterben!

Wohl zuerſt, zuletzt mir kehret
Sich die Sonne zu, die heiße —
Doch nur mich nie wärmt und nähret
Ihre Strahlenmilch, die weiße!

Sehe gern das bunte Treiben
In der ſchönen Menſchenwelt —
Aber fern muß ich ihr bleiben,
Denn mich flieht was mir gefällt!

Selbſt der Strom, den ich gezeugt:
Sieh, wie er die Wellenſchwingen
Rauſchend hebt und mir entfleucht,
Um in's Thal hinabzuſpringen!

Und zuweilen, unaufhaltſam
Faßt mich Zorn ob dem Geſchicke,
Das mich feſtgebannt, gewaltſam
Einzwängt in die Eiſesdicke.

Und dann rüttl' ich meine Glieder,
Reiße meinen Panzer los,
Schleud're Schnee und Felſen nieder
In des Thales grünen Schoß.

Krachend rollen die Lawinen
Ihren Schreckenspfad hinab,
Machen Häuſer zu Ruinen,
Werden Tauſenden zum Grab.

Aber ich, in froher Blöße,
Freue mich voll grimmer Luſt,
Labe gierig meine Größe
An der heißen Himmelsbruſt . . .“

Alſo ſprach Kasbék, der mächt'ge,
Und ich ſtand in tiefem Sinnen;
Durch das öde Grau'n, das nächt'ge,
Hört' ich's, einem Strom' gleich, rinnen.

Immer dunkler von den Gletſchern,
Von den hohen, rauſcht' und ſchwoll es,
Und in immer lauterm Plätſchern
Schäumend mir zu Füßen quoll es . . .

Seltſam wilde Regung fühlt ich,
Als ich ſtumm von dannen ſchlich —
Schöner Terek! nimmer hielt ich
Für ein Kind des Schmerzes dich!

* * *

## Der Terek.

Wie ein großer Gedanke ſich losreißt aus
Dem Haupte eines Genius,
Alſo ſpringt aus des Kasbék ſteinernem Haus
Der brauſende Terekfluß;
Reißt ſich in ſprudelnder Luſt
Von der nährenden Bergesbruſt;
Rauſcht mit hellem Geplätſcher
Ueber die eiſigen Gletſcher —
Und die Steine und Felſen die ſeinen Wellen
Sich, trotzig hemmend, entgegen ſtellen,
Und das Krüppelgewächs und die Klötze zumal:
Lachend überſpringt er ſie,
Oder ſtark zwingt er ſie
Mit ſich hinunter in's blühende Thal.
Was ihm widerſteht, wird zerſtoben,
Denn ſeine Gewalt kommt von Oben!

Die Geiß, die wie er vom Felſen ſpringt,
Sich labend, aus ſeiner Welle trinkt;
Der Wandrer, der lechzend am Berghang ruht,
Erquickt ſich an ſeiner kühlen Flut.

Schwankende Büſche, uralte Bäume
Baden die Wurzeln im friſchen Geſchäume,
Es freu'n ſich die duftigen Blumen, die bunten,
Ob der lauten, tanzenden Wellen tiefunten,
Und es lockt der ſtürmiſche Bergesſohn
Durch Klagen, Murmeln und Schmeichelton,
Manch widerſtrebend Blümelein
Zu ſich in's Flutenbett herein . . .

Und nach Unten gewandt
Durchzieht er das Land
— Ein König im blitzenden Wellengeſchmeide —
Den Fluren zum Segen, den Menſchen zur Freude.
Und nichts hält ſeinen Lauf
Den ſtürmiſchen, auf.
Ohne Raſt, ohne Ruh
Eilt er dem Meere zu —
Und das Meer, unter wildem Jubelgebraus
Nimmt ihn auf in ſeinem weiten Haus.

Doch wie er im Meer
Seine Wohnung genommen,
Weiß man nicht mehr
Von wo er gekommen;
Man erkennt ihn nicht wieder
Aus der Zahl ſeiner Brüder,
Die, wie er, aus der Ferne herbeigeſchwommen.
Sein Name entſchwebt
— Ein leerer Schall —
Er ſelbſt aber lebt,
Ein Theil im All.

— Nach dieſem poetiſchen Erguſſe darf ich's meinen freundlichen Leſern nicht zumuthen, mich durch das Schneege-

ſtöber, den Schmutz, die Kälte, die Wärme, und alle die Drangſale und Gefahren zu begleiten, welche ich bei der Weiterreiſe durch den Kaukaſus zu überſtehen hatte.

Darum nur wenige Worte hier zum Schluß der Wanderung.

Wir verfolgen unſern mühſamen Weg nach Kobi; winden uns, hart an die ſteilen Felſenwände gedrückt, langſam über die furchtbaren Abgründe hinweg, die am Guda und Kreuzberg ſich vor uns aufthun in ſchauerlicher Tiefe; ſteigen über Kaſchaour nach Ouiſchett in das lachende Thal der Aragua hinab, und noch vor Abend erreichen wir Duſchett, die erſte georgiſche Stadt am Fuße des Kaukaſus . . .

Hinter uns liegt das Gebirge, in ſeiner eiſigen Pracht, mit ſeinen Gletſchern, Abgründen, Felswänden und Schluchten — und vor uns liegt ein blühendes Land, durchzogen von ſanftgeſchwellten, grünen Hügelreihen, und durchrauſcht von der Aragua laut plätſchernden Wellen.

Noch klebt der Schnee an den Stiefeln, womit wir die Blumen zertreten, die zu unſern Füßen blüh'n.

Leiſe ſäuſelt der Wind durch das Laub der Akazien; in rieſiger Dicke und Höhe ſchlingt ſich der Weinſtock empor; auf den Zweigen der Mandelbäume wiegen ſich die Sänger des Waldes; — aus der ſtarren Winterlandſchaft ſind wir in einen Garten getreten, wo es duftet und glüht von Blumen und Sonnenſchein.

In Mtzchethi, wo die Aragua ihre Wellen mit denen des Kyros miſcht, machen wir zum letzten Male Halt, und wenige Stunden darauf erreichen wir Tiflis, die Hauptſtadt Georgiens.

# Fünftes Kapitel.

## Mirza-Schaffy, der Weiſe von Gjändſha.

Einige Moskauer Freunde, welche dem neuen Statthalter nach Georgien gefolgt waren, hatten die Aufmerkſamkeit, meine Ankunft in der alten Kyrosſtadt durch ein heiteres Feſtmahl zu feiern. Und um mir gleich einen Vorgeſchmack des georgiſchen Lebens zu geben, war bei der Tafel Alles nach aſiatiſchem Brauche geordnet.

Junge Georgier in maleriſchen Gewändern trugen die Speiſen auf; ein ſchlanker Armenier kredenzte in gigantiſchen, ſilbergezierten Büffelhörnern die feurigen, blutrothen Weine von Kachetos; ein perſiſcher Sänger in blauem Talar und hochaufſtrebender, pyramidenförmiger Mütze, mit einem feingeſchnittenen, verſchmitzten Geſichte und blaubemalten Fingerſpitzen, ſpielte die Tſchengjir*) und ſang dazu die lieblichſten Oden von Hafis.

Wohin ich mein ſtaunendes Auge ſchweifen ließ, entdeckte ich Ueberraſchendes und Neues. Ich lebte in Wirklichkeit eines der Märchen der Tauſend und Einen Nacht, wovon ich als Kind ſo oft geleſen und geträumt. In erquicklicher Abwechslung wurde gegeſſen, gelacht, erzählt, geſpielt und geſungen, aber noch mehr — getrunken.

*) Ein Saiteninſtrument.

In wunderbaren Weiſen erſchollen die liebestollen Töne der Lieder des Sängers von Schiras; immer heller ſtrahlte der von Innen erzeugte Wiederſchein des blutrothen kachetiſchen Weines in den Geſichtern der Gäſte; auch bei mir blieb ſein Feuer nicht ohne Wirkung, aber mein reiſemüder Körper verlangte nach Ruhe. Seit vierzehn Tagen hatte ich kein Bett geſehen und die feuchten Nächte theils im Wagen, theils auf ärmlichem Teppich, in noch ärmlicheren Berghütten zugebracht. Ermüdet ſchloſſen ſich hin und wieder die Augen, und als ich dem Andrange des Schlafes nicht länger widerſtehen konnte, verließ ich die Geſellſchaft, um meine Wohnung aufzuſuchen.

Erſt als ich mich erhoben hatte, ſpürte ich die ganze gewaltige Wirkung des Weines, und in den Beinen noch viel mehr als im Kopfe, denn der kachetiſche Wein hat die Eigenſchaft, daß er nie Kopfſchmerz erzeugt, hingegen den untern Körper mit ſeltſamer Schwere belaſtet. Ich wäre ſicherlich nicht nach Hauſe gelangt, hätten ſich nicht einige der Herren meiner freundlich angenommen und mich durch die ungepflaſterten, hundedurchheulten Straßen von Tiflis in meine ſchützende Wohnung geleitet.

Es war eine mondhelle, duftige Nacht — eine jener zauberiſchen Nächte, wie man ſie nur unter Georgiens Himmel ſieht, wo der Mond ſo hell leuchtet, als ſei ſein Glanz nur ein, durch einen geheimnißvollen, zartgewebten Schleier gemildertes Sonnenlicht.

Die lange Wanderung durch die nächtliche Kühle hatte mich wieder etwas aufgefriſcht; gar zu lockend blinzelten die Sterne vom reinen Himmel her; in der Ferne ragten geiſterhaft die halbmondförmigen Gipfel des Kasbék empor, tief unter mir lag die Stadt in märchenhafter Schöne und dazwiſchen rollte der Kyros ſeine glänzenden Wogen.

Es faßte mich ein ſtarkes Gelüſten, mich der lieblichen Landſchaft vor meinen Fenſtern noch einen Augenblick zu er-

freuen; eine Thür führte aus meinem Zimmer auf eine hohe, rings um das Haus laufende Gallerie. Ich hatte unbemerkt gelaſſen, daß die Gallerie, ein ganz neues Machwerk, erſt theilweiſe vollendet war, während auf verſchiedenen Seiten die Bretter ungefügt und unbefeſtigt, auf den das Gerüſt bildenden Balken lagen. Unter großer Anſtrengung öffnete ich die zur Gallerie führende Thüre — es ſummten mir eben die Verſe von Puſchkin im Kopfe:

Auf Gruſiens *) Hügeln nächt'ges Dunkel liegt,
Vor mir Aragua's Wogen ſchäumen ꝛc.

Ich trat hinaus; das Brett, worauf ich getreten, wankte zu meinen Füßen — ein Schlag — ein Schrei, — und blutend und wimmernd lag ich unten im Hofe . . .

Ueber die nächſten Folgen dieſes Falles, der mir nahezu das Leben gekoſtet hätte, ſchweige ich, denn ein Tagebuch ſeiner Leiden führen, heißt doppelt leiden. Genüge es Euch zu wiſſen, daß ich an mehreren Stellen des Körpers gefährlich verletzt war, und daß es einer ſchmerzlichen Kur und ſorgſamen Pflege bedurfte, ehe ich wieder ſo weit hergeſtellt wurde, daß ich mich durch Lectüre und Studium zerſtreuen konnte.

Vor Allem ließ ich es mir angelegen ſein, einen Lehrer für das Tatariſche zu nehmen, um dieſe in den Ländern des Kaukaſus unumgänglich nothwendige Sprache in möglichſter Eile zu erlernen.

Der Zufall begünſtigte meine Wahl, denn mein ſchriftkundiger Lehrer Mirza-Schaffy, der Weiſe von Gjändſha **), wie er ſich nennt, iſt, nach ſeiner eigenen Meinung, zugleich der weiſeſte aller Menſchen.

*) Gruſien — ſo nennen die Ruſſen Georgien.

**) Gjändſha — eine in der Provinz Karabagh gelegene Stadt.

Eigentlich nennt er ſich in ſeiner landesthümlichen Beſcheidenheit nur den erſten Weiſen des Morgenlandes; da aber nach ſeinem Dafürhalten die Kinder des Abendlandes noch in Finſterniß und Unglauben leben, ſo verſteht es ſich für ihn gleichſam von ſelbſt, daß er in ſeiner Weisheit und Erkenntniß uns Alle überflügelt. Er nährt übrigens die Hoffnung, daß, Dank ſeinen Beſtrebungen, die Aufklärung und Weisheit des Morgenlandes auch bei uns im Laufe der Jahre wirkſam um ſich greifen werde. Ich ſei nun ſchon ſein fünfter Schüler — ſagte er mir — der zu ihm gepilgert, um ſeines Unterrichts theilhaftig zu werden. Er folgert daraus, daß das Bedürfniß nach Tiflis zu wandern und Mirza-Schaffy's Sprüche der Weisheit zu hören, ſich bei uns immer fühlbarer herausſtelle. Meine vier Vorgänger — meint er ferner — würden bei ihrer Rückkehr ins Abendland doch auch nach Kräften dahin gewirkt haben, morgenländiſche Bildung unter ihren Stämmen zu verbreiten. Auf mich aber ſetzte er ganz beſondere Hoffnungen, wahrſcheinlich weil ich ihm einen Silberrubel für jede Lection zahlte, was — wie ich erfahren habe — für den Weiſen von Gjändſha ein ungewöhnlich hoher Preis iſt.

Am unbegreiflichſten war es ihm immer, wie auch wir uns Weiſe oder Gelehrte nennen können und mit dieſen Titeln durch die Welt wandern, bevor wir noch die heiligen Sprachen verſtehen. Uebrigens entſchuldigte er bereitwillig dieſe Anmaßungen bei mir, da ich doch wenigſtens eifrig bemüht war, die heiligen Sprachen zu erlernen, beſonders aber, da ich den glücklichen Griff gethan, ihn zum Lehrer zu wählen.

Die Vortheile dieſes glücklichen Griffes wußte er mir ſehr anſchaulich zu machen. »Ich, Mirza-Schaffy — ſagte er — bin der erſte Weiſe des Morgenlandes! folglich biſt Du, als mein Jünger, der zweite Weiſe. Du mußt mich aber nicht mißverſtehen; ich habe einen Freund, Omar-Effendi, einen ſehr weiſen Mann, der wahrhaftig nicht der

Dritte iſt unter den Schriftgelehrten des Landes. Wenn ich nicht lebte, und Omar-Effendi Dein Lehrer wäre, ſo wäre er der erſte, und Du, als ſein Jünger, der zweite Weiſe!«

Nach ſolchem Erguſſe pflegte dann Mirza-Schaffy immer ſchlauen Blickes mit dem Zeigefinger nach der Stirne zu deuten, worauf ich ihm regelmäßig im ſtummen Einverſtändniß mitwiſſendklug zunickte.

Daß der Weiſe von Gjändſha ſeine hohe Ueberlegenheit Jedem, der daran zweifeln ſollte, auf das Handgreiflichſte zu veranſchaulichen weiß, bewies er mir einſtmals durch ein ſchlagendes Beiſpiel.

Unter den vielen ſchriftgelehrten Nebenbuhlern, welche Mirza-Schaffy um ſeine Lectionen beneideten, war der hervorragendſte Mirza-Juſſuf, der Weiſe von Bagdad. Er nannte ſich nach dieſer Stadt, weil er dort ſeine Studien im Arabiſchen gemacht hatte, woraus er folgerte, daß er viel gründlichere Kenntniſſe beſitzen müſſe, als Mirza-Schaffy, den er mir als einen Iſchekj, einen Eſel unter den Trägern der Wiſſenſchaft, bezeichnete. »Nicht einmal ſchreiben kann der Kerl ordentlich,« belehrte mich Juſſuf über meinen ehrwürdigen Mirza, »und ſingen kann er gar nicht! Nun frag' ich Dich: was iſt Wiſſen ohne Schrift? Was iſt Weisheit ohne Geſang? Was iſt Mirza-Schaffy gegen mich?«

In dieſer Weiſe peroirte er mit betäubender Redegewandtheit unaufhörlich fort, wobei er beſonders die Schönheit ſeines Namens Juſſuf hervorhob, den ſchon Moſes gerühmt und den die Dichter ſo lieblich beſungen; er wandte all' ſeinen Scharfſinn auf, um mir zu beweiſen, daß ein Name nicht ein leerer Schall ſei, ſondern daß die Bedeutung, welche ſich an einen ſchönen oder großen Namen knüpft, auch mehr oder minder auf die ſpätern Träger dieſes Namens ſich forterbe. So ſei er, Juſſuf, z. B. ganz das Ebenbild von dem Juſſuf

im Egyptenland, der in Keuſchheit gewandelt vor Potiphar, und in Weisheit vor dem Herrn.

Er war im Begriff mir noch neue Beweiſe für ſeine Vortrefflichkeit anzuführen, als ein gemeſſenes Pantoffelgeklapper im Vorzimmer mir meines ehrwürdigen Lehrers Ankunft verkündete. Er ließ die hohen Pantoffeln nach Landesſitte an der Thüre zurück, und trat mit ſaubern, buntgewirkten Strümpfen in's Zimmer.

Er ſchien die Gründe der Anweſenheit meines Gaſtes zu errathen, denn er maß den plötzlich ganz ſchüchtern gewordenen Juſſuf vom Kopf bis zum Fuß mit verächtlichem Blicke, und wollte eben ſeinen Gefühlen Ausdruck geben, als ich ihn mit den Worten unterbrach »Mirza-Schaffy, Weiſer von Gjändſha! was haben meine Ohren vernommen! Du willſt mich belehren und kannſt weder ſchreiben noch ſingen; Du biſt ein Ijchekj unter den Trägern der Wiſſenſchaft, — ſo ſpricht Mirza-Juſſuf, der Weiſe von Bagdad!«

Der Unmuth in Mirza-Schaffy's Geſichte nahm nach und nach den Ausdruck eines vollkommenen Hohnes an; er klatſchte in die Hände, auf welches Zeichen ihm mein Diener gewöhnlich eine friſche Pfeife brachte; aber dieſes Mal verlangte Mirza-Schaffy nach ſeinen dickbeſohlten Pantoffeln. Er nahm einen und ſchlug damit ſo unbarmherzig auf den Weiſen von Bagdad los, daß dieſer ſich umſonſt durch die flehentlichſten Bewegungen und Worte der Strafe zu entwinden ſuchte. Mirza-Schaffy war unerbittlich. »Was, — Du willſt weiſer ſein als ich? Ich kann nicht ſingen, meinſt Du? Wart, ich will Dir Muſik machen! Und ſchreiben kann ich auch nicht? Auf Dein Haupt komme es!« Und dem Worte folgte ein Schlag auf den Kopf. Winſelnd und jammernd ſtolperte der Weiſe von Bagdad unter den Schlägen des Weiſen von Gjändſha durch's Vorzimmer und die Treppe hinab . . .

Ruhiger als ich erwartet hatte, kehrte Mirza-Schaffy aus dem Kampfe der Weisheit zurück, den er so siegreich bestanden hatte. Er ermahnte mich, solchen falschen Lehrern wie Jussuf und Genossen kein Ohr zu leihen, sondern treu auszuharren unter seiner Leitung.

»Es werden ihrer noch viele kommen,« fuhr er fort, »aber Du mußt Dein Angesicht von ihnen wenden, denn Du bist weiser denn sie Alle. Was sagt der Dichter: Wer nicht lesen kann, will Großvezier werden! So geht's diesen Leuten, die nicht lesen noch singen können. Ihre Habsucht ist größer als ihre Weisheit; sie kommen nicht um Dich zu belehren, sondern um Dich zu berauben. Der Appetit steckt hinter den Zähnen!« Dabei zeigte er mir seine weißen Zähne und rückte seine hohe phrygische Mütze auf die Seite, was er gewöhnlich thut, wenn sein Kopf frisch rasirt ist, denn alsdann hält er sich für unwiderstehlich und glaubt bei allen Weibern Liebe zu erwecken und bei den Männern ein Wohlgefallen.

Ich kannte seine Schwäche, und jedesmal, wenn er mir sein frisch gesäubertes Haupt zeigte, rief ich ihm entgegen: Wie Du schön bist, Mirza-Schaffy!

An diesem Abend schien er, trotz des heftigen Pantoffelausfalls, besonders weich gestimmt zu sein, denn zum ersten Male seit unserer Bekanntschaft ließ er sich bewegen, Wein mit mir zu trinken, was er bis dahin immer sorgfältig vermieden hatte, nicht etwa aus übergroßer Gewissenhaftigkeit, sondern weil er fürchtete, ich würde es einst im Abendlande den Leuten erzählen, wodurch sein Ruf als Lehrer der Weisheit leicht gefährdet werden könnte. Aber im Drang der Gefühle konnte er der Versuchung nicht widerstehen; er trank ein Glas, und dann ein zweites und darauf ein drittes, und der Wein löste seine Zunge und er wurde so gesprächig und zutraulich wie ich ihn nie vorher gesehen. »Was sagt Hafis?« rief er mit schmunzelndem Blicke:

„Der Wein iſt der Trank der Weiſen,
Und aller Frömmigkeit Meiſter,
Denn um ihn wandeln und kreiſen
Viele ſelige Geiſter!“

»Im Grunde« — fuhr er fort — »iſt der Genuß des Weines nur für das dumme Volk ein Stein des Anſtoßes. Wir, als Philoſophen, was haben wir uns um den Koran zu ſcheren? Alle Weiſen und Sänger unſeres Volkes haben den Wein geprieſen — ſollen wir ihre Worte zu Schanden machen?« Und um mir zu beweiſen, daß ſeine Philoſophie nicht von geſtern datire, ſang er mir ein Lied vor, welches er nach ſeiner Behauptung ſchon vor zehn Jahren einem frommthuenden Mullah in's Haus geſchickt, der ihn wegen ſeiner Liebe zum Weine verhöhnt hatte:

„Mullah, rein iſt der Wein,
Und Sünd' iſt's, ihn zu ſchmäh'n —
Mögſt Du tadeln mein Wort,
Mögſt Du Wahrheit drin ſeh'n!

Nicht das Beten hat mich
Zur Moſchee hingeführt:
Betrunken hab' ich
Mich vom Wege verirrt!“

Ein Glas folgte dem andern und ein Lied dem andern; aber plötzlich umdüſterten ſich zu meinem Erſtaunen die Blicke des Mirza, er wurde nachdenkend und ſtierte trüb vor ſich hin. So ſaß er eine gute Weile und ich wagte nicht ihn zu ſtören in ſeiner ſtummen Betrachtung. Erſt als er wieder den Mund öffnete und in klagendem Tone die Worte ſang:

„Mich hat der Schmerz der Liebe gebeugt,
Fragt nicht: für wen?
Mir ward das Gift der Trennung gereicht,
Fragt nicht: durch wen?“

unterbrach ich ihn, theilnehmend fragend: »Biſt Du verliebt, Mirza-Schaffy?«

Er ſah mich, wehmüthig den Kopf ſchüttelnd, an, und dann begann er ein anderes Lied zu ſingen, ich glaube von Hafis:

„Betrittſt Du den Pfad der Liebe, den trüb unendlichen,
Findeſt Du Troſt nur im Tode, dem unabwendlichen!“ ꝛc.

Er brummte das Lied zu Ende, dann wandte er ſich zu mir und ſprach: »Nein, ich bin nicht verliebt, aber ich war einmal verliebt, wie es nie ein Menſch geweſen!«

Ihr könnt Euch denken, daß ich mir alle Mühe gab, das Geheimniß der Liebe meines ehrwürdigen Mirza zu erforſchen. Wir ſaßen zuſammen bis tief in die Nacht hinein, und mit immer ſteigender Neugier hing mein Ohr an ſeinen Lippen.

# Sechstes Kapitel.

## Des Weisen von Gjändsha erste Liebe.

„Es sind jetzt eilf Jahre,“ begann Mirza-Schaffy seine Erzählung, »als ich zum ersten Male Zuléikha erblickte, die Tochter Ibrahims, des Chans von Gjändsha.

Was soll ich Dir sagen von ihrer Schönheit? Soll ich erzählen von ihren Augen, die, dunkler als die Nacht, dennoch heller leuchteten als alle Sterne des Himmels? Soll ich Dir sagen von der Anmuth ihrer Gestalt, von der Lieblichkeit ihrer Hände und Füße, von ihrem weichen Haar, das sich herabschlängelte lang wie die Ewigkeit, und von ihrem Munde, dessen Hauch süßer war als der Duft der Rosen von Schiras!

Was nutzt alles Reden, Du würdest mich doch nicht verstehen, denn der Mensch vermag nicht Uebermenschliches zu begreifen.

Ueber sechs Monate hatte ich sie täglich beobachtet, wenn sie um Mittag mit ihren Gespielinnen auf dem Dache des Hauses saß, oder Abends, wenn sie ihre Sklavinnen vor sich tanzen ließ im Scheine des Mondes. Noch hatte ich kein Wort mit ihr gesprochen, noch wußte ich nicht, ob sie mich je eines Blickes gewürdigt. Wie konnte ich es wagen, mich ihr zu nähern? Vermag auch der Mensch sich der Sonne zu nahen? Was kann er thun, als sich zu laben im Glanz ihres Angesichts?

Am Tage mußte ich mich immer mit großer Vorſicht bewegen, denn hätte Ibrahim-Chan bemerkt, daß ich liebende Blicke auf ſeine Tochter geworfen, es wäre mein Leben gefährdet geweſen. Aber Abends war ich ſicherer in meinem Verſtecke, denn nach acht Uhr betrat Ibrahim-Chan nie mehr die Schwelle oder das Dach ſeines Hauſes. Dann ſchlugen die Flammen meines Herzens in Liedern aus; bald ſang ich ein Ghaſel von Hafis, und bald von Dſhami:

O, ſanfter Wind! zum Ort hinwehe
Der Dir bekannt —
Und jenes ſüße Wort geſtehe
Das Dir bekannt!

Die Antwort bleibe, bringt ſie Wehe,
Mir ungenannt —
Doch, bringt ſie Heil: komm und geſtehe
Was Dir bekannt!

Gewöhnlich aber ſang ich meine eigenen Lieder. Was braucht Mirza-Schaffy ſich zu ſchmücken mit erborgtem Schmuck? Weſſen Stimme klingt heller als meine Stimme, und weſſen Lieder ſind ſchöner als meine Lieder?

Auch gelang es mir endlich nach langem Harren, das Auge der Herrin auf mich zu lenken. Ibrahim-Chan war nach Tiflis gereiſt, um im Heere des Sardaars gegen die Feinde der Moskow zu kämpfen. Ich durfte mich jetzt freier hören und ſehen laſſen, meine Stimme und meine Geſtalt konnten Zuléikha nicht länger unbemerkt bleiben.

Eines dunklen Abends, als ich vergeblich zwei lange Stunden hindurch harrend und ſingend in meinem Verſteck geſtanden hatte, ohne auf Ibrahim's Dache ein weibliches Weſen zu erblicken, wollte ich eben mißmuthig in meine Behauſung zurückſchleichen, als leiſen Schrittes eine weißverhüllte Geſtalt an mir vorüberwandelte und die Worte ſprach: Folge mir, Mirza-Schaffy und merke wohin ich gehe.

Mein Herz ſchlug hoch auf in zitternder Erwartung. Baschem üsta! Auf mein Haupt komme es! dacht' ich und folgte bedächtigen Schrittes der in einiger Entfernung mir vorſchwebenden weißen Geſtalt.

Rechts ab von der einſamen Gaſſe, durch welche wir ſchritten, führt ein Pfad ins Gebirge, umwachſen von Miſpelſträuchen und Oleandergebüſch, und wegen ſeiner Enge unzugänglich für Laſtthiere und Karawanen. Dorthin wandten wir uns. Ein bald aufgefundenes heimliches Plätzchen ſicherte uns vor der Neugier der Menſchen. Mein Herz ließ mich richtig errathen, von wem die Botin, die mich führte, geſandt war.«

»Ich glaubte ſchon,« unterbrach ich den Mirza, während er beſchäftigt war, die Zunge wieder durch ein Glas Wein anzufriſchen, »ich glaubte es ſei Zuléikha ſelber geweſen.«

Er ſchien dieſe Bemerkung mit Unwillen zu hören. »Kann die Sonne,« entgegnete er, »niederſteigen zur Erde? Konnte Zuléikha allein ſein mit mir, bevor ſie mich zu ſich heraufgezogen? Kann das Ende kommen vor dem Anfang, oder der Tag vor Sonnenaufgang?

Er ſchlürfte, ſich beruhigend, wieder ein Glas hinunter und dann fuhr er fort in ſeiner Erzählung:

»Meine geheimnißvolle Gefährtin brach zuerſt das Siegel des Schweigens. — »Ich bin Fatima,« ſprach ſie, »die Vertraute Zuléikha's. Meine Herrin blickt auf Dich mit dem Auge des Wohlgefallens. Der Klang Deiner Stimme hat ihr Ohr ergötzt und der Sinn Deiner Lieder ihr Herz gerührt. Ich bin zu Dir gekommen aus eigenem Antriebe, ohne Geheiß meiner Herrin, um Dich aufzurichten und Dich Hoffnung ſchöpfen zu laſſen aus dem Quell meines Wortes, weil ich Dir gut bin und es mir weh thut, Dich leiden zu ſehen aus Liebe zu ihr.«

»So hat Zuléikha ihr Ohr dem Flehen des ärmſten ihrer Sklaven nicht verſchloſſen?« rief ich freudeberauſcht, taumelnd von Glückſeligkeit, »und mein Herz wird nicht zerriſſen werden vom Dorn des Mißfallens? Allah min! Allah bir! Der Gott der Tauſende iſt ein einiger Gott! Groß iſt ſeine Güte, und wunderbar ſind ſeine Wege! Was habe ich gethan, daß er den Strom ſeiner Gnade über mich ergießt durch die Hand Zuléikha's, daß er den Quell meiner Lieder geleitet hat zum Meere der Schönheit!« . . .

»Du thuſt wohl,« ſprach Fatima, »die Gnade Allah's zu preiſen und die Anmuth meiner Gebieterin. Sie iſt der Edelſtein im Ringe der Schönheit, ſie iſt die Perle in der Muſchel des Glückes. Schon längſt hätte ſie Dir ein Zeichen ihrer Gunſt gegeben, wenn ihre Schamhaftigkeit und Unſchuld nicht noch größer wäre als ihre Schönheit. Und ſie fürchtet ihren Vater, der ſeine Tochter zärtlich liebt, aber nimmer zugeben würde, daß ein armer Mirza nach ihrer Minne trachte. Achmed-Chan von Awarien, der jetzt mit Ibrahim-Chan zum Heere der Moskow gezogen, wirbt um Zuléikha's Hand, und der Vater wird ſie ihm geben, wenn er glücklich aus dem Feldzuge heimkehrt. Darum müſſen wir trachten, daß Eure Liebe vor der Heimkehr Achmed-Chans zu erwünſchtem Ziele komme. Wenn morgen Abend der Muezzin vom Minarete zum Gebete ruft, ſo zeige Dich an der Gartenſeite des Hauſes; ich werde die Blicke Zuléikha's auf Dich zu lenken ſuchen, und wenn Du ein Lied ſingſt, das ihr wohlgefällt, ſo darfſt Du der Knoſpe gewiß ſein.«

»So ſprach Fatima, und noch viel mehr; ich habe Dir nur das Wichtigſte davon wieder erzählt. Ich ſchenkte ihr Alles, was ich Koſtbares bei mir hatte, meine Uhr und meine Börſe und verſprach ihr, einen Talisman zu ſchreiben zur Vertreibung eines ſchwarzen Fleckes auf ihrer linken Wange.

Wir ſchieden mit dem Verſprechen uns wieder zu ſehen zu weiterem Verſtändniß.«

Mirza-Schaffy unterbrach ſeine Erzählung durch einen langen Seufzer und griff wieder nach dem friſch gefüllten Glaſe. Ich benutzte die kurze Pauſe, um mir Aufklärung über einige dunkle Stellen ſeiner Geſchichte zu verſchaffen. »Was war der Sinn Deiner Worte,« fragte ich ihn, »als Du ſpracheſt vom Dorn des Mißfallens, und welche Bedeutung knüpft ſich an die Knospe, davon Dir Fatima ſagte, Du dürfteſt ihrer gewiß ſein?«

»Biſt Du ſo unerfahren,« entgegnete er mitleidig, »daß Du nicht weißt, welchen Ausdruck die Liebe hat? Wie ſoll eine Jungfrau ihre Gefühle offenbaren, einem Manne gegenüber, mit dem ſie nie ein Wort ſpricht, bevor er mit ihr vereint iſt?«

Und nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe, mir alle ſeine Lehren in Reimen zu geben, in deren Zuſammenſtellung mein Mirza eine fabelhafte Gewandtheit beſitzt, hub er folgendermaßen zu ſingen an:

„Der Dorn iſt Zeichen der Verneinung,
Des Mißgefallens und des Zornes, —
Drum, widerſtrebt ſie der Vereinung,
Reicht ſie das Zeichen mir des Dornes.

Doch wirft die Knospe einer Roſe
Die Jungfrau mir als Zeichen hin,
So heißt das: günſtig ſteh'n die Looſe,
Nur harre noch mit treuem Sinn!

Doch beut den Kelch der Roſe offen
Die Jungfrau mir als Zeichen dar,
So iſt erfüllt mein kühnſtes Hoffen,
So iſt die Liebe offenbar!“

»Ich verſtehe,« ſprach ich, »nun fahre fort in Deiner Geſchichte.«

»Am folgenden Abend,« hub Mirza-Schaffy wieder an, »fand ich mich ein zur bezeichneten Stunde. Ich hatte den Tag über ein Minnelied geſchrieben, dem kein weibliches Weſen widerſtehen konnte. Wohl zwanzig Mal ſang ich das Lied für mich allein, um meines Erfolges gewiß zu ſein. Dann war ich ins Bad gegangen und hatte mir den Kopf ſo rein ſcheeren laſſen, daß er an Weiße wetteifern konnte mit den Lilien im Thale der Senghi. Der Abend war ruhig und heiter. Von der Gartenſeite aus, wo ich ſtand, konnte ich deutlich meine Zuléikha ſehen; ſie war mit Fatima auf dem Dache allein und hatte ihren Schleier etwas zurückgeſchlagen, als ein Zeichen ihrer Gunſt. Ich faßte Muth und ſchob die Mütze in den Nacken, um der ſpähenden Jungfrau meinen weißen, ganz friſch geſchorenen Kopf zu zeigen. Du begreifſt, welchen Eindruck das auf ein Weiberherz machen muß! Ach, damals war mein Kopf noch viel weißer als jetzt; das iſt aber auch ſchon über zehn Jahre her!« ſprach er wehmüthig und wollte in dieſer Abſchweifung fortfahren, als ich ihn mit den Worten unterbrach: »Dein Kopf iſt immer noch weiß genug, um das jungfräulichſte Herz zu bezaubern; doch Du haſt mir noch nicht erzählt, wie Du Dein Minnelied geſungen und welchen Eindruck es auf Zuléikha gemacht.«

»Ich hatte das Lied,« ſprach der Mirza, »um einen doppelten Mandelkern gewickelt und es auf's Dach geworfen, der Schönen zum Gedächtniß, noch ehe ich anhub es zu ſingen. Dann aber begann ich mit heller Stimme:

Was iſt der Wuchs der Pinie, das Auge der Gazelle,
Wohl gegen Deinen ſchlanken Wuchs und Deines Auges Helle?
Was iſt der Duft, den Schiras' Flur uns herhaucht mit den Winden,
Verglichen mit der Düfte Hauch, die Deinem Mund entſchwinden?

Was ſind die ſüßen Lieder all', die uns Hafis geſungen,
Wohl gegen Eines Wortes Ton, aus Deinem Mund entklungen?
Was iſt der Roſen Blüthenkelch, d'ran Nachtigallen nippen,
Wohl gegen Deinen Roſenmund und Deine Roſenlippen?
Was iſt die Sonne, was der Mond, was alle Himmels-Sterne?
Sie glühen, zittern nur für Dich, liebäugeln aus der Ferne!
Was bin ich ſelbſt, was iſt mein Herz, was meines Liedes Töne?
Als Sklaven Deiner Herrlichkeit, Lobſinger Deiner Schöne!

»Allah! wie ſchön!« rief ich. »Mirza-Schaffy, Deine Worte klingen ſüß wie die Lieder der Peris im Geiſterlande! Was iſt Hafis gegen Dich? Was iſt ein Tropfen gegen den Ocean?«

»Das war blos der Anfang, die Vorbereitung,« ſprach der Weiſe von Gjändſha, »die eigentlichen Minneverſe kommen nachher:

„Mit züchtigem, mit treuem Sinn,
Nah' ich der Liebe Heiligthume,
Und werfe dieſes Lied Dir hin,
Dies duft'ge Lied, als Frageblume!

Nimm es in Freude oder Zorn hin,
Gieb Tod dem Herzen oder Nahrung —
Wirf Knospe, Roſe oder Dorn hin,
Ich harre Deiner Offenbarung!«

»Und was that Zuleikha?«

»Sie warf mir lächelnd eine Knospe herunter, und zum Erſtenmal ſchaute ich ihr Antlitz in ſeiner ganzen ſeligen Schöne!« . . .

»Was ſagt Fiſuli:

„Um zu Dir, mein Leben, zu kommen, hab' ich Leben gegeben;
Sei barmherzig, denn durch Dich erſt kam ich zum Leben!«

»So war's auch mit mir. Seit ich wußte, daß Zuléikha mich liebte, hatte mein altes Scheinleben aufgehört, und ein neues, wirkliches Leben hub für mich an. Wer zählt die Stunden, die ich durchlebt im Vollgenuß des Bewußtſeins ihrer Liebe; wer die Lieder, die ich geſungen zu ihrem Ruhme, wer die Schritte, die ich gethan um ſie zu ſehen! Die Sonne des Glücks ſchien für mich aufgegangen; alle frühern Hinderniſſe waren weggeräumt durch die Gunſt des Schickſals. Zwar blieb meine Liebe in Gjändſha kein Geheimniß; aber alle meine Bekannten ſchienen ſich verbunden zu haben, um mir zu dienen; die Einen aus Freundſchaft für mich, die Andern aus Haß gegen Ibrahim-Chan.

Etwa ſechs Wochen mochten ſeit dem ſeligen Tage verfloſſen ſein, an welchem Zuléikha mir die Knospe geſchenkt, als plötzlich eine drohende Wolke den Himmel meines Glückes umdüſterte.

Ibrahim-Chan kehrte zurück aus dem Feldlager, und mit ihm kam Achmed-Chan, der Freier ſeiner Tochter.

Die Nachricht erſchreckte mich zugleich und belebte mich. Aus dem Abgrunde des Entſetzens wurde ich wie auf Adlerflügeln getragen auf den Berg der Hoffnung. Ich fühlte, daß mein Schickſal ſeiner Entſcheidung nahe war, und das gab mir Muth. Ich hatte ja nur Eines, was mich feſſelte an's Leben; ging dies Eine mir verloren, ſo hatte die Welt dem armen Mirza nichts mehr zu bieten; darum mußte ich Alles daran ſetzen, um das Eine, mein Alles, zu gewinnen.

Schon hatte Achmed-Chan einen Reitertrupp nach Chunſag, der Hauptſtadt von Awarien, entſendet, um den Kübin — das Brautgeſchenk — zu holen und dann die Auserwählte mit ſich fort zu führen in ſeine Heimat.

In Gjändſha wurden Kampfſpiele und Feſtlichkeiten begangen zur Feier der Rückkehr der beiden ruhmbedeckten Chane. Auch ein Sängerfeſt ſollte ſtattfinden auf Zuléikha's Wunſch.

Alle Sänger des Landes wurden dazu eingeladen und jeder mußte ſich vorbereiten auf ein ſchönes Lied zum Ruhme der Herrin. Du weißt, daß der Sieger bei ſolchem Feſte hochgeprieſen wird und das Recht hat, das Saitenſpiel aller übrigen Sänger zu zerſchlagen.

Ich wußte im Voraus, daß ich ſie Alle beſiegen würde, denn wer von ihnen hatte die Quelle der Begeiſterung, die ich hatte! Wie kann die Nachtigall ſingen, wo keine Roſe blüht? Wie kann ein Lied gelingen, wo keine Liebe iſt? Im ſicheren Vorgefühl meiner Ueberlegenheit machte ich den Tag des Sängerfeſtes zum Gipfel und Wendepunkt meines Geſchickes.

Ich hatte einen Armenier in mein Geheimniß gezogen; Du kennſt die Schlauheit der Söhne von Haighk! Er hatte eine Karawane nach Schemacha zu führen im Lande Schirwan, und verſprach ein Kameel zu bereiten für mich und meine Zuléikha, um uns mit ſich zu führen heimlich und verkleidet, falls meine Pläne ſich glücklich verwirklichten.

Mit Fatima war Alles verabredet; ſie hatte die koſtbarſten Sachen zuſammengepackt und Sorge getragen, daß der Armenier zufrieden geſtellt wurde, denn der Tag des Sängerfeſtes ſollte auch der Tag unſerer Flucht ſein.

Um Mitternacht ſollte ich mich einfinden auf dem einſamen Plätzchen, wohin ich zuerſt mit Fatima geſchlichen; von dort gedachten wir uns auf abgelegenen Fußpfaden der großen Straße zu nähern, um in ſicherem Verſteck das Vorüberziehen der Karawane zu erwarten.

Der verhängnißvolle Tag brach an. Schon ſeit einiger Zeit war ich mir vorgekommen wie ein Fremdling in meiner eigenen Wohnung. Bald ſtarrte ich die weißen Wände an, mit den Niſchen darin, zum Aufbewahren der Kleidungsſtücke, — bald konnte ich ſtundenlang mit dem Blicke der Verwunderung auf den lehmgeſtampften, mattenbedeckten Fußboden

ſchauen, oder auf die geringelten Drahtgitter, die man bei uns ſtatt der Fenſter hat, als ob ich alles das niemals geſehen.

Die Minuten kamen mir vor wie Tage und die Stunden wie Jahre. Ich wälzte mich auf dem Polſter der Ungeduld und konnte die Zeit nicht erwarten der Entſcheidung meines Schickſals.

Um Mittag langte eine freudige Botſchaft an. Akim, der Armenier, kam, um mir zu melden, daß Ibrahim-Chan mit ſeinem Gaſte hinausgeritten ſei in's Freie, und daß die waffentragenden Männer des Orts ſich rüſteten, ihnen zu folgen, um ſich im Kampfſpiel zu ergötzen, während die Weiber daheim ſich die Zeit vertreiben ließen mit den Liedern der Sänger.

Hätteſt Du geſehen, wie die Dächer ſich füllten mit Frauen und Mädchen, wie Alles ſchimmerte von dunklen Augen und bunten Gewändern, rund um den Platz her, wo das Sängerfeſt begangen wurde vor dem Hauſe Zuleikha's.

Ein großer Teppich war ausgebreitet, darauf zu beiden Seiten ein Spieler der Saß und Tſchengjir ſaß, zwiſchen welchen immer der Sänger, an dem die Reihe war, Platz nahm, um ſein Lied zu ſingen zum Klange der Saiten.

Der ſchönſte Knabe von Gjändſha war aufgeſtellt, um den ſilbernen Teller zu halten und ihn den Sängern zu reichen, wie ſie der Reihe nach ſich ſetzten und aufſtanden.«

»Wozu brauchte er den Teller, o Mirza?«

»Was für Fragen Du thuſt! Wozu braucht der Sänger den Teller als um den Ausdruck ſeiner Gefühle zu verbergen? Oder kann er ſein Antlitz zeigen vor dem Auge der Schönheit, wenn er ſingt, wie die Schmerzen der Liebe ihm das Herz zernagen und die Wangen bleichen? . . .

Zwanzig Sänger ſtanden im Kreiſe umher, und einer nach dem andern trat auf vor mir, denn ich mußte der Letzte ſein, weil ich der Jüngſte war.

Und wenn Du mich fragſt, was ſie geſungen, ich könnt' es Dir nicht mehr erzählen. Ich weiß blos, daß Alles, was ſie von ſich ſprüheten aus Auge und Mund, nur matte Funken waren im Vergleich mit dem Feuer meines Liedes und meiner Augen. Mir ſelber ſchwoll das Herz vor Entzücken beim Klange meiner Worte.

Vernimm was ich ſang:

Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
Nicht mit Roſen auf duftigem Blumenfeld,
Selbſt mit der ewigen Sonne Licht
Vergleich' ich Zuléikha, mein Mädchen, nicht!

Denn der Engel Buſen iſt liebeleer,
Unter Roſen drohen die Dornen her,
Und die Sonne verhüllt des Nachts ihr Licht:
Sie alle gleichen Zuléikha nicht!

Nichts finden, ſo weit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuléikha gleicht —
Schön, dornlos, voll ewigem Liebesſchein,
Kann ſie mit ſich ſelbſt nur verglichen ſein!

Das Lied war zu Ende geſungen, und — zu meinen Füßen lag eine ſchwellende Roſe!

Ich war der Sieger des Feſtes! . . . In der Freude meines Herzens dacht' ich an Nichts als an Zuléikha und mich. Ich lief nach Hauſe, um die Anſtalten zur Abreiſe zu treffen, und vergaß darüber ganz, das Saitenſpiel der beſiegten Sänger zu zerſchlagen — ich war ja ſo glücklich!«

Hier machte Mirza-Schaffy eine lange Pauſe, ließ ſich eine friſche Pfeife bringen und ſah ſtarr vor ſich hin, ſichtbar überwältigt von den unaufhaltſam ſich ihm aufdrängenden Erinnerungen. So ſaß er wohl eine halbe Stunde trüb und ſchweigſam, den Dampf des Tſchibuqs in langen,

vollen Zügen einſchlürfend und ihn dann minutenlang wieder aus dem Munde hauchend, ſo daß ſein ganzer Kopf von einer Rauchwolke umſchwebt war, aus welcher die hohe phrygiſche Mütze hervorragte wie die Spitze eines Kirchthurms.

Endlich ſtand er auf, brummte einige unverſtändliche Verſe vor ſich hin und machte Anſtalt zu gehen. Ich hatte große Mühe, ihn zurückzuhalten, um ihn weiter erzählen zu hören, aber nur durch Bitten und Fragen aller Art konnt' ich ihm bruchſtückweiſe das Ende der Geſchichte entlocken. Ich ſetze ſeine eigenen Worte her, ſo weit ich mich derſelben entſinne.

»Um Mitternacht ſollte die Abreiſe vor ſich gehen. Die zur Flucht nöthigen Sachen befanden ſich ſchon in der Obhut des Armeniers. Zuléikha theilte mit Fatima ihr Schlafgemach, welches durch ein zum Baden beſtimmtes Zwiſchenzimmer von den Gemächern der übrigen Frauen getrennt war.

Fatima hatte es über ſich genommen, mich zur beſtimmten Stunde heimlich in das Gemach der Geliebten zu führen.

Welch wunderſame Furcht überkam mich, wie ſchlug mir das Herz, wie zitterten alle Glieder an mir, als ich mich rüſtete zu dem verhängnißvollen Gange! »Mirza-Schaffy,« ſprach ich zu mir ſelbſt, »wie konnteſt Du ſolch' kühnes Beginnen wagen? Wie konnteſt Du ſündigen Schrittes die ſchneidende Brücke El-Sirat betreten, die Dich einführen ſoll in's Paradies? Was iſt alle Weisheit der Erde gegen die Schönheit Zuléikha's!« So und noch mehr ſprach ich für mich hin, bis ich an den Ort kam, wohin mich Fatima beſtellt hatte.

»Auf, beeile Dich, Mirza,« ſprach ſie, »und folge mir; ſchon ſitzt meine Herrin bräutlich angethan im Schlafgemache.«

Ich folgte der behenden Fatima ſchlotternden Schrittes.

Unbemerkt gelangten wir in die Muſchel der Perle der Schönheit: in Zuléikha's Gemach.

Da ſaß ſie, züchtig verſchleiert und die jungen Glieder mit einer blendend weißen Tſchadra*) umhüllt, anmuthig wie eine Peri aus dem Dſhinniſtan**). Das Wort ſtockte mir auf der Zunge, als ich anbetend ſtand vor der holdſeligen Jungfrau.

»Jetzt iſt's nicht Zeit zu ſtaunen,« ſprach die ſinnige Fatima, »wir müſſen eilen zu entkommen, um nicht überraſcht zu werden von den Dienern des Hauſes. Nimm die Hand der Gebieterin und bitte ſie, Dir zu folgen, wohin Allah Deine Schritte lenkt.«

»Ich that, wie mir geheißen, aber mit einem lauten Schrei fuhr Zuléikha zurück, als ich ihre Hand erfaßte. Und wiederum fiel die kluge Fatima vermittelnd ein: »Wer zweifelt am Glanz der Sonne? Wer zweifelt am Duft der Roſen? Wer zweifelt an Deiner Jungfräulichkeit? Darum laß den Kampf der Liebe jetzt, ſüße Herrin, und folge ohne Wehklagen dem, den Dir Allah geſendet!« —

Hier muß ich, bevor ich Mirza-Schaffy fortfahren laſſe in ſeiner Erzählung, zum richtigen Verſtändniß des Obigen, ein paar erläuternde Worte einſchalten. Unter den Moslemin des Kaukaſus iſt es Sitte, daß die Braut, ſelbſt wenn die Verbindung von den Eltern ausgeht, vom Bräutigam gewaltſam entführt wird. Je mehr ſie ſich dabei ſträubt, ringt, ſchreit und wehklagt, für deſto jungfräulicher und züchtiger gilt ſie. Gewöhnlich finden ſogar — nicht immer ungefährliche — Scheingefechte zwiſchen den Verwandten der Braut und den Freunden des Bräutigams bei der Entführung Statt.

*) Tſchadra: ein den ganzen Körper verhüllendes weißes Obergewand.

**) Dſhinniſtan: das Geiſterland.

Nach dieſer nöthigen Abſchweifung laſſen wir Mirza-Schaffy die Geſchichte ſeiner Flucht vollenden.

»Erſt nach langem Flehen gelang es der klugen Fatima, meine Zuléikha zu beruhigen. Zitternd und zagend folgte ſie mir, als ich ſie auf dieſelbe heimliche Weiſe, wie ich gekommen war, hinausführte in's Freie. Dort vertraute ich ſie der Leitung Fatima's an und folgte in einiger Entfernung. Glücklich erreichten wir den Ort zunächſt dem engen Fußpfad im Gebirge, wo ich meine erſte Zuſammenkunft mit Fatima gehabt hatte. Der Schmerz, den der Abſchied von der Schwelle des Vaterhauſes erzeugt, machte bald in der Bruſt der Geliebten andern Gefühlen Platz. . . . Wir waren ſicher, wir waren ſelig! Und nie hat mir die Sonne im Leben ſo hell geſchienen, als der erſt ſpät aufgehende Mond in jener Nacht!«

* * *

Mit Tagesanbruch ſchloſſen wir uns der vorüberziehenden Karawane an, nachdem uns auf dem Hinwege Fatima durch ein Geſtändniß ganz eigener Art überraſcht hatte. Sie warf ſich ihrer Herrin zu Füßen und geſtand, daß ſie Akim liebe! den Armenier, unſern Beſchützer. Obgleich Zuléikha Anfangs in heftigen Zorn gerieth, daß eine Tochter Ali's einem Ungläubigen ihre Neigung zugewendet, ſo beruhigte ſie ſich doch bald, denn die Liebe verzeiht der Liebe gern, und dann war uns das Verhältniß Akim's mit Fatima auch ein Unterpfand für unſere eigene Sicherheit. Unſere Gefahr war nun ſeine Gefahr, darum mußte er Sorge tragen, uns zu ſchützen. Die beiden Frauen hatten ſich ſo verhüllt in ihre Tſchadras, daß ſie Niemand erkennen konnte. Auch ich hatte mich in Geſicht und Kleidung unkenntlich gemacht und galt als ein Teppichhändler von Baku.

So zogen wir langsam die Straße entlang nach Kurakt-schaïskaja zu.

Für den ersten Tag hatte Akim die Vorsichtsmaßregel getroffen, getrennt von der Karawane mit den beiden Frauen auf einem waldverstecken Seitenpfade zu ziehen; Zuléikha ritt auf einem Esel voran, und der Armenier mit Fatima folgte zu Fuß. Ohne diese Vorsichtsmaßregel wären wir gleich Anfangs verloren gewesen, denn schon nach wenigen Stunden kam ein Reitertrupp hinter uns hergesprengt, als dessen Anführer ich den tollkühnen Achmed-Chan erkannte. Zum Glück hatte er mich niemals in Gjändsha beachtet, und deshalb durfte ich in meiner Verkleidung um so weniger fürchten, sein Mißtrauen rege zu machen. Er musterte die Karawane mit scharfspähendem Auge, da aber nirgends eine Weibergestalt zu entdecken war, so sprengte er nach kurzem Aufenthalt unter gräßlichen Flüchen mit seinem Gefolge weiter. . . .

Drückend ist die Armuth, — aber unerträglich wird sie, wenn wir an einem gefundenen und wieder verlorenen Schatze ihre ganze Tiefe ermessen lernen.

Was nützt es, durch die Gärten des Paradieses zu wandeln, wenn es blos ein Durchgang zur Hölle ist!«

»Du sprichst weise, o Mirza,« unterbrach ich ihn, »aber was sollen die Sprüche der Weisheit in der Erzählung der Liebe? Singt nicht Hafis: Der Verstand muß schweigen, wo die Liebe spricht!«

Doch meine Worte klangen ohne Erwiederung in seine Ohren, und durch nichts konnte ich den sonst so redseligen Mirza zum Schluß der Erzählung bewegen. »Laß mich,« sprach er, »was helfen alle Worte! Wen das Unglück treffen soll, auf dessen Haupt kommt es.«

„Mich hat der Schmerz der Liebe gebeugt,
Frag' nicht für wen?
Mir ward das Gift der Trennung gereicht,
Frag' nicht durch wen?“

So ſang er in klagendem Tone, und ohne mir eine gute Nacht zu wünſchen, verließ er das Zimmer. Ich aber darf mich, da ich einmal Euere Neugier rege gemacht habe, nicht ſo davonſchleichen wie mein ehrwürdiger Lehrer, ſondern muß Euch den Schluß der Geſchichte erzählen, ſo viel mir aus ſpätern Mittheilungen darüber bekannt geworden iſt. Mit wenigen Worten iſt das Ganze vollendet.

Am dritten Tage überfiel die Reiſenden ein entſetzliches Gewitter, gefolgt von ſtarken, langanhaltenden Regengüſſen. Zum Glück oder Unglück befand ſich ein Dorf in der Nähe, und während die Laſtthiere der Obhut der Kameeltreiber überlaſſen blieben, ſuchten Mirza-Schaffy und Akim Schutz für ihre Geliebten in einer Tatarenhütte.

Als die beiden eſelberittenen Frauen in Begleitung ihrer Männer in's Dorf einzogen, fand in einem nah am Wege liegenden Hauſe folgendes Zwiegeſpräch Statt.

»Schau Selim, iſt das nicht Akim, der Kaufmann von Baku? W'Allah! — Bei Gott — er iſt es! Seit wann hat der angefangen, mit Weibern zu handeln, ſtatt mit Teppichen? Schau, wie er da ein paar ſchlank gebaute Houris neben ſich hertraben läßt.«

»Man ſollte darauf ſchwören, es wäre Akim,« erwiederte der Gefragte, »aber er war doch nicht bei der Karawane, als wir vorbeiritten, und auch von den beiden Frauen war nichts zu ſehen.«

»Du redeſt wie ein Kaswiner.*) Kann er der Karawane

*) Kaswin iſt eine Stadt in Perſien, deren Einwohner in der dortigen Redeweiſe dieſelbe Rolle ſpielen, wie die Krähwinkler in Deutſchland oder die Gascogner in Frankreich.

nicht auf Nebenwegen vorausgeritten oder gefolgt ſein? Was ſagt der Volksmund: Zwei Ruſſen auf einen Perſer, zwei Perſer auf einen Armenier, ſo bleibt ſich der Handel gleich. Allah hat mir Licht in den Kopf geblitzt, daß meine Augen ſehen; ich errathe den ganzen Hergang. Jetzt laß uns eilen und zu Achmed-Chan gehen, und ſein Zorn wird ſich in Freude verwandeln.«

Die Redenden waren zwei Nuker*) Achmed-Chan's, der auf der Heimkehr der bis dahin erfolgloſen Entdeckungsreiſe begriffen, ebenfalls mit ſeinem Gefolge Schutz vor dem Regen geſucht hatte.

Eine halbe Stunde ſpäter waren Zuléikha und Fatima ſchon in der Gewalt ihrer Verfolger. Ich übergehe die traurigen Scenen, welche ſich an dieſen Vorgang knüpfen. Nur Eines muß ich erwähnen, ſo weh es mir auch thut, es nicht verſchweigen zu können. Die beiden Frauen wurden mit aller möglichen Zartheit behandelt, ſie trugen ihr Weh blos im Herzen, während Mirza-Schaffy, der Weiſe von Gjändſha, der Sänger der Liebe, des Weines und der Roſen, außer dem nimmer heilenden Wehe im Herzen, auf Befehl des rohen Achmed-Chan noch ein anderes ſchimpfliches Wehe zu ertragen hatte.

Auf denſelben Fußſohlen, die ihn emporgetragen in die Kammer Zuléikha's, zum Gipfel des Glücks, erhielt er — die Baſtonade. . . .

*) Nuker, bewaffnete Reitknechte.

# Siebentes Kapitel.

## Die Schule der Weisheit.

Seit Mirza-Schaffy mir das Geheimniß ſeiner Liebe erſchloſſen, lag ſein Herz vor mir offen da, wie die Gärten von Tiflis. Er hatte fortan kein Geheimniß mehr vor ſeinem Jünger, und alles Angenommene, Uebertünchte ſeines Weſens ſtreifte er ab im Umgange mit mir.

So gewiß iſt es, daß eine einzige Stunde vertraulicher Mittheilung zwei fremde Menſchen einander näher bringt, als ganze Jahre gewöhnlichen Beiſammenlebens.

Ich erſparte dem Mirza jede demüthigende Erinnerung an das tiefſchmerzliche Ende ſeiner Geſchichte, und er wußte mir Dank für meine Zurückhaltung. Wohl ſchien er anfänglich in Zweifel zu ſein, ob die Schattenſeite der Erzählung, ſeiner Würde mir gegenüber nicht geſchadet habe; aber bald überzeugte er ſich, daß er durch den Geſammteindruck ſeiner Geſchichte in meiner Achtung eher gewonnen als verloren hatte.

Die Sonne ſeines Lebens war untergegangen und nichts war ihm geblieben, als der Mondſchein der Erinnerung. Sein ganzes Schickſal ſprach ſich in der Schlußſtrophe eines ſeiner wehmüthigen Lieder aus:

Und ſteigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht iſt,
Erinnerungen gleich Sternen auf:
Sie zeigen nur, daß es Nacht iſt! . . .

Ich wußte, daß es ihm wohl that, mir in traulichen Stunden von der Verlorenen zu erzählen, beſonders in den unheimlichen Winterabenden, wenn es draußen ſtürmte und tobte und der Wind ſo ſchaurig vom Gebirge herheulte, als ob die ganze Menſchheit ihren Schmerz auspreßte in einem einzigen langathmigen Klagelaut.

So ſuchte ich dann häufig das Geſpräch auf Zuléikha zu lenken; hatte ihr Name doch auch für mich eine höhere Bedeutung gewonnen, denn die ihr geweihten Geſänge waren die Roſen im Liederkranze Mirza-Schaffy's.

Daß ſie des Weiſen von Gjändſha erſte Liebe war, habe ich ſchon durch die Ueberſchrift ſeiner Erzählung angedeutet. Auch war er, ſo viel man wußte, nie wieder mit einer Frau in ein näheres Verhältniß getreten, ohne übrigens einen Augenblick zu bezweifeln, daß alle weiblichen Weſen bei ſeinem bloßen Anblicke in ihn verliebt ſein müßten. War doch Zuléikha, nach ſeinem Dafürhalten, der verkörperte Inbegriff aller weiblichen Schönheit, der jungfräuliche Mittelpunkt aller Anmuth und Hoheit auf Erden; und da ihn Dieſe geliebt, wie konnten die Andern ihn haſſen!

Nach dieſer beſcheidenen Vorausſetzung regelte er bisher ſein Verhältniß zum weiblichen Geſchlechte.

Alle Tugenden, alle Zauber des Weibes kamen auf Rechnung Zuléikha's — alle Schattenſeiten hingegen auf Rechnung der übrigen Frauen der Welt. Lieben konnte er nicht mehr, gleichgiltig ſein konnte er auch nicht — ſo entſchloß er ſich denn, alle andern Frauen büßen zu laſſen für den Schmerz, den er durch den Verluſt der Einen erlitten.

In ſeinen eleganten Gewohnheiten wurde nichts geändert; ſein Kopf war immer ſo weiß wie friſch gefallener Schnee, ſein Bart duftend und gekräuſelt wie der Bart Salomo's, den er häufig citirte, und ſeine Nägel und Fingerſpitzen waren ſo blau gefärbt, wie der Himmel Georgiens.

Seine pyramidenförmige Mütze war — so glaubte er wenigstens — ein wahres Fangnetz für verliebte Herzen geworden. Wo immer er auf dem Balkon oder der Terrasse eines Hauses ein weibliches Wesen erblickte, benutzte er jedes Mal die Gelegenheit, einen Theil seines weißen Kopfes zu zeigen und sieggewisse Blicke nach oben zu senden. Dann schob er die Mütze wieder keck zurecht und ging rachegesättigt weiter, in der stolzen Ueberzeugung, eine neue Eroberung gemacht zu haben.

Es kam ihm nicht darauf an, Nutzen aus solchen Eroberungen zu ziehen; er wollte nur Opfer machen, und zwar so viel wie möglich. Was kümmerte er sich darum, ob die Jungfrauen errötheten beim Anblicke seines Kopfes, oder ob die Herzen versengten vom Feuer seines Auges!

* * *

Im Laufe des Winters wurde Mirza-Schaffy um einen Jünger reicher. Zwei Reisende, K. und R. waren von Deutschland angekommen, der Erste, um naturhistorische, der Zweite, um linguistische und antiquarische Studien zu machen.

Gleiche Neigungen und Reisezwecke befreundeten mich bald mit R., der schon bedeutende Kenntnisse in den orientalischen Sprachen hatte. Wir studirten und durchwanderten Stadt und Umgegend gemeinschaftlich in den Morgenstunden, und Abends theilte er meine dreimal wöchentlich stattfindenden Lektionen oder »die Stunden der Weisheit,« wie Mirza-Schaffy seinen Unterricht nannte.

Hin und wieder kamen auch noch einige andere, der tatarischen und persischen Sprache mehr oder minder kundige Freunde zum Besuch, während der Stunden der Weisheit. Dann wurde unter Mirza-Schaffy's Leitung ein förmlicher Divan gebildet. Der Weise von Gjändsha nahm zuerst

das Wort und ſang und erklärte uns ein Lied, welches, wenn es ſein eigenes Erzeugniß war, auch immer mit ſeiner eigenen Verherrlichung begann oder endete. Z. B.:

Sing' ich ein Lied, hüpft freudereich
Das Herz der jungen Mädchen;
Denn Perlen ſind die Worte gleich,
Gereiht auf ſeid'nen Fädchen!

Und Düfte ſteigen auf daraus,
Von Houris' Hauch getränkte —
Gleichwie aus jenem Blumenſtrauß
Den mir Zuléikha ſchenkte.

Erſtaunt nicht, daß des Sängers Mund
So Herrliches vollbringe,
Und daß die Weisheit hier den Bund
Mit Jugendtollheit ſchlinge!

Wißt Ihr, wer mir die Weisheit gab?
Sie kam vom rechten Orte,
Ich las ſie ihren Augen ab
Und hüllte ſie in Worte!

Was Wunder, wenn ſo anmuthvoll
Euch meine Lieder tönen,
Iſt doch, was meinem Mund entquoll,
Ein Abglanz nur der Schönen!

Sie iſt dem Becher Dſhemſchid *) gleich,
Ein Quell der Offenbarung,
Der mir erſchließt ein Zauberreich
Der Weisheit und Erfahrung.

*) Der Becher Dſhem oder Dſhemſchid, auf deſſen Grunde ſich alle Geheimniſſe der Erde offenbarten, hat ſeinen Namen von dem alten perſiſchen Könige Dſhem.

Und ſagt: erklingt nicht mein Geſang
Von wunderbaren Tönen?
Und iſt nicht meines Liedes Gang
Leicht wie der Gang der Schönen?

Seine Lieder waren immer mit arabiſchen Wörtern ge-
ickt, und kam uns, was häufig geſchah, ein unverſtändlicher
usdruck vor, ſo überließ er es unſerem eigenen Scharfſinn,
e Bedeutung zu errathen. »Ein feines Wort!« pflegte er
nn ausweichend zu ſagen; zu einer Erklärung aber ließ er
h nur ſelten herab.

War das Lied zu Ende geſungen, ſo mußte Jeder von
ns, der Reihe nach, einen Spruch der Weisheit ſagen, oder,
enn es an Gedanken fehlte, eine Geſchichte erzählen.

Daß dabei in Bezug auf Originalität des Gedankens
nd Ausdrucks nicht mit übergroßer Gewiſſenhaftigkeit ver-
hren wurde, darf ich Euch im Vertrauen ſchon geſtehen.
riginell waren gemeiniglich nur die Fehler, welche wir machten.
Mirza-Schaffy ſagte bei jedem Spruche, ob er weiſe oder
nweiſe ſei. Entfuhr uns hin und wieder ein guter Gedanken-
itz, ſo verfehlte er nicht, ihn in Reime zu bringen, was
mer in wenigen Minuten geſchehen war.

So bemerkte einſt ein Verliebter in unſerem Kreiſe: es
i doch ſonderbar, wie das Menſchenherz ſo lange in Nacht
hüllt bleibe und unbewußt die köſtlichſten Schätze verberge,
s ein weibliches Auge als Fackel hineinleuchte, das Dunkel
rſcheuchend und das Verborgne an's Licht ziehend.

Alſobald hub Mirza-Schaffy zu ſingen an:

»Mein Herz ſchmückt ſich mit Dir, wie ſich
Der Himmel mit der Sonne ſchmückt —
Du giebſt ihm Glanz, und ohne Dich
Bleibt es in dunkle Nacht entrückt.

Gleichwie die Welt all' ihre Pracht
Verhüllt, wenn Dunkel sie umfließt,
Und nur, wenn ihr die Sonne lacht,
Zeigt, was sie Schönes in sich schließt!«

»Aber Mirza-Schaffy,« sprach der Verliebte, »was Du singst ist Dein Lied! Ich habe keinen Theil daran als die Freude es zu hören.«

»Nein,« erwiderte der Weise von Gjändsha, der Tonkunstmächtige:

»Du bist der Erzeuger des Liedes,
Ich thue ihm blos das Gewand an —
Du lieferst den Marmor, den reinen,
Ich lege die bildende Hand an —

Du giebst den Geist, den Gedanken,
Bei mir kommt's blos auf Verstand an —
Selbst der mangelt oft, und mit Tollheit
Füll' ich das Maß bis zum Rand an!«

Der Verliebte, ein aus Persien heimkehrender junger Tourist, dessen Herz sich verloren hatte auf den dunklen Lockenpfaden einer schlanken Georgierin, war ganz entzückt über die Versgewandtheit des Weisen von Gjändsha.

»Mirza-Schaffy!« rief er, »was sind alle Sänger des Abendlandes gegen Dich! Was ist eine Nachtlampe gegen die Sonne, was ein Staubkorn gegen die Wüste!«

»Von ihnen gilt,« entgegnete der Weise, einverstanden mit dem Kopfe nickend, »von ihnen gilt was ich einstmals

auf einer Reiſe durch Perſien von den Vezieren des Schach geſungen.«

— Und was ſangſt Du, o Mirza? —

»Zum Divan der Veziere mußt' ich kommen,
So war des Schah's Befehl —
»Mirza! jetzt ſag', ob dem, was Du vernommen,
Dein Urtheil ohne Hehl!«

Ich ſprach: ich will Dir ſagen, was ich fühle,
Ich mach' es Dir kein Hehl —
Ich höre das Geklapper einer Mühle,
Doch ſehe ich kein Mehl!«

Ich war begierig zu erfahren, wie weit es der hart urtheilende Weiſe in der Kenntniß des Abendlandes gebracht hatte, und durch Fragen aller Art ſuchte ich ihm ſein Wiſſen darüber zu entlocken. Ich gebe hier kurz das Reſultat meiner Forſchungen:

Um in's Abendland zu gelangen, muß man über das ſchwarze Gewäſſer ſegeln, oder das Land der Moskow durchpilgern. Ob die Kinder des Abendlandes in Zelten oder Felshütten hauſen, ferner, ob ſie auf Kameelen, Elephanten, Pferden oder Eſeln reiten, wußte der Mirza nicht genau zu beſtimmen. Ganz genau aber wußte er, daß ſie in drei große Stämme zerfallen: in den Stamm der Remſche, Deutſche, — den Stamm der Inglis, Engländer — und den Stamm der Farſch, Franzoſen.

Auf meine Frage, wodurch ſich dieſe drei Stämme von einander unterſcheiden, erhielt ich die Auskunft, daß die Remſche aus lauter Mullahs und Dilbilirs — Sprachkundigen — beſtehen, während die Inglis vortreffliches Tuch bereiten — der Mirza zeigte dabei auf ſeinen blauen Kaftan — und die beſten Raſirmeſſer der Welt ver-

fertigen. Von den Farſch wußte er nur, daß ſie viel lachen und ſchwatzen und beſonders gut riechen.

Die abendländiſche Völkerkunde des Weiſen von Gjändſha war rein empiriſch. Alle Deutſchen ſeiner Bekanntſchaft hatten bei ihm die heiligen Sprachen ſtudirt; von den Franzoſen war ihm kein anderes Specimen zu Augen gekommen, als ein Hofmeiſter und ein paar Perückenmacher, die ganz ſeiner Schilderung entſprachen; die Engländer hingegen kannte er nur aus ihren, über ganz Aſien berühmten Fabrikaten, und er pries die Gnade Allah's, der auch ſolche Käuze geſchaffen, damit es den Weiſen des Morgenlandes nicht an feinen Gewändern fehle, ihre Glieder zu umhüllen, und nicht an ſcharfen Raſirmeſſern, ihre Köpfe zu ſäubern.

Von den engliſchen Raſirmeſſern beſonders ſprach der Mirza mit rührender Anerkennung; denn er ſelbſt hatte einmal in ſchöneren Jahren ein Paar beſeſſen, und die waren ihm durch die Vermittelung eines Koſaken — Schmutz auf ſein Haupt! — abhanden gekommen.

Während der Weiſe von Gjändſha uns die Geſchichte ſeiner Raſirmeſſer erzählte, ſchlich der verliebte Touriſt, der Lockengefangene, der mit mir unter Einem Dache wohnte, in ſein Zimmer, um dem Mirza eine Ueberraſchung zu machen. Er kam zurück, ein Paar funkelneue, ſchön eingefaßte Raſirmeſſer in der Hand. Er hielt ſie dem Weiſen vor die Augen und fragte: »Wie gefallen Dir dieſe?«

»Tſchok! — ſehr — W'Allah!« — bei Gott. —

»So nimm ſie, mir zum Gedächtniß. Und möge Dein Verſtand immer ſcharf bleiben, wie die Schneide, und Dein Haupt immer glänzen, wie die Klingen dieſer Meſſer!«

Mirza-Schaffy nahm das Geſchenk mit einer Gemüthsruhe, welche errathen ließ, daß er in Freude wie in Leid immer das richtige Maß einzuhalten wiſſe.

Der Weiſe ſteckte die Meſſer zu ſich, und machte Anſtalt zu gehen; beim Abſchied warf er noch einen Blick des Wohlgefallens auf eine vor mir liegende engliſche Scheere.

»Die Scheere gefällt mir auch!« bemerkte er.

»Das freut mich,« erwiderte ich und wünſchte ihm gute Nacht. »Achschamminis chéir olssun! Möge Dein Abend ſchön ſein!«

# Achtes Kapitel.

## Die Zungengeſchichte und die Peſt.

(Ein Zwiſchenſpiel.)

Am folgenden Morgen ſaß ich mit einem befreundeten Arzte, demſelben, der mich von meinen Wunden geheilt, gemüthlich in meinem Zimmer auf dem Sopha, den duftigen Tabak von Mingrelien rauchend und von Deutſchland und heimatlichen Erinnerungen plaudernd. Dr. X. war, obgleich als Oberſtabsarzt in ruſſiſchen Dienſten ſtehend, ein ehrlicher Deutſcher, den das Schickſal vor fünfzehn Jahren aus der Heimat vertrieben hatte, in Folge einer freiſinnigen Schrift, die heute vielleicht ſelbſt in Wien gedruckt werden dürfte, ohne dem Verfaſſer große Verlegenheiten zu bereiten.

Unſer Geſpräch wurde unterbrochen durch ein Klopfen vor der Thüre. Ich öffnete und herein ſchlich ein ſchmächtiger, elaſtiſch angelegter Tatarenjüngling.

Nachdem er den üblichen Landesgruß, mit der rechten Hand flüchtig Bruſt und Stirn zu berühren — was ſagen ſoll: hier iſt mein Herz, hier mein Verſtand, beides leg' ich Dir zu Füßen! — wohl dreimal wiederholt hatte, verbeugte er ſich faſt bis zur Erde vor mir, und dann fragte er, mich ſchüchtern anblickend, ob ich der Alim von Fränkiſtan, der junge Weiſe vom Abendlande ſei? Er habe mir eine Botſchaft zu bringe nvon Mirza-Schaffy, dem Weiſen von Gjändſha.

»Möge Deinen Schritten Glück folgen,« erwiederte ich, »was iſt des Weiſen von Gjändſha Begehren?«

Er ſah ſich ſpähend im Zimmer um und dann zog er geheimnißvoll einen an mich adreſſirten Brief aus der Taſche. Ich eröffnete das ſeltſam gefaltete Schreiben und las, wie hier in wortgetreuer Ueberſetzung folgt:

»Licht des Abendlandes! Säule der Weisheit!«

»Dein Freund, der liebende, lockengefangene, mir ein Paar engliſche Raſirmeſſer geſchenkt habend, weil ſie mir wohlgefielen: den Blick des Verlangens werfe ich auf Deine Scheere, weil ſie engliſch iſt und mir wohlgefällt. Blumen vor Deine Füße!

Mirza-Schaffy.«

Ich übergab dem Burſchen die Scheere, mit einem Gruße an Mirza-Schaffy, und dem Wunſche, daß Lilien aufſprießen möchten aus den Barthaaren und Mandelbäume aus den Nägeln, die er damit abſchnitte.

Der Burſche verſchwand, wie er gekommen war, biegſam wie eine aufgerichtete Schlange.

»Das iſt noch ein Ueberbleibſel einer Landesſitte der alten Zeit,« ſagte der Doktor, »wo die bloße Aeußerung: das gefällt mir! immer gleich den Beſitz des Gefallen erregenden Gegenſtandes nach ſich zog. Du wirſt hier zu Lande,« fuhr er fort, »noch oft Augen und Ohren aufſperren müſſen, über das was um Dich vorgeht, unter den Ruſſen ſowohl, wie unter den Eingebornen. Biſt Du ſchon einmal in dem großen Militairhoſpitale von Tiflis geweſen?«

»Nein.«

»Nun ſo komm mit mir, ich habe ohnehin jetzt einige Krankenbeſuche zu machen.«

Gern folgte ich der Einladung meines ärztlichen Freundes. Unterwegs erklärte er mir vorbereitend, welch' eine eigenthümliche Behandlung die ruſſiſchen Soldaten erforderten; wie

ſchwer es ſei, ſie über den Sitz und die Urſache ihrer Krankheit auszufragen und wie es faſt ganz dem Scharfſinn des Arztes überlaſſen bleibe, dem Uebel auf den Grund zu kommen. »Iſt einem ſolchen Kerl etwas im obern Theile des Körpers zugeſtoßen, gleichviel ob im Magen, im Rücken oder im Kopfe, ſo antwortet der Soldat regelmäßig auf die Frage, was ihm fehle: »Das Herz thut mir weh.« — sserze bolit. — Sitzt das Uebel im untern Körper, ſo lautet die Antwort: »Der Fuß thut mir weh.« — nog bolit. —

Nach wenigen Minuten erreichten wir das ganz im europäiſchen Style erbaute und eingerichtete Hoſpital. Als wir in den erſten Saal traten, erhoben ſich alle Kranken, welche aufrecht ſtehen konnten und ſtellten ſich vor die Betten hin, ſo prall und ernſtdumm, wie auf der Parade, wenn irgend eine hohe Perſon zugegen iſt.

»Wie geht Dir's, Alter?« fragte der Doktor den Erſten.

»Das Herz thut mir weh!« lautete die ſchüchterne Antwort.

»Zeige mir Deine Zunge!«

Der Soldat that, wie ihm geheißen und brachte ein Stück Zungenfleiſch zum Vorſchein, das unmenſchlich lang und breit ausſah.

»Was fehlt Dir?« erging die Frage an den Zweiten.

»Das Herz thut mir weh!«

»Streck die Zunge heraus!«

Die Zunge verfehlte nicht zu erſcheinen.

Dem Dritten that der Fuß weh, d. h. er hatte eine Wunde in der Lende; aber das half nichts, er mußte ebenfalls mit der Zunge herausrücken.

Als wir ſolchergeſtalt etwa ein Dutzend Zungen beſichtigt hatten, klopfte mir plötzlich der Doktor auf die Schulter und rief: »Jetzt ſchau Dich um!«

Da ſtanden die armen Burſche der Reihe nach mit offenem Maule und ausgeſtreckter Zunge, als ob ſie dem jüngſten Tage entgegenleckten.

»Die Zunge zurück!« erſcholl jetzt der Kommandoruf des Doktors, und die Zungen verſchwanden.

»Aber wie kannſt Du Dich ſo über die armen Leute luſtig machen!« bemerkte ich meinem Begleiter.

»Du mußt die Regel nicht nach der Ausnahme beurtheilen,« entgegnete er, »ich wollte Dir blos durch ein Beiſpiel veranſchaulichen, wie weit der »gute Geiſt des Heeres«, die Disciplin der Soldaten geht. Den Kranken hat der Scherz nichts geſchadet. In dieſem Saale ſind lauter Rekonvaleszenten, welche ohnehin in wenigen Tagen entlaſſen werden, und durch das Zungenausſtrecken in Gegenwart des Oberarztes glauben ſie ſicherlich ihre Heilung um ein Bedeutendes gefördert zu haben.«

* * *

Als wir das Hoſpital verließen, begegnete uns Oberſt Y., ein alter Bekannter aus den Oſtſeeprovinzen.

Mein ärztlicher Freund empfahl ſich, um noch einige Beſuche zu machen.

»Ein prächtiger Kerl — ſagte der Oberſt, dem Doktor nachſehend — ein prächtiger Kerl, aber zu ehrlich für unſere Verhältniſſe! Der wird es nie zu was Rechtem bringen in Rußland. Ueberhaupt iſt die goldene Zeit der Aerzte am Kaukaſus vorüber, ſeit es mit dem Peſtmachen nicht mehr geht.«

— Peſtmachen? — Was wollen Sie damit ſagen? —

»Sie leben ſchon ſeit Monaten am Kaukaſus, und wiſſen nicht was Peſtmachen iſt?« fragte der Oberſt, zweifelhaft lächelnd.

Der Ausdruck war mir allerdings bekannt, aber ich wollte mich gern etwas genauer darüber unterrichten, und verneinte deshalb die Frage.

»Peſtmachen — fuhr der Oberſt fort — iſt eine Spekulation wie jede andere. Irgend ein im Innern des Landes wohnender Arzt ſprengt bei dem erſten beſten gefährlichen Krankheitsfall aus, es ſei die Peſt im Dorfe. Nun kennen aber die Einwohner aus Erfahrung ſehr wohl alle Uebel, welche die Peſt in ihrem Gefolge hat; da wird abgeſperrt, verſengt, verbrannt, geräuchert und der Himmel weiß was noch alles. Um ſich dieſen unvermeidlichen Uebeln nicht auszuſetzen zu müſſen, quälen die armen Leute den Arzt, doch die Peſt bald wieder zu vertreiben, und verſprechen ihm dafür Geld und Geſchenke ſo viel ſie auftreiben können. Findet er die Bedingungen annehmbar, ſo verſchwindet die Peſt wie ſie gekommen; im entgegengeſetzten Fall wird offizielle Anzeige davon gemacht, alle Vorſichtsmaßregeln werden in Ausführung gebracht, bis der Bericht einläuft, es ſei keine Gefahr mehr vorhanden.

Der Arzt erhält dann für die Geſchicklichkeit, mit welcher er dem Uebel abgeholfen, einen Orden, Rangerhöhung oder eine Belohnung anderer Art. In jedem Fall läuft die Spekulation zu ſeinem Vortheil aus.

Ich habe mehrere Peſtärzte gekannt, die auf dieſe Weiſe ihr Glück gemacht haben, und dabei zu Rang und Orden gekommen ſind. Doch die Zeiten ſind jetzt vorüber; auch waren die Deutſchen in der Regel zu ehrlich und zu plump für dieſe Künſte, wie überhaupt für alle Poſten, wo man ein Auge zu und eine Hand aufthun muß, um ſein Schäflein zu ſcheeren. Machen Sie einen Polen oder Ruſſen zum Oberarzt eines Hoſpitals, er wird Alles in der ſchönſten Ordnung halten, und in wenigen Jahren ein reicher Mann ſein: nehmen Sie einen Deutſchen zu ſolcher Stelle, Alles

wird in Unordnung gerathen und er wird noch obendrein Schulden machen.«

Das verſteh' ich nicht recht.

»Und iſt doch nichts leichter zu verſtehen. Die ganze Kunſt beſteht darin, ſich gut zu ſtellen mit dem Verwalter des Hoſpitals, d. h. man muß leben und leben laſſen. Das kann aber ein Deutſcher bei ſeinen wunderlichen Begriffen von Ehrlichkeit nicht. Z. B. der Verwalter kommt und ſagt: Herr Doktor, es ſind Hemden nöthig für die Kranken. — »Wie viele?« — Zweihundert Stück. — Das Geld wird ausbezahlt und die Hemden werden gemacht. Nach vierzehn Tagen erſcheint der Verwalter wieder und ſagt: Herr Doktor, es ſind Hemden nöthig für die Kranken. — »Wie viele?« — Zweihundert Stück. — »Wie iſt das möglich? Wir haben ja erſt vor vierzehn Tagen zweihundert neue Hemden gekauft.« — Die ſind alle wieder verdorben. Iſt's Ihnen gefällig ſelbſt nachzuſehen? — Der Arzt iſt gewiſſenhaft, ſieht ſelbſt nach und findet richtig zweihundert verdorbene Hemden. So geht es fort von Monat zu Monat. Der Verwalter wird reich dabei, der Arzt merkt den Betrug wohl, kann jedoch nichts dagegen machen, hat auch nicht immer Zeit und Luſt in die ekelhaften Details einzugehen. Iſt er hingegen klug genug, ſich mit dem Verwalter zu verſtändigen, ſo geht Alles im beſten Einklang, der Gewinn wird redlich getheilt, die Hemden ſind immer ganz, die Kleidung der Kranken reinlich und ordentlich; kurz alle Unannehmlichkeiten ſind beſeitigt. So läßt ſich, trotz des geringen Gehaltes, Alles bei uns vortheilhaft einrichten, man muß ſich nur ein bischen in die Verhältniſſe zu ſchicken wiſſen. In Moskau auf dem Polizeibüreau kannte ich einen Herrn, der bei achthundert Rubel jährlicher Einnahme zwanzigtauſend Rubel jährlicher Ausgaben hatte, und der Segen

Gottes ruhte ſichtbarlich auf ihm, denn er hatte niemals Schulden und wurde rund und dick dabei.«

Aber erfährt die Regierung ſo etwas nicht?

»Die Regierung weiß das ſehr gut, aber es liegt in ihrem Vortheil, die Sache ſcheinbar zu ignoriren. Denken Sie nur, welche ungeheure Summen dem Staate jährlich auf dieſe Weiſe erſpart werden.«

# Neuntes Kapitel.

## Die Schule der Weisheit.

(Fortſetzung.)

„Mirza-Schaffy! — hub ich an, als wir wieder verſammelt ſaßen im Divan der Weisheit — was wirſt Du ſagen, wenn ich Dir erzähle, daß die Weiſen des Abendlandes Euch für eben ſo dumm halten, als Ihr ſie!“

„Was kann ich thun, als ſtaunen ob ihrer Thorheit! — entgegnete er — Was kann ich Neues lernen aus ihrem Urtheil, wenn ſie mein eigenes wiederholen?“

Er ließ ſich einen friſchen Tſchibuq bringen, dampfte eine Weile nachdenkend vor ſich hin, bat uns, das Kalemdan (das Schreibzeug) zu bereiten, und dann begann er zu ſingen:

Soll ich lachen, ſoll ich klagen,
Daß die Menſchen meiſt ſo dumm ſind,
Stets nur Fremdes wiederſagen,
Und in Selbſtgedachtem ſtumm ſind!

Nein, den Schöpfer will ich preiſen,
Daß die Welt ſo voll von Thoren!
Denn ſonſt ginge ja der Weiſen
Klugheit unbemerkt verloren!

„Mirza-Schaffy! — unterbrach ich ihn wieder — wäre es nicht ein kluges Beginnen, Deine Sprüche der

Weisheit in das Gewand des Abendlandes zu kleiden, auf daß sie uns werden ein Spiegel für die Thoren, eine Richtschnur für die Irrenden, und eine Quelle hohen Genusses für unsere Weiber und Jungfrauen, deren Anmuth groß ist wie ihr Hang zur Weisheit!«

»Die Frauen sind überall klug, — entgegnete mein ehrwürdiger Lehrer — und ihre Macht ist größer als die Thoren wähnen. Ihre Augen sind der Urfitz aller wahren Andacht und Weisheit, und wer aus ihnen schöpft, der braucht nicht auf den Tod zu warten, um einzugehen in die Freuden des Paradieses. Der kleinste Weiberfinger stößt das größte Gebäude des Glaubens um, und das jüngste Mädchen macht die ältesten Satzungen der Kirche zu Schanden!«

»Aber Du hast mir noch nicht Antwort gegeben auf meine Frage, o Mirza!«

»Du spracheſt weise. Die Saat meiner Worte hat Keime gewonnen in Deinem Geiste. Schreib', ich werde singen!«

Und nun sang er mir eine Menge wundersamer Lieder vor, von welchen ich einen Theil hier in deutschem Gewande folgen lasse.

### Das Glaubensbekenntniß des Mirza-Schaffy.

Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke,
Drum bin ich wohlgelitten in den Kreisen
Der Zecher, und sie nennen mich den Weisen.
Komm' ich — da kommt der Weise! sagen sie;
Geh' ich — schon geht der Weise! klagen sie;
Fehl' ich — wo steckt der Weise? fragen sie;
Bleib' ich — in luſt'ger Weise schlagen sie
Laut Glas an Glas. Drum bitt' ich Gott den Herrn,
Daß er stets Herz und Fuß die rechten Pfade lenke,
Weitab von der Moschee und allen Bonzen fern
Mein Herz zur Liebe führe und meinen Fuß zur Schenke,

Daß ich dem Wahn der Menſchen und ihrer Dummheit ferne,
Das Räthſel meines Daſeins im Becher Weins ergründe,
Am Buchſe der Geliebten das All umfaſſen lerne,
An ihrer Augen Glut zur Andacht mich entzünde.
O wonniges Empfinden! o Andacht ohne Namen!
Wenn Kolchis Feuerwein mir Mark und Blut durchdrungen,
Ich die Geliebte halte und ſie hält mich umſchlungen,
Beſeligt und beſeligend — ſo möcht' ich ſterben! Amen.

* * *

## Mirza-Schaffy giebt ſein Urtheil über den Schach von Perſien.

Ein Schriftgelehrter kam zu mir und ſprach:
„Mirza-Schaffy, was denkſt Du von dem Schach?
Iſt ihm die Weisheit wirklich angeboren,
Und iſt ſein Blick ſo groß wie ſeine Ohren?“

— Er iſt ſo weiſe, wie ſie Alle ſind,
Die Träger des Talars und der Kapuze;
Er weiß, wie ehrfurchtsdumm das Volk und blind,
Und dieſe Dummheit macht er ſich zu Nutze! —

* * *

## Mirza-Schaffy rühmt die Anmuth Zuleikha's.

Seh' ich Deine zarten Füßchen an,
So begreif' ich nicht, Du ſüßes Mädchen,
Wie ſie ſo viel Schönheit tragen können!

Seh' ich Deine kleinen Händchen an,
So begreif' ich nicht, Du ſüßes Mädchen,
Wie ſie ſolche Wunden ſchlagen können!

Seh' ich Deine roſ'gen Lippen an,
So begreif' ich nicht, Du ſüßes Mädchen,
Wie ſie einen Kuß verſagen können!

Seh' ich Deine klugen Augen an,
So begreif' ich nicht, Du ſüßes Mädchen,
Wie ſie nach mehr Liebe fragen können

Als ich fühle. — Sieh mich gnädig an!
Wärmer als mein Herz, Du ſüßes Mädchen,
Wird kein Menſchenherz Dir ſchlagen können!

Hör' dies wonnevolle Liedchen an!
Schöner als mein Mund, Du ſüßes Mädchen,
Wird kein Mund Dir Liebe klagen können!

* * *

## Mirza-Schaffy feiert einen Gedächtnißtag.

Jenem Tage zum Gedächtniß
Sei ein langer Trunk gemacht,
Wo vom Bethaus in die Schenke
Ich den erſten Sprung gemacht!

War verdummt in blinder Demuth,
War gealtert wie ein Greis —
Aber Wein, Geſang und Liebe
Hat mich wieder jung gemacht!

Trink, Mirza-Schaffy! berauſche
Dich in Liebe, Sang und Wein!
Nur im Rauſch ſind Deine Lieder
So voll Glut und Schwung gemacht.

* * *

## Mirza-Schaffy wird gläubig aus Liebe.

Kind, was thuſt Du ſo erſchrocken,
Was hebt ſchüchtern ſich Dein Fuß?
Faß' ich tändelnd Deine Locken,
Naht mein Mund ſich Dir zum Kuß —
Was ich biete, was ich ſuche,
Laß Dich's, Mädchen, nicht betrüben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Mir urzeitlich vorgeſchrieben!

Ja, voll hohem Glauben bin ich,
Glaub' an Allah und Koran!
Glaube, daß ich Dich herzinnig
Lieben muß und lieben kann!
Andern ward ihr Loos zum Fluche —
Mir zum Segen und zum Lieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Mir urzeitlich vorgeſchrieben!

Beut die Liebe Dir Bedrängniß?
Scheuche lächelnd Angſt und Pein!
Denn erfüllt muß das Verhängniß
Meines ſtolzen Herzens ſein!
Ob ich ſinne, ob ich ſuche,
Keine Andre kann ich lieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Mir urzeitlich vorgeſchrieben.

Hoffſt Du einſt dort auf Belohnung
Nach vollbrachter Erdenbahn,
Nimm Dich ſelbſt auch hier voll Schonung
Meines armen Herzens an!
Keines Andern Minne ſuche!
Füge, zwing Dich, mich zu lieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Dir urzeitlich vorgeſchrieben!



817642

Nimm dies duft'ge Lied und lies es,
Lauſche ſeinem Zauberton —
Es verheißt des Paradieſes
Seligkeit auf Erden ſchon!
Andres Glück dort oben ſuche,
Doch hienieden laß uns lieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Uns urzeitlich vorgeſchrieben!

Wie vom Hauch des Morgenwindes
Sich der Kelch der Roſe regt,
Sei das Herz des lieben Kindes
Von des Liedes Hauch bewegt!
Sie gewähre, was ich ſuche,
Was mich toll zu ihr getrieben:
Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
Ihr urzeitlich vorgeſchrieben!

* * *

## Mirza-Schaffy rühmt ſein eigenes Glück.

Ich Glücklichſter der Glücklichen! Derweil
Die Welt ſich um ſich ſelbſt in Dummheit dreht,
Und Jeglicher auf ſeine Art dem Heil,
Das offenbar liegt, aus dem Wege geht;
Derweil der Mönch den eignen Leib kaſteit,
Und wähnt, daß ihn der Himmel einſt entſchädigt
Für die auf Erden wundgerieb'nen Knie —
Derweil der Pfaff vom Jenſeits prophezeit,
In frommer Wuth den Leuten Dinge predigt,
Von denen *er* ſo wenig weiß wie *ſie*:
Knie' ich zu meines Mädchens Füßen nieder,
Und ſchreibe meine wonnevollen Lieder
Aus *ihren* Augen ab. Es perlt der Wein
Zuneben mir im funkelnden Pokale;
Ich ſchlürfe ihn in vollen Zügen ein,
Und denk': es iſt in dieſem Erdenthale
Bei Lieb' und Wein ein paradieſiſch Sein!

* * *

»Mirza-Schaffy! — ſagte ich, als der Weiſe einen Augenblick innehielt, um ein Glas Wein zu trinken und einen friſchen Tſchibuq anzurauchen, — die Herzen der Jungfrauen werden hochaufſchlagen durch die ſüße Gewalt Deiner Lieder, aber die Weiſen unſeres Volks werden ſprechen in ihrer Eiferſucht: es fehle Dir an Mannigfaltigkeit der Anſchauungen und Gedanken. Haſt Du nicht auch Lieder über andere Dinge geſchrieben, als über Wein, Liebe und Roſen?«

Ohne mich gleich einer Antwort zu würdigen, oder auch nur aufzublicken, blies der Mirza eine Weile dicke Dampfwolken vor ſich hin, ſchlürfte ruhig noch ein paar Gläſer Wein herunter, und dann hub er folgendes Lied an zu ſingen:

Euch mißfällt mein Dichten, weil ich
Immer nur das Eine ſinge?
Nur von Roſen, Lenz und Liebe,
Nachtigall und Weine ſinge?

Was iſt ſchöner: daß der Sänger
Irrlicht, Nacht und Lampe preiſt —
Oder daß er von der Einen
Sonne ew'gem Scheine ſinge?

Und wie eine Sonne gieß' ich
Meine Liederſtrahlen aus,
Weil ich immer nur das Schöne,
Niemals das Gemeine ſinge.

Mögen andre Lieder rühmen
Kampf, Moſchee und Fürſtenglanz —
Nur von Roſen, Wein und Liebe
Sollen immer meine ſingen!

O, Mirza-Schaffy! wie lieblich
Duftet's aus den Verſen her!
Denn ſo ſchön wie Deine Lieder
Kann ein Andrer keine ſingen!

# Zehntes Kapitel.

## Die Schule der Weisheit.

(Fortsetzung.)

Unter den vielen Schriftgelehrten des Landes, deren Bekanntschaft ich machte während der Zeit, daß Mirza-Schaffy mich in der Weisheit unterrichtete, war der Hervorragendste durch Rang und Wissen: Abbas-Kuli-Chan, ein Sprößling des alten Herrscherhauses von Baku.

Er unterschied sich wesentlich von den Ulémas seines Stammes durch eine größere Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Zustände des Abendlandes, sowie durch eine gewisse Hinneigung zum Russenthume.

Er hatte sich durch längeren Aufenthalt in Petersburg und Moskau die russische Sprache vollkommen angeeignet, war bei Hofe wohlgelitten und bekleidete sogar Obersten-Rang in der russischen Armee.

Bei den Ulémas stand er in großem Ansehen durch seine tiefe Kenntniß morgenländischer Sprachen, seine kunstvollen Gedichte und eine lange, mit viel Sachkenntniß, aber ohne Kritik geschriebene Geschichte der Völker des Daghestan, während das gemeine Volk ihn aus angestammter Treue für das hohe Herrscherhaus von Baku verehrte.

Abbas-Kuli-Chan war eine jener begabten Zwitternaturen, welche, ohne Vertrauen einzuflößen, doch überall zu

imponiren wiſſen, weil ſie als erſte Klugheitsregel den Satz feſthalten: es mit Niemandem zu verderben.

So geſchah es denn, daß ſelbſt Mirza-Schaffy, beſtochen durch die großen Lobeserhebungen, welche der Chan von Baku ihm machte, als er uns einmal im Divan der Weisheit überraſchte, ihn für einen großen Weiſen erklärte.

Das in überſchwenglicher Fülle gegenſeitig geſpendete Lob verſetzte Beide in ſehr heitere Laune. Der Eine wies dem Andern aus dem Koran, aus Sadi, Hafis und Fiſuli nach, daß er der wandelnde Inbegriff aller Weisheit auf Erden ſei.

Es fand zwiſchen Beiden ein förmlicher Wettgeſang von fremden und eigenen Liedern Statt, denn jede Schmeichelei wurde mit einem geſungenen Citat belegt. Leider floß aber die Unterhaltung zu ſchnell, als daß ich etwas Zuſammenhängendes daraus hätte nachſchreiben können.

Um jedoch die lange Sitzung nicht ganz ohne Gewinn für mich vorüber gehen zu laſſen, erſuchte ich den Chan, mir eines ſeiner kunſtvollen Lieder aufzuſchreiben zur Erinnerung. Er nickte mir zu mit dem Blick der Gewährung und verſprach mir, das ſchönſte Lied zu ſchreiben, das je eines Menſchen Mund geſungen: ein Lied zum Preiſe ſeiner Fatima beim Saitenſpiel.

Während Mirza-Schaffy den Blick des Zweifels erhob beim Anhören des Selbſtlobes, welches der Chan ſich ſpendete, nahm dieſer den Kalem (die Rohrfeder) und ſchrieb, was folgt:

### Fatima beim Saitenſpiel.

Deine Finger rühren die Saiten
Und die Saiten mein Herz,
Dich gerührt zu begleiten
Erdenab, himmelwärts.

Auf dringt es,
Dich umſchwingt es,
Sich um Dein Herz zu ranken —
Dich preiſt es,
Dich umkreiſt es
In luſttrunkenem Schwanken,
Du Gedanke meines Geiſtes!
Geiſt meiner Gedanken!
Wirr, geblendet da ſteh' ich
Vor Dir, Deinem Glanze —
Und es iſt mir, als ſeh' ich
Das Weltall, das ganze,
Als ob's uns umtanze
In trunkener Weiſe,
Rund um uns im Kreiſe;
Ich taumle um Dich her,
Und das Weltall um mich her —
So Erde und Himmel
In buntem Gewimmel
Durch den Klang Deiner Kehle
Umtaumeln uns beide —
Du Freude meiner Seele,
Du Seele meiner Freude!

Mirza-Schaffy pries laut die Schönheit des Liedes und ſagte, es müſſe dem Dichter eine Pauke erhabenen Ruhmes dafür geſchlagen werden.

Abbas-Kuli-Chan aber ſtand auf, um ſich zu entfernen, mit dem Verſprechen, mich am folgenden Tage wieder zu beſuchen und mir eine von ihm verfaßte perſiſche Grammatik mitzubringen.

Der gelehrte Chan war nur auf wenige Wochen nach Tiflis gekommen, um eine ruſſiſche Ueberſetzung ſeiner in perſiſcher Sprache geſchriebenen Geſchichte des Dagheſtan zu veranſtalten. Das Werk iſt vor neunzehn Jahren (1846)

gedruckt erſchienen und liefert ein reiches, aber ungeſichtetes Material zur Kenntniß der Länder am Kaspiſchen Meere.

* * *

Kaum hatte Abbas-Kuli-Chan das Zimmer verlaſſen, als Mirza-Schaffy nach der auf dem Tiſche ſtehenden Flaſche griff und haſtig einen Becher Wein herunterſtürzte.

»Warum trankeſt Du nicht in Gegenwart des Chanes, o Mirza?« fragte ich.

— Weil er zu den Frommen gehört und keinen Wein trinkt, wenigſtens nicht vor den Leuten. —

»Wie kann Dich's vom Trinken abhalten, daß er zu den Frommen gehört?«

— Er iſt älter und mächtiger als ich; durch mein Trinken hätte ich ihn beleidigt, und ich mußte ihn ehren, da er Dein Gaſt war. Wie ſprach Saal zum Helden Ruſtem, ſeinem Sohne? »Schätze keinen Feind, er ſei, wer er wolle, zu geringe oder ohnmächtig; man hat wohl eher geſehen, daß ein Strom, der aus einer kleinen Quelle entſprungen, ſich weiter ergoſſen und ein mit Laſten beladenes Kameel davon geführt.« *) —

»Hatteſt Du weiter keinen Grund der Enthaltſamkeit, o Mirza?«

— Wozu die Frage? — ſagte er, ſich wieder einſchenkend — komm' und trink' mit mir! -

Der beſte Grund iſt
Der goldne Grund des Bechers!
Der beſte Mund iſt
Der kluge Mund des Zechers! —

*) Sadi: Gjüliſtan.

»Du redeſt weiſe, — entgegnete ich — und ich werde mit Dir trinken und ſingen, wie immer; aber noch eine Frage mußt Du mir zuvor beantworten. Du rühmſt täglich in Deinen Liedern die Tugenden des Weines, und ich glaube daran (es iſt mein Schickſal!); aber wie geht es zu, daß die Georgier und die Ruſſen, welche hier zu Lande mehr Wein trinken, als die Kameele Waſſer, doch nicht weiſer werden davon?«

— Die Ruſſen ſind nicht ſo ganz dumm, ſonſt würd' es ihnen nicht gelungen ſein, alle anderen Völker zu peinigen mit den Fäuſten der Gewalt; und die Georgier . . . doch ſchreib', ich werde Dir ſingen! —

Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und ſüße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eig'nen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!

In Gemeinheit tief verſunken
Liegt der Thor vom Rauſch bemeiſtert;
Wenn er trinkt — wird er betrunken,
Trinken wir — ſind wir begeiſtert!
Sprühen hohe Witzesfunken,
Reden wie mit Engelzungen,
Und von Glut ſind wir durchdrungen,
Und von Schönheit ſind wir trunken!

Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze ſelbſt zu Schmutz wird —
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz' wird!

* * *

Hat nicht ſchon Sadi geſungen: »Der Regen, ob er ſich auch in ſeiner Natur niemals ändert, wird im Garten Anemonen und allerhand ſchöne Blumen, in ſalzigen und unfruchtbaren Orten aber nur Diſteln hervorbringen!«

# Eilftes Kapitel.

## Wanderungen, Fernſichten und Wunder.

Meine Wohnung lag am Fuße des heiligen Davidsberges, der auf einem ſteilen Vorſprunge in der Mitte ſeiner Höhe eine uralte Kirche trägt, deren Schutzheiliger dem Berge ſeinen Namen gegeben.

Seit Alters iſt die Kirche des heiligen David berühmt durch ihre wunderthätigen Kräfte.

Welcher Frau oder Jungfrau es gelingt, bei dreimaligem Umwandeln der Kirche jedesmal einen Stein an die äußere Mauer zu kleben, ſolchergeſtalt, daß der Stein hängen bleibt, ohne befeſtigt zu ſein durch Kitt oder Mörtel: der wird jeglicher Wunſch erfüllt, den ſie auf dem Herzen trägt, wenn ihre Gedanken nicht befleckt ſind durch ſündliches Begehren.

So aber eine Jungfrau iſt, die für einen Mann glüht in reiner Minne, oder eine Frau, ſo da trachtet nach Leibesfrucht, deren Gebete werden erhört, wenn der heilige David nicht beſondere Urſache hat, ſie den Ohren des Allmächtigen vorzuenthalten.

So erzählt die Legende von vielen Jungfrauen, die geglaubt an die wunderthätigen Kräfte der Kirche und wirklich einen Mann gefunden haben, und von Frauen, die geſegnet wurden mit Leibesfrucht.

Beſonders am Donnerſtage, dem Geburts- oder Sterbetage des großen Heiligen, äußert ſich ſein wunderbares Walten am wunderbarſten.

Denn an dieſem Tage finden ſich im Umkreiſe des Tempels eine Menge Steine, die alle kleben bleiben an den äußern Mauern, ohne befeſtigt zu werden durch Kitt oder Mörtel.

Damit aber dieſe Steine nicht in ungeweihte Hände fallen, werden ſie ſorgfältig aufgeſammelt von den Dienern der Kirche und den Gläubigen verabreicht gegen ein Entgeld, welches klein erſcheint im Verhältniß zu dem großen Segen des heiligen David.

Darum wallfahrten alldonnerſtäglich die Frauen und Jungfrauen von Tiflis im feſtlichen Gewande zum heiligen Davidsberg; und wer die ſchlanken Töchter Georgia's, die Blüthe der Schönheit, hier in ſolcher Fülle verſammelt ſieht, und nicht an Wunder glaubt auf Erden, dem wäre beſſer, daß eine alte Negerin gehängt werde an ſeinen Hals, und er hinunterrolle in das Thal Dibubeh, wo es am tiefſten iſt!

Selbſt Mirza-Schaffy, der unchriſtliche Weiſe von Gjändſha, pries die Wunderkraft des heiligen David, der noch im Tode ſo viele anmuthige Weiber in Bewegung ſetzt zu lebendigſtem Streben!

»Wo in aller Welt — rief der Mirza oft begeiſtert aus, wenn wir, die Pfeife der Betrachtung rauchend, auf dem Balkon oder dem Dache des Hauſes ſaßen und die frommen Pilgerinnen an uns vorüberziehen ſahen mit dem Blick des Wohlgefallens — wo in aller Welt erſpäht das Auge ſolche Fülle der lieblichſten Waden? und wo wandelt die Schönheit nackten Fußes wie hier?«

Es iſt nämlich ein alter, frommer Brauch, — welcher beſonders von den Inhaberinnen ſchöner Füße mit großer

Gewiſſenhaftigkeit aufrecht erhalten wird — daß die Beterinnen vor Beginn der Wallfahrt Schuhe und Strümpfe abthun, und barfuß hinaufklimmen zur Kirche des heiligen David.

Gar lieblich kontraſtiren die kleinen Füßchen — gleichviel ob nackt oder ſtrumpfbekleidet — mit den weiten, faltenreichen, roth- oder blauſeidenen Pantalons, welche unter einem elegantgeformten, am Buſen zwiefach rund ausgeſchnittenen Sarafan, von meiſt ſchwerem Stoffe, hervorquillen. Den Kopf ziert ein kronenähnlicher Schmuck, von welchem nach hinten ein weißer Schleier über das lange, flechtengeſchlungene Haar herabflattert.

Die meiſten Georgierinnen aus dem Volke tragen noch die Tſchadra, einen ſchneeweißen, den ganzen Körper verhüllenden Ueberwurf, welchen die Schönen aber ſo geſchickt zu halten wiſſen, daß ſich die ganze Geſtalt darin abzeichnet.

Während der Wallfahrtszeit ſchlingt ſich der Weg, welcher zur Kapelle führt, wirklich wie ein Gürtel der Schönheit um den Leib des Berges.

Und wenn das Auge, noch trunken vom Anblick des üppigen Gliederbaues der ſchlanken Töchter von Tiflis, hinabſchweift in das wellenförmige Thal, ſo eröffnet ſich wieder eine Ausſicht, die den lieblichſten auf Erden vergleichbar.

Uns zu Füßen liegt die Stadt mit ihren Paläſten, Kuppeln, Thürmen und halb unterirdiſchen Sakli's (Erdhütten), durchſchlungen von ſchattenreichen Gärten, wo alle bei uns heimiſchen Obſtarten, ſowie der Pfirſich, die Feige, die Granate, der Lotus, die Maulbeere, Rebe, Quitte und Mispel in üppiger Fülle gedeihen. In weiter Ferne verliert ſich der die Stadt durchſtrömende Kyros (Kur) auf ſeinem Schlangenlaufe hinter grün bekleidetem Hügelland, und hoch über uns wölbt ſich der tiefblaue Himmel Georgiens. . . .

Wir ſteigen hinab vom Davidsberge, betrachten aufmerkſam die zu ſeinen Füßen terraſſenförmig übereinander ge-

bauten Sakli's, kleine, unanſehnliche, aus rohen Steinen aufgeworfene Häuſer ohne Fenſter und jegliche äußere noch innere Verzierung, und verwundert fragen wir: ſind dieſes die Muſcheln, worin Georgia ſeine Perlen der Schönheit birgt?

Das Licht fällt in dieſe Sakli's von oben durch eine Oeffnung des platten Daches, welche zugleich als Schornſtein dient, und bei ſchlechtem Wetter, wenn die Oeffnung geſchloſſen werden muß, herrſcht im Innern nächtliche Dämmerung.

Nachdem wir mühſam einige Sakli's überſtiegen, angebellt von ungethümen Hunden, und unter ſteter Gefahr, bei einem Fehltritte irgend einer georgiſchen Familie uneingeladen von oben in's Haus zu fallen, gelangen wir in eine, nichts weniger als reinliche Gaſſe, die uns wiederum auf einen freien Platz führt, wo das Gymnaſium von Tiflis vor uns aufſteigt und uns daran erinnert, daß unter den Troglodyten des Landes auch Europäer hauſen.

Dieſes koloſſale, ganz im modernen Kaſernengeſchmack errichtete Gebäude, wo die Söhne des Gebirges zu treuen Unterthanen des rechtgläubigen Kaiſers herangebildet werden, beherrſcht von ſeiner Höhe herab den mehrere Klafter tiefer ſich eröffnenden Alexanderplatz, den die vorüberführende, hügelig abfallende Straße faſt eben ſo hoch umſäumt, als die den Hintergrund und die Flügel des Platzes bildenden Häuſer. Die hervorragendſten Gebäude an dieſem, durch ſeine tiefe Lage allſeitig ſcharf abgegrenzten weiten Platze, ſind die Wohnung des Vice-Gouverneurs im Hintergrunde und der Sitz des Generalſtabs in der linken Häuſerreihe.

Die oben bezeichnete, den tiefgelegenen Alexanderplatz von dem hochgelegenen Gymnaſiumsplatze ſtufenartig ſcheidende Straße iſt als die Hauptſtraße von Tiflis zu betrachten. Links nach dem Thore zu, durch welches man — von Gori

kommend — ſeinen Einzug hält, eröffnet ſie die Ausſicht auf die ſchönſten, gallerieumwundenen Häuſer von Tiflis. Rechts führt ſie uns in das Innere der Stadt. Hier zieht, in geringer Entfernung von dem ſchräg gegenüberliegenden Gymnaſium zur Linken die altersgraue Zionskirche unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, und uns zur Rechten liegt der ſich nach hinten terraſſenförmig abſtufende, prachtvolle Palaſt der Statthalter vom Kaukaſus, mit ſeinem herrlichen, von aſiatiſcher Ueppigkeit ſtrotzenden, aber von europäiſcher Hand geregelten Garten. Dieſer Palaſt wurde erbaut auf den Trümmern der alten, von Roſtom gegründeten Burg der georgiſchen Könige.

Wir gehen ein paar Schritte weiter und gelangen auf den Eriwan'ſchen Platz, den eigentlichen Mittelpunkt der vornehmen Welt von Tiflis. Hier reichen ſich Europa und Aſien die Hand.

Gegenüber den großen, ganz modernen Kronsgebäuden der Ruſſen ziehen ſich die wohnlichen, plattabgedachten, gallerieumwundenen Häuſer der Armenier hin, welche gleichſam den Uebergang zu den rohen, halb unterirdiſchen Sakli's der Georgier, Perſer und Tataren bilden.

Neben der Tſchadra-verhüllten Georgierin wandelt die ruſſiſche Beamtenfrau; neben dem wilden Kurden vom Ararat reitet der doniſche Koſak; zur Seite der moskowitiſchen Grauröcke drängen ſich die zerlumpten Muſchat (Laſtträger) aus Imerethi, Oſſethi und Lesghiſtan.

Wir überſchreiten den Markt und winden uns durch die langen, krummen, ungepflaſterten Straßen, wo die Schwertfeger, die Gewehrmacher, die Schmiede, die Schneider — kurz, die Vertreter aller Gewerbe ihre Thätigkeit in offenen Werkſtätten entfalten, d. h. in Werkſtätten, welche zugleich Magazine bilden, und — ähnlich unſeren deutſchen Meßbuden — nach der Straße zu offen ſtehen. Hier kauft man

um ein Billiges die berühmten kaukaſiſchen Dolche (Kinſhal's), Degen (Schaſchka's), Pulverhörner, Gürtel, Tuche, Tſcherkeſſen und Schabracken.

Dieſe immer belebten Straßen führen uns zu dem armeniſchen Bazar, und von dort über den geräuſchvollſten Markt von Tiflis zu dem hohen umfangreichen Karawanſerai, welches mit ſeinen vielen Zellen, Magazinen, Gallerien und Gewölben eine kleine Stadt für ſich bildet, und zu den prachtvollſten Gebäuden dieſer Art im Orient gehört. Hier liegen die koſtbarſten Erzeugniſſe des Morgenlandes: Shawls, Seidenſtoffe, Teppiche u. ſ. w. aufgehäuft, und es herrſcht in dieſen weiten Räumen vom Morgen bis zum Abend ein Menſchengewühl, ein Sprachengewirr, eine Mannigfaltigkeit der Phyſiognomien und Trachten, wie man ſelbſt zur Meßzeit in den lebhafteſten Städten Deutſchlands nichts Aehnliches ſieht.

Unter den Männern finden wir eine Menge hochgewachſene, kräftige, ſchöne Geſtalten, während die georgiſchen und armeniſchen Frauen, denen wir im Bazar und dem Karawanſerai begegnen, ihrer Mehrzahl nach einen häßlichen Gegenſatz bilden zu den ſchönen Pilgerinnen, welche wir auf der Wallfahrt zum heiligen Davidsberge kennen gelernt haben. Denn auf den Märkten und Bazars laſſen ſich meiſtens nur alte Frauen ſehen, (in Tiflis gilt eine Frau ſchon für alt, wenn ſie das dreißigſte Lebensjahr überſchritten), und ſo ſehr die Georgierinnen in ihrer Jugend anmuthig erſcheinen und hohen Preiſes werth, ſo abſchreckend iſt ihre Häßlichkeit im Alter.

Und dieſe ſchnelle Umwandlung wird hier nicht ausgeglichen durch jene aus höherer Bildung entſpringenden Eigenſchaften, welche bei uns auch häßliche und alte Frauen oft ſo liebenswürdig und angenehm im Umgange machen.

Ueberhaupt gehört eine ſolche Häßlichkeit, wie man ſie gewöhnlich bei den älteren Georgierinnen findet, bei uns zu den ſeltenſten Ausnahmen . . .

Wir verlaſſen das große Karawanſerai, wenden, behutſam einer Karawane waarenbepackter Kameele ausweichend, unſere Schritte der Brücke zu, welche die beiden, durch den Kyros getrennten Stadthälften verbindet, und indem wir auf »den Sand« gelangen (ſo heißt ein Viertel der Neuſtadt Awlabar), befinden wir uns mitten unter einer — deutſchen Bevölkerung!

Hier wohnen die eingewanderten Schwaben, hier iſt die deutſche Kolonie von Tiflis, durch den Kyros getrennt von der übrigen Stadt.

Aus dem Gewühl des armeniſchen Bazars und des perſiſchen Karawanſerai, aus den Speichern der Schätze des Orients, belebt von Menſchen mit feinen, ſonnverbrannten Geſichtern und langen, faltenreichen Gewändern, und umlagert von laſttragenden Kameelen und Dromedaren, — ſind wir urplötzlich in eine neue Welt verſetzt und ſehen vor uns ein rechtſchaffen Stück Schwabenleben, mit allem Zubehör von Sprache, Behauſung, Stummelpfeife und bloßen Hemdsärmeln.

Bei dieſen breitſchultrigen, fauſtkräftigen Argonauten des Neckars, die durch den Helleſpont geſchwommen, durch den Bosporus und das Schwarze Meer, die am Phaſis gelandet und die Wälder von Kolchis durchzogen, um hier an den fruchtreichen Ufern des Kyros zu leben in Weingärten und Gottesfurcht, laſſen wir uns nieder auf ein Stündchen, zu kurzer Erholung nach der langen Wanderung des Tages.

Hier zur Rechten in dem kleinen, wunderlich aufgeſtülpten Hauſe, deſſen Dach eine etwas ſtärkere Hinneigung zur Erde verräth, als der Baumeiſter urſprünglich beabſichtigte, wohnt der ehrliche Salzmann, der Sandwirth von Tiflis.

Tretet ein, aber bückt Euch ein wenig, um den Kopf nicht an der niedrigen Thüröffnung zu zerſchlagen.

Rechts iſt das Billardzimmer; dort wird geſpielt und gelärmt von ruſſiſchen Offizieren; aber hier zur Linken iſt ein

kleines, ruhiges, blauangeſtrichenes Gemach, das Herr Salzmann allezeit für ſeine deutſchen Landsleute bereitet hält, und das allen ruſſiſchen und aſiatiſchen Fußtritten unzugänglich bleibt. Dorthin wenden wir uns.

Ein kleiner, ſteifer Burſche, der allem Anderen eher ähnlich ſieht, als einem »garçon d'hôtel,« tritt uns entgegen.

»Grüß Gott, alter Burſche! Was macht Herr Salzmann?«

— Iſcht ni daheim! —

»So ruf' die Frau Salzmann her, und bring' uns Wein, Kachetiner Abendröthe!«

Das war der Name, den wir dem blutrothen Weine von Kachetos in feierlicher Taufe gegeben, weil uns bei ſeinem Anblick immer ein heiliger Schauer überkam, wie beim Anblick der untergehenden Sonne . . .

Frau Salzmann, die kindergeſegnete Gattin des Sandwirthes, erſcheint, wiſcht ſich nach wirthſchaftlichem Brauch erſt in der weißen Schürze die küchenbeſchäftigte Hand ab, und reicht ſie uns darauf zu freundlichem Willkommen.

Frau Salzmann beſitzt unter andern trefflichen Eigenſchaften auch die: den beſten deutſchen Eierkuchen in Tiflis zu backen. Sie hat dadurch nicht blos in der Nachbarſchaft, ſondern bei allen deutſchen Kaukaſus-Reiſenden eine gewiſſe Berühmtheit erlangt. In jedem Reiſewerk wird ihrer Erwähnung gethan. Sie weiß das und hält darauf, daß die Eierkuchen immer hübſch locker gerathen, damit ihr guter Leumund nicht zu Schanden werde vor den Augen der Welt.

In dem blauen Zimmer ſteht ein blaugedeckter Tiſch; dort halten wir unſere Tafelrunde. Dem billigen Kachetiner folgt der theure Champagner; denn es gehört einmal zur europäiſchen Sitte in Tiflis, das Mahl durch Champagner zu beſchließen, und dieſer Sitte muß ſich hier Jedermann

fügen, der für anständig gelten will, wie bei uns der Sitte des Fracktragens und der weißen und gelben Glacéhandschuhe.

Welcher deutsche Reisende, der in Tiflis gewesen, hätte nicht bei Salzmann auf dem Sande an der Tafelrunde gesessen, und sich so begeistert am Kachetiner und Champagner, daß ihm beim Nachhausegehen in der mondhellen Nacht der ganze Himmel vorgekommen wie ein riesiges Tischlaken, und der Mond wie ein leuchtender Eierkuchen, und die Sterne wie funkelnde Gläser!

So erging es auch uns an jenem Abend, als wir, nach begeisternder Erholung von unserer Wallfahrt zum Davidsberge, den »Sand« verließen, um in's Innere der Stadt zurückzukehren.

Kein Wölkchen trübte den lichtblauen Himmel, aber es lag in der Luft eine Wärme, als ob der fast sonnenhelle Mond Georgiens auch das Feuer der Sonne hätte.

Die Straßen waren beinahe ganz menschenleer, der Bazar und alle Werkstätten geschlossen. Nur hin und wieder taumelte ein betrunkener Soldat, schwebte eine tief in die blendendweiße Tschadra verhüllte Georgierin an uns vorüber.

Wir ließen die Straße links liegen, welche zu den kuppelbedeckten, heißen Schwefelbädern führt, denen Tiflis sein Entstehen und seinen Namen verdankt, und wandten uns in kürzester Richtung dem Eriwan'schen Platze zu.

Hier und da waren die Dächer von luftigen, weiblichen Gestalten belebt, die vom Mondschein umflossen, in ihren malerischen Gewändern einen feenhaften Anblick gewährten.

Balalaikatöne erschollen durch die Nacht, abwechselnd mit dem Rundgesange georgischer Schönen.

Doch wir durften nicht lange weilen bei den lieblichen Bildern, denn wo immer wir stehen blieben und die Mädchen uns bemerkten, da verschwanden sie schnell vor unseren spähenden Blicken.

Aber einmal mußte ich ſtehen bleiben und lauſchen, ich konnte nicht fort, es feſſelte meine Füße gewaltſam. Der Klang einer Männerſtimme traf mein Ohr, und die Töne ſchienen mir ſo vertraut ... ich erkannte die Stimme — ich erkannte das Lied — ich erkannte Dich, Mirza-Schaffy, o Weiſer von Gjändſha!

Noch ſehe ich die gelben Koſchi (Pantoffeln), die rothen Nepkawi (Pantalons), den ſammtnen Kaftan und den durchſichtigen Schleier Deiner Schönen, als ſie ſchüchtern auf dem Dache des grauen Häuschens ſtand und Deinen flehenden Tönen lauſchte.

Du glaubteſt Dich verſteckt und unbemerkt im Schatten des Hauſes in der einſamen Gaſſe. Aber nimmer vergeſſe ich Dein Bild, o Weiſer! wie Du die Hände bald an's Herz preßteſt, und bald halbmondförmig an die Ohren hielteſt, gleichwie zum Gebete vor dem holdſeligen Weſen über Dir!

Wo blieb Zuléikha, und wo Deine Treue für ſie?

Es waren der Wunder noch nicht genug für den ſchönen Abend.

Als ich mich auf dem Eriwan'ſchen Platze trennen wollte von meinen Begleitern, bat mich einer derſelben, ihm noch auf ein Stündchen in ſeiner neuen Wohnung Geſellſchaft zu leiſten.

»Ich habe die Wohnung genommen — ſagte er vertraulich — weil gerade gegenüber die Fürſtin O ...., ein wunderliebliches Weſen wohnt, ein Meiſterſtückchen der Schöpfung! Schon ſeit drei Monaten folge ich ihr regelmäßig auf all' ihren Wallfahrten zum heiligen Davidsberge. Die landesungewöhnliche Beſtändigkeit meiner Neigung ſcheint ihr Herz gerührt zu haben, denn ſie hat vor mir ſchon einen großen Theil ihrer georgiſchen Schüchternheit abgeſtreift. Sie

zeigt ſich mir unverſchleiert auf dem Dache, empfängt Blumenſträuße, die ich ihr Abends heimlich zuwerfe, und ſcheint zwei ihrer Freundinnen in ihr Geheimniß eingeweiht zu haben, denn alle drei ſitzen oft Stundenlang oben im traulichen Geſpräche, ohne ſich durch meine bei offenem Fenſter angeſtellten Betrachtungen verſcheuchen zu laſſen.«

Das Glück folgte unſern Schritten, denn die junge Fürſtin ſaß wirklich noch auf dem Dache mit ihren beiden Freundinnen, als wir eintraten in die Wohnung meines Bekannten.

Wir zündeten kein Licht an im Zimmer, um deſto beſſer ſehen zu können, ohne geſehen zu werden.

Wie ein Heiligenſchimmer umfloß das Mondlicht die drei lieblichen Geſtalten, wie ſie da ſaßen mit gekreuzten Beinen. Die zwei Fremden waren in die weiße Tſchadra gehüllt, unter welcher die faltenreichen Nepkawi feuerroth hervorquollen. Die junge Fürſtin aber trug blauſeidene Hoſen, hell wie der Abendhimmel im Mondſchein, und ein dunkler Sarafan umſchlang ihre jugendlichen Glieder.

Ueber eine Stunde hatten wir geſeſſen, verloren im Anſchauen des ſchönen Bildes vor uns, als plötzlich alle drei Frauen aufſprangen und ſchäkernd auf dem Dache umherwandelten.

Da — Eine bleibt ſtehen! ſie ſcheint uns zu bemerken, denn nachdem ſie eine Weile ſpähende Blicke herübergeworfen, wendet ſie ſich um, wahrſcheinlich um ihren Begleiterinnen einen Wink zu geben; aber ſiehe! faſt in demſelben Augenblicke iſt die junge Fürſtin ebenfalls ſtehen geblieben, nicht um nach uns zu ſuchen, nein, ſie bückt ſich, und lüftet ... und taſtet ...

Trotz des kleinen Gegenſtandes, um den es ſich handelt, bin ich in großer Verlegenheit, wie ich die Zeichnung voll-

n ſoll, ohne einerſeits den poetiſchen Anſtand, und ande-
its die proſaiſche Wahrheit zu verletzen. Ich bemerke nur,
mir beim Nachhauſegehen unwillkürlich die Verſe Göthe's
en Ohren ſummten:

Es war einmal ein König,
Der u. ſ. w.

# Zwölftes Kapitel.

## Die Schule der Weisheit.

(Fortsetzung.)

„Mirza-Schaffy! — sprach ich, als wir wieder versammelt saßen im Divan der Weisheit — was sagt Hafis, wo er von der Untreue der Frauen spricht?“

Der Mirza stellte seinen ausgerauchten Tschibuq bei Seite, schlürfte ein Glas Wein herunter und hub an zu singen:

„Wahrlich würd' ich an den Schönen
Gar nichts auszusetzen wissen,
Als daß insgemein die Schönen
Nichts von Treu' und Liebe wissen.“

Wenn der Weise einmal in's Singen kam, so war kein Aufhören; kaum hatte er die oben angeführten Verse beendet, als er gleich wieder ein anderes Lied von Hafis anstimmte:

„Seh' ich Dich an, trag' ich die Spur von
Deiner Wangen Wiederschein!
Sieh': die Sonne zittert nur von
Deiner Wangen Wiederschein?“

„Laß das jetzt! — unterbrach ich ihn — ich wünsche, daß Du mich heute über andere Dinge belehrst. Sag' mir,

o Mirza! hat Hafis nicht auch von der Untreue der Männer geſungen?«

— Deine Frage iſt unweiſe! Wie ſollte Hafis auf den Gedanken kommen, von der Untreue der Männer zu ſingen? Darüber zu klagen, konnt' er den Frauen überlaſſen; wer wird ſich ſelber ein Feind ſein? —

Er klatſchte in die Hände, ließ ſich eine friſche Pfeife bringen, warf mir einen forſchenden Blick zu, den ich mit großer Seelenruhe erwiederte, und alſo fuhr er fort in ſeiner Belehrung:

— Wie läßt ſich die Untreue des Mannes mit der einer Frau vergleichen? Eine Blume kann man nur Einmal brechen; ſie welkt, und ihr Duft iſt dahin! Aber der Wind, der die zarte Roſe zerknickt, brauſt an dem ſtarken Baume faſt ſpurlos vorüber. —

»Wehen nicht auch Winde durch's Blumenbeet, bei deren Hauch die Roſen nur friſcher blühen, ſtatt zu welken?«

— Du redeſt weiſe, o Jünger! Du näherſt Dich meinen Gedanken. Sieh', wie der Epheu, das Sinnbild des Weibes, ſich lieblich emporrankt an dem ſtarken Lorbeerbaume, ihm und ſich ſelber zum Schmucke! Nimm der Epheuranke den ſtützenden Baum, — und ſie ſinkt zur Erde und wird zertreten von den Füßen der Menſchen, wenn ſich nicht eine andere Stütze ihr bietet, daran ſie ſich aufrichtet und weiter grünt. —

»Rede ohne Bilder, o Mirza! und laß die Umſchweife, damit der Sinn Deiner Worte mir deutlicher werde«

— Was iſt eine Rede ohne gute Bilder? Was iſt die Tugend ohne gute Werke? —

»Du haſt Recht; fahre fort in Deiner Belehrung!«

— Ich will Dir eine Frage vorlegen, um Dich zu prüfen in der Erkenntniß der Wahrheit. Was iſt ſeltener: Dummheit bei den Frauen, oder Weisheit bei den Männern? —

»Ich glaube, das Letztere.«

Der Mirza nickte bejahend, und nachdem er ein frisches Glas getrunken, fragte er weiter:

— Was ist besser: es mit den Klugen zu halten, oder mit den Thoren? —

»Ich glaube, das Erstere.«

— Unsere Wege führen zusammen. Du wirst nunmehr im Stande sein, den Blick der Aufklärung zu werfen in die Geheimnisse der Untreue, wie bei Männern so bei Frauen! Wenn das Herz ganz voll ist von Einer Liebe, wo bleibt da Platz für eine andere? —

»Ich würde Dich bitten, o Mirza, mir ein Beispiel aus Deinem eigenen Leben zu geben, wenn Du nicht eine Ausnahme bildetest von der Regel, in Deiner Weisheit.«

Wiederum warf der Weise mir einen forschenden Blick zu, den ich eben so ruhig ertrug wie das Erstemal.

— Wohl bin ich eine Ausnahme! — entgegnete er nach kurzer Pause — denn so wie ich, hat nie ein Mann geliebt! Meine Sonne ist untergegangen, aber die Glut, welche sie in mir zurückgelassen, ist immer noch mehr werth, als das Strohfeuer der gewöhnlichen Menschen. Was sagt Hafis:

„Kauf' mein zertrümmertes Herz, in tausend Stücke zerschlagen
Ist es so viel als tausend der anderen werth!“

Die Frauen wissen das und lieben mich. Einst mußte Eine mir Alle ersetzen — jetzt ersetzen Alle mir die Eine nicht! Aber soll ich, weil der Tag entschwunden, mich der Sterne nicht freuen, welche die Nacht meines Lebens durchschimmern? Soll ich die Frauen hassen, weil sie mich lieben? Ist es meine Schuld, daß die Sprache nur Ein Wort hat für Gefühle so verschiedener Art, wie die Frauen verschieden sind, *die sie einflößen!* Lange war ich ein Thor und lebte ohne

allen Verkehr mit den Weibern; aber Zuléikha hat nichts dabei gewonnen und ich habe viel dadurch verloren. —

»Jetzt biſt Du weiſer, o Mirza?«

Er nickte bejahend und bedeutete mich, das Kalembar (Schreibzeug) zu bereiten.

Er ſang, und ich ſchrieb:

„Mirza-Schaffy, leichtſinnig Flatterherz!
Du wechſelſt Deine Liebe wie die Lieder.“

— Es lieben mich die Frauen allerwärts,
Und da, wo ich geliebt bin, lieb' ich wieder! —

* * *

Ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, zu erforſchen, wie der Weiſe von Gjändſha mit ſeiner allzeit fertigen Dialektik die Fragen beantworten würde:

„Worüber ſo manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und ſchwarzem Barett,
Perückenhäupter und tauſend andere
Arme ſchwitzende Menſchenhäupter.“
(Heine.)

Aber er fertigte mich kürzer ab, als ich erwartet hatte.

— Es iſt eine Thorheit — ſagte er — über ſolche Dinge die Zeit zu verlieren! Zu groß iſt der Sprung vom Nichts zum Etwas. Hier liegt eine Kluft, welche alle Weisheit der Weiſen nimmer ausfüllen wird. Solche Grübeleien haben noch keinen Thoren weiſer, wohl aber viele Weiſen zu Thoren gemacht. Was ſagt Sadi: »Wenn auch die Wolken Waſſer des Lebens regneten und das Land am fruchtbarſten machten, würdeſt Du doch keine Frucht von Weidenbäumen

ſammeln!« Scheint uns die Sonne weniger ſchön, weil wir ihr Weſen nicht zu ergründen vermögen? Duftet die Roſe minder lieblich, weil ſie in der ſchmutzigſten Erde am beſten gedeiht?

Wahrlich, jenes ſpielende Kind mit den friſchen Wangen iſt weiſer in ſeiner Einfalt, als der hohlwangige Hadſhi, der augenverdrehende Frömmler.

Das Leben iſt ein Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Gutem und Schlechtem, zwiſchen Schönem und Gemeinem; und der Weiſeſte iſt, wer am meiſten Schönes herausfindet aus dem Schlamme der Welt.

Es iſt eine und dieſelbe Glut, welche durch unſern Geiſt, durch die Sonne, durch die Wange der Schönheit, durch das Blatt der Roſe leuchtet.

Vor dieſer Glut bete an! —

# Dreizehntes Kapitel.

## Ein Ausflug nach Armenien.

Nun folgt mir in jene geſegneten Lande, wohin die Sage das Paradies verſetzt, und wohin auch ich es verſetzte, bis ich erfuhr, daß es in Deinen Augen liegt, Du meine Edlitam!

Folgt mir an die blumenreichen, ſagengeheiligten Ufer der Senghi und des Araxes, wo ich Ruhe ſuchte nach langem Irrſal ſorgenvollen Wanderlebens in fremdem Land, bis ich erfuhr, daß Ruhe nirgends zu finden als in der eigenen Bruſt; folgt mir in die Gärten, wo Noah zuerſt den Weinſtock gepflanzt, zu ſeiner eigenen Luſt und Ergötzlichkeit und zur Freude aller nachwachſenden durſtigen Menſchengeſchlechter; folgt mir durch die ſteilen, gletſcherüberhangenen Gebirgspfade zu den dürren Hochebenen des Ararat, wo der wilde, blutroth gekleidete Kurde auf leichtſchenkeligem Roſſe einherſprengt, mit blitzendem Auge und ſonngebräuntem Geſichte, im breiten Gürtel den ſcharfen Dolch und die langen Piſtolen von Damaskus, und in der kampfgeübten Hand die ſchwanke, todſchleudernde Lanze von Bagdad — wo der Nomade ſein ſchwarzes Zelt aufſchlägt und mit Weib und Kind an dem die Thiere der Wildniß verſcheuchenden Feuer kauert — wo Karawanen von Kameelen und Dromedaren ziehen, beladen mit den Stoffen des Morgenlandes und geleitet von wachſamen Führern in weiten, buntfarbigen Gewändern — wo

der raublüſterne Tatar in verſteckten Felshütten, oder in halb unterirdiſchen, roh ausgehöhlten Wohnungen hauſt; folgt mir in die fruchtbaren Thäler, wo die Söhne von Haïghk*), wie die Kinder von Iſrael fern vom Verderben der Städte, noch in urväterlicher Einfalt leben, ihre Aecker pflügen und ihre Heerden weiden, und die Gaſtfreundſchaft in bibliſcher Reinheit üben; folgt mir zum Ararat, der auf ſeinem königlichen Greiſenhaupte noch die ſündflutgerettete Arche trägt — folgt mir in's Hochland von Armenien!

Im Paradieſe wollen wir ſelig ſein und unſere Blicke laben an den ſchönen Töchtern des Landes; und am Grabe Noah's wollen wir niederſitzen, das Trinkhorn in der Hand, ein Lied auf den Lippen und freudige Zuverſicht im Herzen; denn der Gott, welcher einſt, als die ganze Welt den Strang verdient hatte, die Menſchheit zum Waſſertode begnadigte, und blos Noah am Leben ließ, weil dieſer den Wein kultivirt und Freude hatte am Lieben und Trinken, wird auch uns, die wir gleiche Gelüſte hegen, ſo gnädig ſein wie dem Vater der nachſündflutlichen Menſchen.

* * *

Die Troika, das ruſſiſche Dreigeſpann, welches uns davonführen ſoll bis zum Gebirge, wo die Wege aufhören fahrbar zu ſein, wartet ſchon vor der Thüre. Hinter dem Wagen halten zwei doniſche Koſaken als Eskorte, und während Luka, unſer dienender Begleiter, beſchäftigt iſt, das Gepäck in dem unbequemen Fuhrwerk ſo zurecht zu legen, daß wir ohne zu große Anſtrengung darauf ſitzen können, haben

*) Der alte und eigentliche Name der Armenier und ihres Landes.

wir — R. und ich — mit unſerm ehrwürdigen Lehrer Mirza-Schaffy eine rührende Abſchiedsſcene.

Im Orient iſt es Sitte, daß man dem ſcheidenden Freunde einen durch den Zufall beſtimmten Geleitſpruch mit auf den Weg giebt. Man bedient ſich zu dieſem Zwecke gewöhnlich des Koran, des Sadi oder Hafis. Das Buch wird auf's Gerathewohl aufgeſchlagen, und der erſte Vers, den das Auge trifft, wird als Geleitſpruch erkoren.

Der Weiſe von Gjändſha nahm den Gjüliſtan von Sadi, eröffnete das Buch und ſeine Augen fielen auf die Stelle, wo geſchrieben ſteht

»Ein Wort ohne That, iſt wie eine Wolke ohne Regen, oder ein Bogen ohne Sehne.«

Nachdem er uns eine doppelte Abſchrift des Spruches gegeben hatte, begleitete er uns hinunter zum Wagen.

Der Weiſe war ſichtbar bewegt, von ſeinen Jüngern — wenn auch nur auf ein paar Monate — ſcheiden zu müſſen. Doch ſuchte er ſeine Wehmuth durch erkünſtelten Scherz zu verhüllen. »Was ſagt Togrul Ben Arslan! Geſtern entzückte mich die Gegenwart meiner Freunde, und heute verlaſſen ſie mich!«

Allah ssisin illah! — Gott mit Euch! — rief er uns ſcheidend zu; Pascholl! — Vorwärts! — ſcholl der Kommandoruf Luka's; der bärtige Kutſcher ſchnalzte mit der Zunge, die klugen Pferde ſpitzten verſtändnißflink die Ohren, und mit fabelhafter Schnelligkeit rollte das holprige Fuhrwerk davon, während die lanzenſchwingenden Koſaken in kurzem Galopp hinterher ritten.

Bald hatten wir hinter uns den weiten Bergkeſſel, in welchem Tiflis liegt mit ſeinen Bädern und Gärten, mit ſeinem Wirrwarr von Häuſern und Menſchen, Sitten, Trachten und Sprachen. Die Berge, welche dieſe Stadt umſchließen, ſind

dürr, wie zuſammengewehte Sandhaufen, kahl wie das Haupt eines Muſelmanns.

Einſt ſollen ſie geſtrotzt haben von den üppigſten Geſtaltungen der Pflanzenwelt; in ſchattigen Lorbeerhainen ſtanden die Tempel der ſchönen Anahid, der befruchtenden Göttin — unter anmuthig gewölbten Pinienbächern brannte das Feuer auf den Altären des Tleps, des gewaltigen Donnergottes.

Aber frevelnde Hände — ſo geht die Sage — entweihten die heiligen Stätten und erweckten den Zorn der rächenden Götter. Anahid entzog den Höhen ihren belebenden Odem und waltete fortan nur in ihrem Lieblingslande Armenien, wo ihr noch Opfer gebracht und Blumenfeſte gefeiert werden bis auf den heutigen Tag — der grimmige Tleps aber brach durch ſeine Donner die Stämme der Bäume und ließ Feuer ſpringen aus den Eingeweiden der Berge, daß alle Wurzeln verbrannten, alle Pflanzen verdorrten, und vernichtet wurde was blühend war. Dann floh er zu ſeinen Lieblingsſöhnen, den kriegeriſchen Stämmen der Adighé, die am Oſtgeſtade des Pontus hauſen. Seit jener Zeit wächſt hier kein Baum mehr und nur mageres Gras, vereinzelte Blumen und Pflanzen friſten ein kümmerliches Daſein auf den dürren Bergen von Tiflis.

Aber je weiter wir uns von der Kyrosſtadt entfernen und dem armeniſchen Hochlande zueilen, deſto reicher und mannigfaltiger in ihren Erzeugniſſen begrüßt uns traulich eine bekannte, heimatliche Pflanzenwelt.

Wir finden hier faſt ganz dieſelbe Vegetation, wie in den Gebirgen von Steiermark, ſo daß ich Euch mit der Beſchreibung der Einzelheiten nicht lange aufzuhalten brauche, ſondern Euch — nachdem wir das naphtareiche Dorf Soganlug paſſirt haben — gleich zu der berühmten »rothen Brücke« (bei den Georgiern Gathe-chili-chidi genannt) führen kann,

welche die beiden Ufer des Chram, oder der Debeda, mit einander verbindet.

Dieſe uralte Brücke iſt eines der großartigſten Denkmäler georgiſcher Baukunſt. Sie hatte urſprünglich vier Bogen, getragen von gigantiſchen Pfeilern, in deren Höhlungen Zimmer mit Kaminen, Vorplätzen und allen landesüblichen Bequemlichkeiten eingerichtet waren. In den Gemächern des Mittelpfeilers, welche zwei hohe Balkons über den Fluß ausſtreckten, befand ſich ſogar ein Duchan (eine Schenkwirthſchaft). Die Balkons ſind eingeſtürzt, die Zimmer unwohnbar geworden, aber die ſtark aus rothen Backſteinen gebaute Brücke ſelbſt trotzt den Verwüſtungen der Zeit.

Schon in Muhanly, einige Stunden bevor wir die »rothe Brücke« erreichten, haben wir den unbequemen Wagen zurückgelaſſen und Tatarenpferde beſtiegen, auf welchen wir, trotz der Gebirge, elf deutſche Meilen, oder ſiebenundſiebenzig Werſt in einem Tage zurücklegen.

Wenige Werſte dieſſeits Pipis, der nächſten Station hinter Arslanbeglu, machen wir wieder Halt im Becken der Dſhogas, wo die Natur einen ihrer bizarrſten Gedanken in Stein ausgeprägt und zu einem merkwürdigen, pyramidenförmigen Felſenthurme geſtaltet hat.

Aus einer weiten, maleriſchen Einfaſſung zerſetzter Porphyrhügel ſteigt hier in einer Höhe von funfzehnhundert Fuß der Gewardzin-Daſch empor, in ſeiner wunderlichen Geſtalt — bis zur Spitze — einem rieſigen Kaktus vergleichbar. Auf dem vielfach gewundenen Gebirgswege ſchien uns während eines Rittes von zwei Stunden der Gewardzin-Daſch immer in gleicher Nähe zu ſein. Der durch Natur und Kunſt ausgehöhlte Fels war von jeher ein bequemer und ſicherer Aufenthalt für Wegelagerer, und es knüpfen ſich daran die ſchauerlichſten Sagen und Räubergeſchichten des Landes.

Wie wir weiter reiten, erzählt uns unſer Führer, ein redſeliger Burſche, von einem Mordanfalle, der vor wenigen Wochen (im Frühjahr 1844) hier an dem ruſſiſchen General Röhrberg und ſeinem Gefolge verübt wurde.

Der General, auf der Rückkehr von einer Inſpektionsreiſe durch Armenien begriffen, gedachte nach einer mühſamen Tagereiſe in einem tatariſchen Dorfe zu übernachten. Er ſchickte zu dieſem Ende einen Diener voraus, um ein erträgliches Quartier ausfindig zu machen, während er ſelbſt mit einem Gefolge von etwa vierzehn Koſaken noch eine benachbarte Ortſchaft beſuchte. Wie alle dienenden Geiſter ſich gern mit der hohen Stellung ihrer Herren brüſten, ſo that auch unſer quartierſuchende Abgeſandte, bei deſſen Ankunft im Dorfe ſich gleich eine Menge pudelmütziger Tataren verſammelt hatten.

»Alſo Dein Herr iſt ein großer Mann im Staate?« fragte ein hoher, breitſchultriger Tatar mit narbenverunſtaltetem Geſichte.

»»Nach dem Sardaar — Statthalter — iſt er der Erſte!««

»Da reiſt er auch wohl mit einem großen Gefolge?«

»»Er hat vierzehn Koſaken bei ſich und zwei Diener.««

»Und wann wird er hier eintreffen?«

»»In etwa einer Stunde muß er hier ſein.««

»Nun, da werden wir ſchon Zeit haben, ihm ein paſſendes Quartier zu bereiten.«

Der Tatar hatte nach jeder Frage und Antwort bedeutungsvolle Blicke mit den Umſtehenden gewechſelt, und während er den Diener der Obhut zweier Kerle übergab, angeblich um ihn die zu räumende Wohnung ſelbſt in Augenſchein nehmen zu laſſen, bereiteten ſich die ruſſenfeindlichen Tataren ſchon zu einem Ausfalle vor. Sie hätten's freilich leichter gehabt, den General mit ſeinem Gefolge ruhig zu erwarten und den

Mordplan im eigenen Dorfe auszuführen, aber das wäre gegen Sitte und Brauch der Moslemin geweſen. Wer den Fuß über die Schwelle des Hauſes geſetzt, iſt heilig und unverletzlich an Leben und Eigenthum; die Geſetze der Gaſtfreundſchaft wird ſelbſt der blutdürſtigſte Räuber nicht übertreten. So lange der Feind im Schutze des Hauſes weilt, wird ihm kein Haar gekrümmt; erſt wenn der Hausherr ihn auf Schußweite vom Orte weiß, wird er ihn verfolgen und im offenen Felde angreifen.

Zwanzig wohlbewaffnete Tataren, den narbenverunſtalteten Kundſchafter an der Spitze, ritten auf ſichern Pferden dem General und ſeinem Gefolge entgegen.

Unter wildem Geſchrei ſtürzten ſie aus einem Hinterhalt auf den Zug los. Der Kampf war kurz aber blutig. Von den Koſaken und Dienern kam keiner lebendig davon. Nur der General blieb wie durch ein Wunder am Leben. Er hatte ſich bis auf's Aeußerſte vertheidigt, bis er, zu gleicher Zeit von einem Säbelhieb auf den Kopf und von einer Kugel in den Unterleib getroffen, bewußtlos zu Boden ſank.

Die Tataren waren noch beſchäftigt, ihre Opfer zu plündern und bis auf's Hemde auszuziehen, als in der Ferne eine Karawane mit ſtarker Bedeckung ſichtbar wurde. Die Räuber begnügten ſich mit der im Fluge gemachten Beute, und ſprengten vereinzelt auf Umwegen davon.

Ich war erſtaunt, ſpäter aus dem Munde eines andern ruſſiſchen Generals eine Apologie der mörderiſchen Raubgeſellen zu hören.

»Dieſe Kerle, — ſagte er, — erinnern ſich wohl noch aus ihrer Jugend, daß man ihre Väter ruſſiſcherſeits wie das liebe Vieh hinſchlachten ließ, um die Kinder durch Blut an »geſetzlichen Gehorſam« zu gewöhnen; wie kann man's ihnen da verdenken, daß ſie jede Gelegenheit benützen, um Vergel-

tungsrecht zu üben. Wenn in früherer Zeit hier ein Diebſtahl vorkam — der immer von einem Morde begleitet iſt, denn es ſteht geſchrieben: »Du ſollſt keinen Lebendigen berauben!« — ſo mußten die dem Schauplatz der Unthat zunächſt liegenden Dörfer den Schuldigen ausliefern, oder die Einwohner wurden decimirt, d. h. jeder zehnte Mann von ihnen wurde aufgehängt. Bei dieſem ſummariſchen Verfahren konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß hin und wieder ein paar Dutzend Tataren ganz unſchuldig zum Strange kamen; der Sterbende aber wälzt die Blutrache auf die Seele ſeiner Verwandten und Freunde, und die Blutrache iſt den Männern des Gebirges heilig.«

Dies zur nöthigen Ergänzung der oben erzählten Geſchichte. Wir ſind inzwiſchen bis zu der zwiſchen Pipis und Iſtibulach gelegenen ſchönen Fontäne gekommen, wo die Karawanen, die hier vorüber nach Eriwan ziehen, Halt machen, um ihre Thiere zu tränken.

Auch wir gönnen uns hier eine Stunde Raſt, und ſuchen die Inſchrift des weißen, einfach-gemeißelten Steines zu entziffern, welcher Namen, Geburtsort und Geſchlechtsregiſter des wohlthätigen Gründers enthält. Irgend ein Sänger des Landes hat folgende Verſe darunter geſchrieben:

Im Baumesſchatten fließt die Fontäne,
Des Berges ewige Freudenthräne . . .
Plätſchernd hell
Springt der Quell,
Unter duftender Blüthe —
Aus dem Berge, dem ſteinigen —
Wie ein Strom der Güte
Allah's des Einigen . . .
Wanderer, den er erquickt,
Danke dem, der ihn geſchickt!

In einiger Entfernung hat ein anderer Reitertrupp Halt gemacht, und ich ſehe unſern Luka in eifrigem Geſpräch mit dem Herrn des Zuges begriffen.

»Da iſt der Fürſt T . . . von Eriwan, — berichtete uns Luka, als er zurückkehrte, — der auch von Tiflis kommt mit ſeinem Gefolge. Er wünſcht ſehr Ihre Bekanntſchaft zu machen und bietet Ihnen Gaſtfreundſchaft und Geleit an. Darf ich ihn zu Ihnen führen?«

Ich beſann mich eine Minute ehe ich Ja ſagte, denn ich bemerkte unter dem blauen Talar des Fürſten einen ruſſiſchen Uniformrock, und ich hatte ſchon lange genug im Kaukaſus gelebt, um ein gegründetes Mißtrauen gegen alle die Georgier und Armenier zu hegen, welche ſich unter das ſchimmernde Joch ruſſiſcher Epauletten geſchmiegt haben. Ich empfahl R. große Vorſicht im Verkehr mit unſerm neuen Gaſtfreunde, und dann ſagte ich zu Luka: Es werde uns angenehm ſein, des Fürſten Bekanntſchaft zu machen. Wir ſtanden auf und gingen ihm ein paar Schritte entgegen. Auf uns zu kam ein hochgewachſener, kräftig gebauter Mann, im Anfange der Vierziger. Er trug die bekannte armeniſche Pelzmütze; ſeinem vollen, friſchen Geſichte, deſſen Regelmäßigkeit nur durch die ſtarke, weingeröthete Naſe etwas geſtört wurde, ſtand der dichte, pechſchwarze Schnurrbart ſehr gut. Dem ebenfalls etwas zur Stärke neigenden Leibe wurde durch die breite, hochgewölbte Bruſt das Gleichgewicht gehalten.

Ehe ich Euch nun mit unſerm neuen Reiſegefährten bekannt mache, muß ich einleitend bemerken, daß Ihr Euch unter einem armeniſchen Fürſten gewöhnlichen Gelichters nicht eine ſo durchlauchtige, reiche, tadellos behandſchuhte und geſtriegelte Perſon denken müßt, wie man ſich hier zu Lande die Fürſten wohl vorzuſtellen pflegt.

Doch bei der höheren Ariſtokratie kommt es ja bekanntlich weniger auf Geld und Gut, als auf einen recht weit

zurückreichenden Stammbaum an; es handelt ſich nicht darum, ob der Mann Etwas iſt, ſondern ob ſeine älteſten Vorfahren Etwas geweſen, und in dieſer Beziehung konnte es Fürſt T . . . mit den durchlauchtigſten Fürſtenhäuſern Europa's aufnehmen, denn er leitet ſeinen Stamm vom König Aram ab, der bekanntlich ſchon zu Abrahams Zeiten lebte, und der, wie die Sage erzählt, auch dem heiligen Berge Ararat ſeinen Namen gegeben hat.

Ob der Fürſt von wirklichem Vollblut war, weiß ich nicht; daß er vollblütig war, weiß ich. Doch Ihr werdet ihn im Verlauf unſerer Reiſe ſchon näher kennen lernen, und müßt Euch einſtweilen mit den obigen Andeutungen begnügen.

Nachdem wir den üblichen Friedensgruß: Szalem Aléchem — Aléchem Szalem! gewechſelt, der von allen Kindern des Morgenlandes verſtanden wird, gleichviel, ob ſie im deutſchen Ghetto, im tſcherkeſſiſchen Aoule oder im perſiſchen Schahpalaſte hauſen — fragte der Fürſt: ob wir die beiden Fremdlinge aus dem Abendlande wären, welche die Gebirge durchpilgerten, um die Tugenden der Kräuter und die Sprachen der Völker zu erforſchen?

Eine bejahende Antwort auf dieſe Frage veranlaßte ihn zu einem endloſen Erguſſe ſchmeichelhafter Phraſen ob unſerer forſchenden Beſtrebungen und unſerer fabelhaften Weisheit, die er uns an den Augen abzuſehen behauptete. Beſonders machte das jugendliche Ausſehen R.'s, der damals kaum zweiundzwanzig Jahre zählte, des Fürſten Erſtaunen rege.

»Noch ſo jung, und ſchon ſo weiſe!« rief er nach jeder Bemerkung meines jungen Freundes, und dann winkte er immer ſeinen Begleitern zu, welche, ohne von dem Geſagten etwas zu verſtehen, doch ihrem Herrn zu Gefallen thun mußten, als ob ſie hinſchmelzen wollten vor Staunen und Bewunderung.

Im Grunde ſchien dem Fürſten an unſerer Weisheit und Beredtſamkeit wenig gelegen, denn er haſchte ſichtbar nach jedem Anlaß, um ſeiner eigenen Zunge freien Spielraum gewähren zu können. Und rühmend muß ich's ihm nachſagen, er bewegte ſeine Zunge mit einer Geläufigkeit, daß mir noch heute die Ohren gellen, wenn ich daran denke. Vor Allem hatte er es darauf abgeſehen, uns eine möglichſt hohe Idee von ſeinem Einfluſſe im Lande, ſeiner Stellung und ſeiner Bildung zu geben.

Kam er ſich ſelber im Fluß ſeiner Rede etwas zu ausſchweifend vor, oder glaubte er, daß wir Zweifel bei ſeinen Worten hegen könnten, ſo packte er einen ſeiner Begleiter am Arm und fragte gebieteriſch: »Nicht wahr, Du!« worauf dann regelmäßig ein »W'Allah éiladirr!« Bei Gott, ſo iſt es! erfolgte.

»Da leben, — ſagte er, — die meiſten meiner Landsleute in den Tag hinein, ohne ſich um Bildung und Fortſchritt zu kümmern. Sie rauchen ihren Tſchibuq, treiben ihre Geſchäfte, gehen in's Bad, eſſen und trinken, heirathen, zeugen Kinder und ſterben. Was thu' ich? Ich reite nach Tiflis; — ſchon zum dritten Male bin ich jetzt dort geweſen! — betrachte die Häuſer und Menſchen, beachte wie man lebt in der großen Welt, mache dem Sardaar meine Aufwartung, ſehe mir die Stühle und Tiſche an in den großen Sälen, merke auf Alles, verkehre mit den Ruſſen ... Glorioſes Volk das, die Ruſſen!« — unterbrach er ſich hier in der Aufzählung der Elemente ſeiner Bildungsſtudien, mit einem Blicke, der mehr als zweideutig war, und mit einer Wortbetonung, die man nach Belieben für ironiſch, fragend, oder bewundernd halten konnte.

Dieſe auf Alles gefaßte Schlauheit des Ausdrucks in Blick und Wort habe ich nirgends in ſolcher Vollendung gefunden, als bei den Armeniern, welche durch Handel oder

ruſſiſchen Bildungsfirniß ihrer landesthümlichen Sitteneinfalt entfremdet wurden.

Wir ließen den, dieſem geſchmeidigen Zwittergeſchlechte angehörenden Fürſten T . . ., bezüglich unſerer Anſicht über die glorioſen Ruſſen in Zweifel, und ohne lange Unterbrechung fuhr er fort in ſeinen Kulturſchilderungen:

»Es iſt unglaublich, wie ſchwer die Bildung unter dem Volke Wurzeln ſchlägt! Und doch haben wir täglich das Beiſpiel der Ruſſen vor uns! Wohnen nicht ruſſiſche Offiziere in Eriwan? Giebt's nicht auch verheirathete darunter? Da geht der Mann mit der Frau ſpazieren, und die Frau, ſo ſchön ſie auch ſein mag, zeigt ihr Geſicht Jedem der es ſehen will, oder wenn ſie den Schleier über die Augen ſchlägt, ſo thut ſie das nur um ſich vor der Sonne zu ſchützen, oder vor Wind und Wetter. Glaubt Ihr, daß es unſern Weibern — möge ſie Gott erleuchten! — einfällt, es den ruſſiſchen Frauen nachzumachen? Lieber würden ſie in's Waſſer ſpringen, als mit unverhülltem Geſichte über die Straße gehen. Nicht einmal meine eigene Frau kann ich dazu bringen! Die müßt Ihr kennen lernen; wenn ſie auch Schwierigkeiten macht, wir wollen ſie ſchon locken. Ein liebes Geſchöpf! Ueberhaupt ein ſchmuckes Völkchen, die Weiber, wenn ſie hübſch ſind und jung — was meint Ihr?«

Wir nickten beifällig mit dem Kopfe, und er war ſichtbar erfreut, daß in dieſem Punkte unſere Neigungen zuſammentrafen.

»Kaitmas! Komm her, Burſche! ſing' uns ein Liebeslied« — rief der Fürſt einem ſeiner Begleiter zu.

Kaitmas, ein junger Mann von hübſchem Aeußeren, war, wie ich erfuhr, ſeines Handwerks ein Schuſter, der aber durch ſeine ſchöne Stimme und Liederfertigkeit des Fürſten Gunſt in hohem Grade auf ſich gezogen hatte, und ihn überall

auf ſeinen Fahrten begleiten mußte. Er war ſein Grillenvertreiber und Minneſänger.

Während ich im Stillen Betrachtungen anſtellte über die wunderſamen Launen des Schickſals, das faſt in allen Ländern Pech und Poeſie ſo nahe zuſammengeworfen, trat Kaitmas vor in etwas affektirter Weiſe, verbeugte ſich tief, ſchlug ſein weites blaues Gewand zurück, und dann hub er mit heller Stimme zu ſingen an:

„Mit Geſchenken beladen kehr ich von Gjirdſhiſtan,*)
Kehre heim zur Geliebten nach Eriwan;
Lange harrt ſie mein, doch fern iſt's ihrem Sinn,
Daß ich längſt auf dem Wege der Heimkehr bin —
Wie die Aehren des Feldes im Hauche des Windes
Wogt hoffend der Buſen des lieblichen Kindes!
Heller Edelſtein im Ringe meines Lebens,
Anfang Du und Ende meines Strebens
Warte treu — Du warteſt nicht vergebens!“

Er hielt einen Augenblick inne und ſah uns beifallforſchend an. Wir zollten ihm lautes Lob für die ſchönen Verſe, und neu belebt fuhr er fort:

„Habt Ihr mein Mädchen geſeh'n, wie es voll Schönheit blüht?
Doch Keiner hat's geſeh'n — Wehe dem, der es ſieht!
Nur für mich hebt ſich der hüllende Schleier,
Funkelt der Augen zündendes Feuer!
Nur für mich lächelt der Mund meiner jungen Maid,
Schlingt ſich ihr Haar lang wie die Ewigkeit!“

Nach dieſem kühnen Gleichniſſe hielt ich es für gut abzubrechen, um mit der Zeit nicht zu kurz zu kommen. Doch ehe wir aufbrachen, ließ der Fürſt noch einen Weinſchlauch,

*) Gjirdſhiſtan = Georgien.

womit ſein Saumthier belaſtet war, öffnen. Das gefüllte Trinkhorn ging im Kreiſe rund, und nachdem wir die Gaſtfreundſchaft durch die Taufe des Weines geheiligt hatten, kam die Reihe an das Gefolge und die Koſaken. Dann ſchwangen wir uns auf unſere Roſſe und trabten in ſtattlichem Zuge davon.

Voraus ritten die wegkundigen Koſaken, dann kamen wir mit dem Fürſten zwiſchen uns, und Kaitmas ritt an der Spitze des Gefolges.

Das Bergland mit ſeinen mannigfachen Reizen bietet dem Auge erquickliche Abwechslung; die Sonne ſcheint frühlingswarm, in den Bäumen zwitſchern die Vögel; uns zur Linken rauſcht die ſchmale aber reißende Aztafa, die dem vor uns aufſteigenden, ſchneebedeckten Gebirgskamme entrinnt, der die Ufer der Sewanga, bekannter unter dem Namen des Gjoktſchai-Sees, zackig umſäumt.

Wir reiten durch das höchſt anmuthig gelegene, armeniſche Dorf Deliſhan, und erreichen noch vor Anbruch der Dunkelheit den ſchwer zu überklimmenden Gebirgskamm, wo wir von ſchwindelnder Höhe herab den mehr als fünftauſend Fuß über der Meeresfläche liegenden Gjoktſchai-See ſich in ſeiner ganzen Schöne tief unter uns ausbreiten ſehen. Fünf und dreißig, von den hohen Porphyrgipfeln herabſtürzender Flüſſe und Bäche, nimmt der, neun Meilen lange und vier und eine halbe Meile breite Sewanga in ſeinem Schooße auf. Am nordweſtlichen Ende des Sees liegt eine kleine, wunderliebliche Inſel, und darauf ſteht ein uraltes Kloſter, von armeniſchen Mönchen bewohnt, die neben ihren Kaſteiungen zur Abwechslung Hafiſiſche Philoſophie treiben, und rund und roth dabei werden. Doch davon ein anderes Mal. Wir müſſen uns beeilen nach Eriwan zu kommen, und darum übergehe ich blindlinds alle die kleinen und großen Abenteuer des Weges und führe Euch gleich über Tſhubugli

und Riſhe-Achti nach Ailar, der letzten Station vor der Hauptſtadt Armeniens.

Dort wird noch einmal Halt gemacht. Der Fürſt entſendet zwei Reiter, um in Eriwan unſere Ankunft zu verkünden und Vorbereitungen zu unſerem Empfange treffen zu laſſen. Dann wendet er ſich zu uns und ſagt in ernſterm Tone als ihm gewöhnlich iſt: »Wenn Ihr nun Euren Einzug haltet in die Stadt, ſo wird der Kommandant gleich zu Euch ſchicken und Euch bitten laſſen, bei ihm im Schloſſe zu wohnen. Aber ich hoffe, Ihr werdet meiner Thür nicht den Rücken zeigen, und mir nicht vorüber gehen! Mein Haus iſt Euer Haus, Euer Wille iſt mein Wille! Was würde das Volk ſagen, wenn es hörte, daß Ihr verſchmähtet, meine Gäſte zu ſein, nachdem ich Euch bis hieher geleitet! Was ich Euch bieten kann an Bequemlichkeiten, ſollt Ihr haben. Ich habe ein Zimmer in meiner Wohnung, ganz nach europäiſcher Weiſe eingerichtet, wie beim Kommandanten, mit Stühlen, mit Tiſchen und hölzernem Fußboden!« So ſchwatzte er in einem fort mit der Aufzählung der Herrlichkeiten ſeines Hauſes, bis wir ihn vollkommen darüber beruhigt hatten, daß wir auf jeden Fall ſeine Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehmen würden, und daß uns weniger daran gelegen ſei, in Eriwan europäiſche Tiſche und Stühle zu ſehen, als armeniſche Sitte und Lebensweiſe kennen zu lernen.

Nach kurzem Aufenthalt in Ailar ſtiegen wir wieder zu Pferde, und ritten langſam der Hauptſtadt Armeniens entgegen.

Vor dem Thore hatte ſich eine Menge Volks verſammelt, um die beiden jungen Pilger aus dem Abendlande zu ſehen. Wir mußten neuerdings abſteigen, um die uns erzeigten Höflichkeiten zu erwiedern, und von dem Weine und den Südfrüchten zu koſten, welche man uns entgegenbrachte, denn nichts iſt im Orient beleidigender, als Angebotenes auszuſchlagen . . .

Der erste Eindruck, welchen Eriwan auf den Europäer macht, ist kein sehr günstiger. Die Straßen sind ungepflastert und schmutzig, die Häuser sind klein und niedrig, und noch obendrein hinter zaunartigen, lehmfarbigen Mauern versteckt, so, daß die größte Straße in der armenischen Hauptstadt mit der kleinsten Gasse in irgend einem deutschen Krähwinkel den Vergleich nicht aushalten kann. Ueberhaupt herrschen bei uns über orientalische Pracht und Herrlichkeit die fabelhaftesten Vorstellungen; vielleicht weil es selten ein Reisender der Mühe werth hält, das Gewöhnliche zu schildern, und die Meisten sich damit begnügen, das ausnahmsweise Pomphafte hervorzuheben.

Wir hatten eine gute Strecke zu reiten, ehe wir das Haus unseres Gastfreundes erreichten, und fanden wir die Häuser, auf welche unsere Augen fielen, häßlich, so kam uns Wuchs, Gang und Kleidung der jungen Armenierinnen, welche hin und wieder dicht verschleiert vorüberschlüpften, desto anmuthiger vor. Fürst T... bemerkte mit stolzer Freude, daß wir Wohlgefallen fanden an den Töchtern des Landes.

»Meine Frau müßt Ihr kennen lernen, und heute noch — sagte er — ich werde schon sehen, was sich thun läßt.«

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als wir das einfache, mit einigen kleinen Nebengebäuden versehene Haus unseres Gastfreundes erreichten. Wir wurden in ein geräumiges, teppichbelegtes Zimmer geführt, und waren ganz glücklich, in Ruhe den Staub von unseren Füßen zu schütteln, und einmal eine Stunde ungestört über die seltsamen Erlebnisse der Reise lachen und plaudern zu können.

* * *

»Wissen Sie — sagte Luka, der in's Zimmer trat, um uns anzuzeigen, daß man uns in einer Viertelstunde zum

Abendeſſen erwarte — wiſſen Sie, warum dem Fürſten ſo ſehr darum zu thun war, Sie in ſeinem Hauſe zu haben? Er bekleidet eine Stelle in der Landesregierung, und ſteht im Rufe ein großer Wſjatſchnik*) zu ſein, weswegen der Kommandant und der Landeschef, beide ausnahmsweiſe ehrliche Männer, nicht mit ihm umgehen, wodurch ſein Anſehen beim Volke ſehr leidet. Nun denkt er ganz richtig: wenn Sie den Kommandanten und die andern Herrſchaften beſuchen, ſo werden Ihnen dieſe einen Gegenbeſuch machen, wobei er dann Gelegenheit hat, durch Ihre Vermittelung ein engeres Verhältniß anzuknüpfen.«

»»Und woher weißt Du Alles ſo genau?««

»Daß er mehr Geld ausgiebt als er ſollte, und die Hand nur zudrückt, wenn was darin iſt, weiß man im ganzen Lande. Nur kann man ihm nicht recht auf die Spur kommen, weil er zu ſchlau iſt, und dann darf man auch nicht zu ſtrenge mit ihm verfahren, weil er großen Einfluß im Lande hat. Uebrigens ſoll er der beſte Menſch von der Welt ſein, und wenn er nicht Alles rechtſchaffen erwirbt, was er braucht, ſo theilt er es wenigſtens rechtſchaffen wieder aus. In ſeinem Hauſe wird Jahraus, Jahrein ein luſtiges Leben geführt, und an ſeinem Tiſche iſt Jeder willkommen, wer Witz hat und einen guten Magen.«

Luka wurde in ſeinem Berichte unterbrochen durch den Eintritt des Fürſten, der ſein Erſtaunen nicht verbergen konnte, uns von Kopf bis zu Fuß umgekleidet zu finden.

»»Warum habt Ihr Euch am ſpäten Abend noch ſo ſchmuck gemacht, Aga's?«« fragte er lächelnd.

»Weil Du uns bedeutet haſt, uns heute noch der Herrin des Hauſes vorzuſtellen,« antwortete ich.

»»Mit der iſt heute nichts anzufangen,«« ſagte er ent-

*) *Wſjatſchnik, ein der* Beſtechung zugänglicher Beamter.

ſchuldigend, »»ſie iſt gar zu furchtſam. Doch ſehen ſollt Ihr ſie. Wir müſſen ſie einmal abfangen, wenn ſie friſch geputzt aus dem Bade kommt. Es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden. Jetzt kommt zu Tiſche und laßt uns luſtig ſein. Kaitmas iſt auch da, um uns etwas vorzuſingen, und noch ein paar Muſikanten hab' ich beſtellt, flotte Burſche, die Euch gefallen werden!««

An Appetit fehlte es uns nicht nach den Anſtrengungen der langen Tagereiſe, und willig folgten wir der Einladung unſeres luſtigen Wirthes.

Wir traten in den Speiſeſaal, ein weißes Gemach ohne alle Möbel, außer einem niedrigen, tiſchähnlichen Geſtelle, mit ſo viel Schemeln umpflanzt, als für die Miteſſenden zum Sitzen nöthig war.

Die Stelle des Tiſchtuches vertrat ein großes Stück dünnes, elaſtiſches Gebäck, nach Art der jüdiſchen Matzen zubereitet, und bei den Tataren und Armeniern Tſchoräk genannt. Der ſüße Landeswein wurde aus einem ſilberbeſchlagenen Büffelhorn getrunken. Schmackhafte Fiſche aus dem Gjoktſchai-See bildeten den Hauptbeſtandtheil des Eſſens, denn es war Faſtenzeit, kurz vor Oſtern, und die armeniſchen Chriſten halten ſtreng ihre kirchlichen Satzungen.

Eine Menge Leute waren beſchäftigt, uns zu bedienen; der Eine füllte das alle Augenblick geleerte Trinkhorn an, der Andere wechſelte die Teller, ein Dritter hielt den Verkehr mit der Küche aufrecht ꝛc., und dabei wurde ſo geſchrieen, gelacht und geſcherzt, daß von einer ordentlichen Unterhaltung nicht die Rede ſein konnte. Diejenigen Diener, welche gerade nichts zu thun hatten, ließen ſich's mit uns wohlſchmecken. Alle aßen mit uns aus derſelben Schüſſel, Alle tranken mit uns aus demſelben Trinkhorn, denn die ſtrenge Abſonderung zwiſchen Herrn und Diener, wie ſie in Europa herrſcht, iſt in Armenien, wie in den Ländern des Kaukaſus, vollkommen unbekannt.

Die Speiſen wurden ſämmtlich ohne Hülfe von Gabel und Meſſer zum Munde befördert. Man riß ein Stück von dem tiſchtucherſetzenden Brote ab, griff damit in die Schüſſel und verſchlang das ſolchergeſtalt Erhaſchte ohne viel Federleſen.

Mit wahrhaftem Staunen bemerkten wir die Virtuoſität, welche unſer Wirth im Weintrinken entwickelte, wie er ſich denn überhaupt eine unverwüſtliche Heiterkeit zum Grundſatze gemacht zu haben ſchien.

»Kaitmas!« rief er dem Schuſter-Minneſänger zu, als die Speiſen weggeräumt und nur die Weinkrüge zurückgeblieben waren, »Kaitmas! alter Burſche, ſing' uns ein Lied zum Preiſe des Trinkens!«

Ehe Kaitmas der Weiſung des Fürſten folgte, verſuchte er erſt, die beiden Muſikanten zur Ruhe zu bringen, die in einer Ecke des Zimmers kauerten und einen furchtbaren Lärm unterhielten, indem der Eine eine Art Dudelſack, und der Andere ein jammervolles Saiteninſtrument handhabte, was dem Fürſten — der übrigens den fruchtloſen Beſtrebungen des Sängers, die Kerle zur Ruhe zu bringen, fördernd zu Hülfe kam — beſonderen Appetit zu machen ſchien.

Darauf hub Kaitmas zu ſingen an:

„Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weiſe,
Faſten macht dumm!

Was iſt das Athmen?
Ein Trinken von Luft —
Was iſt das Riechen?
Ein Trinken von Duft!

Was iſt ein Kuß, als
Ein doppelter Trank!
Trinken macht ſelig,
Faſten macht krank!

Was iſt das Sehen?
Ein Trinken des Scheins —
Klingt's auch verſchieden,
Bleibt es doch Eins!

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weiſe,
Faſten macht dumm!"

Und das Trinkhorn ging im Kreiſe herum, bis wir uns ſelbſt nicht mehr im Kreiſe umdrehen konnten und unbewußt der kreiſenden Welt ihr Geſchäft allein überließen. Der Wein ſtieg uns zu Kopfe und wir ſtiegen zu Bette, ſo gut es gehen wollte.

* * *

»Weißt Du« — ſagte ich zu R., als wir am folgenden Morgen beim Kaffee ſaßen und unſeren Tſchibuq rauchten — »ich hatte dieſe Nacht einen ſeltſamen Traum.«

»»Iſt Dir vielleicht im Traume die Fürſtin erſchienen?««

»Nein, mir erſchien mein alter Nachbar, ein ehrwürdiger Kauz, der, als ich noch ein kleiner, wilder Junge war und in die Schule ging, jedesmal, wann er mich ſah, mir eine alte weiſe Lehre wiederholte. »Fritz!« — pflegte er zu ſagen — »Du mußt Dich vor Allem in der Welt hüten, wovor das Wörtchen »zu« ſteht: zu viel, zu reich, zu groß, zu dumm ꝛc. Der gute Alte! Ich habe niemals Gelegenheit gehabt, ſeine Lehre zu befolgen, da das Schickſal immer meine Gouvernante

geſpielt, und mich vor dem zu viel, zu reich, zu groß u. ſ. w. in Gnaden bewahrt hat; aber vorige Nacht, als mir der Alte erſchien, war mir ganz wunderlich zu Muthe: er trug in der Hand ein Trinkhorn, und . . .«

»»Werde nur nicht ſentimental,«« unterbrach mich R., »»ſonſt komme ich nicht zu Worte, und ich muß Dir auch einen Traum erzählen. Mir träumte, ich wäre wieder in Stambul und ſäße mit meinem alten türkiſchen Lehrer am Ufer des Bosporus. Hoch über uns wölbte ſich ein wunderbarer Regenbogen, und mein alter Lehrer benutzte den Anlaß, mir zu erklären, warum die Türken den Regenbogen »Gürtel Allah's« nennen. »Die Sonne,« ſagte er, »iſt das Auge Gottes, und der Himmel iſt ſein Leib. Da ſchaut nun Allah den ganzen Tag herab auf das tolle Treiben der Menſchen auf Erden; er ſieht, wie die Frommen ſich des Weines enthalten in dem Wahne Ihm zu gefallen, wie die Heiligen ſich kaſteien in dem Wahne Ihm zu dienen, Ihm, der Alles ſo ſchön gemacht hienieden zu unſerer Freude — aber Allah iſt zu klug, als ſich ſein ewiges Leben zu verleiden durch Verdruß und Aerger; er lacht über Alles, und zuweilen, wenn er es nicht mehr aushalten kann, ſchnallt er ſich den ſiebenfarbigen Gürtel um ſeinen Leib, um nicht zu berſten vor Lachen über die Dummheiten der Menſchen.««

Wir lachten Beide ſo herzlich, daß wir faſt auch eines ſiebenfarbigen Gürtels bedurft hätten, um nicht zu berſten vor Lachen.

Fürſt T., welcher bald darauf in's Zimmer trat, war hocherfreut, uns ſchon am frühen Morgen in ſo roſiger Laune zu finden. Er begann ebenfalls eine luſtige Geſchichte zu erzählen, aber plötzlich unterbrach er ſich ſelbſt mit den Worten: »Halt! da kommt meine Frau über den Hof gegangen, auf's Haus zu; jetzt werd' ich Euch vorſtellen — macht ſchnell und folgt mir!«

»»Aber wir ſind ja noch im Schlafrocke,«« erwiederte ich entſchuldigend, »»wie können wir uns ſo vor der Fürſtin ſehen laſſen?««

»Was ſchadet das! macht nur ſchnell und folgt mir, ſonſt wird es zu ſpät!«

Er ſtellte uns hinter der Hausthür auf, wo die Fürſtin hereinkommen mußte, und gab uns die Weiſung, ſchnell vorzuſpringen und die durchlauchtige Dame aufzuhalten, ſobald ſie ihre Erſcheinung machte.

Er ſelbſt hatte ſich's zur Aufgabe gemacht, ihr den Rückweg abzuſchneiden.

Ein paar Sekunden verfloſſen, und das galante Manöver war glücklich ausgeführt. Die junge Fürſtin ſtand mitten zwiſchen uns, zitternd mit niedergeſchlagenen Augen. Eine ſchlanke, zarte Geſtalt mit üppigem ſchwarzen Haar, aber ſonſt unbedeutend. Sie trug gelbe Pantöffelchen, weite himmelblaue Pantalons, einen elegant geſchnittenen, bis an die Knie reichenden Sarafan und ein perſiſches Morgenkäppchen.

Der Fürſt verſuchte, die Vorſtellungs-Ceremonie auf europäiſche Weiſe durchzumachen.

»Meine Frau!« ſagte er auf ſie hindeutend, »die jungen Weiſen aus dem Abendlande!« auf uns hindeutend.

Es that mir leid, das zarte Geſchöpf in dieſer peinlichen Lage zu ſehen — ich trat einen Schritt zurück, und ſie warf mir dafür einen dankenden Blick zu, der uns beſſer miteinander verſtändigte, als die längſte Vorſtellung, und leichtfüßig wie ein aufgeſcheuchtes Reh ſprang die durchlauchtige Dame davon.

* * *

»Nun kommt!« ſagte der Fürſt, »ich will Euch etwas herumführen, Ihr habt mein Hausweſen noch gar nicht geſehen.

Nachher ſteigen wir auf's Dach, von wo wir den Ararat ſehen können und die ſchönſte Ausſicht auf Eriwan haben.«

Nachdem er uns durch einige Zimmer geführt hatte, wovon eines dem andern glich, und worin nichts zu ſehen war als weiße Wände und bunte Teppiche, gelangten wir in den von ihm ſo benannten »europäiſchen Saal,« wovon er uns ſchon während der Reiſe ſo viel erzählt hatte.

Ein großes, längliches Gemach mit weißer Decke, weißen Wänden und einfachem hölzernen Fußboden. Das europäiſche Element darin war angedeutet durch einen mit ſchreienden Farben bemalten Tiſch und ſechs Stühle, die ſämmtlich in einer Ecke zuſammengedrängt ſtanden, gleich als ob ſie ſich ſchämten, einzeln vertheilt im Saale zu erſcheinen.

»Iſt das nicht ganz europäiſch?« fragte der Fürſt mit ſelbſtzufriedenem Blicke.

Wir nickten bejahend.

»Seht dieſe Fenſter,« fuhr er fort, »in ganz Eriwan findet Ihr ſolche Fenſter nicht! Selbſt nicht beim Kommandanten auf dem Schloſſe, denn dort ſind ſie buntgefärbt und rund, nach perſiſcher Weiſe zugeſchnitten.

Dann machte er uns aufmerkſam auf den hölzernen Fußboden. Mit beſonderem Nachdruck aber hob er die meſſingenen Thürklinken hervor, die in armeniſchen Häuſern etwas Unerhörters ſind. An dieſe Thürklinken und Schlöſſer knüpft ſich eine komiſche Geſchichte.

Der Fürſt hatte die Anwendung derſelben in Tiflis kennen gelernt, ein Dutzend davon gekauft und einen Theil an den Thüren des »europäiſchen Saales« befeſtigen laſſen.

Die Diener des Hauſes, welche nicht wußten, was es mit den ſeltſamen Maſchinen auf ſich hatte, glaubten, der Fürſt habe dieſelben zu muſikaliſchen Zwecken anbringen laſſen; denn jedesmal, wenn daran gedreht wurde, erfolgte in dem weiten, leeren Gemache ein dröhnender Klang.

So geſchah es denn, daß in Abweſenheit des Hausherrn von dem dienenden Perſonal verſchiedene Concerte mit Hülfe der meſſingenen Thürklinken veranſtaltet wurden. Ein alter blinder Tatar mußte dabei ſingen, und der Koch, der in ſolchen Dingen als Autorität galt, ſpielte die Thürklinke ...

Der Fürſt merkte die muſikaliſchen Beſtrebungen ſeiner Leute erſt dann, als ſchon drei Schlöſſer und Klinken zerbrochen waren.

»So ſchwer iſt es,« ſchloß er die mit großer Ausführlichkeit erzählte Geſchichte, »ſo ſchwer iſt es, hier zu Lande europäiſche Bildung einzuführen. Aber ich laſſe mich dadurch nicht irre machen, und habe ſchon wieder ein halbes Dutzend neue Thürſchlöſſer aus Tiflis mitgebracht. Ich will es noch dahin bringen, daß mein ganzes Haus nach ruſſiſcher Weiſe eingerichtet werde. Aber jetzt iſt es Zeit, daß wir uns anziehen. Heute iſt Charfreitag, und ich muß in die Kirche gehen, um meinen Landsleuten kein Aergerniß zu geben. Wollt Ihr mit mir kommen, ſo macht Euch bereit.«

Wir hatten ſchon in Tiflis den armeniſchen Kultus hinlänglich kennen gelernt, und ſchlugen daher das Anerbieten des Fürſten entſchuldigend aus, um die berühmte tatariſche Moſchee von Eriwan zu beſuchen, was in den unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehenden Provinzen keine Schwierigkeiten hat, während man in freien islamitiſchen Ländern nur ſelten und ſchwer dazu kommt.

Wir waren außerdem mit einem Empfehlungsſchreiben von Mirza-Schaffy an den ehrwürdigen Mullah verſehen, und wurden von dieſem als ſchriftgelehrte Pilgrimme ſehr freundlich empfangen.

Seine Amtspflichten zwangen ihn, die Unterhaltung mit uns ſchon nach einer Viertelſtunde abzubrechen, da mahnend vom nahen Minaret herab der Ruf des Muezzin zum Gebete erſcholl.

Es war der Gedächtnißtag des Todes Ali's, und der Mullah hatte eine Predigt darüber zu halten. Er bat uns, ihm in die Moſchee zu folgen, und befahl einem Diener, uns Pfeifen und ein Kohlenbecken nachzutragen.

»Aber iſt's denn erlaubt, in der Moſchee zu rauchen?« fragte ich erſtaunt unſern ehrwürdigen Begleiter.

»Warum nicht? Was kümmert ſich Allah um ſolche Kleinigkeiten; der Glaube iſt ohnehin ſchon genug im Wanken, und wenn man's den Gläubigen gar zu ſauer macht, kommen ſie gar nicht mehr in die Moſchee. Macht's Euch bequem, ſetzt Euch nieder auf den Teppich der Andacht und hört meine Predigt!«

Wir traten in eine hohe, ſchöngewölbte Halle. Die weißen Wände waren bemalt mit Sprüchen aus dem Koran; beſonders fiel das künſtlich geſchlungene »Gott iſt Gott und Muhammed iſt ſein Prophet,« uns überall in die Augen.

Wir ließen uns ganz im Hintergrunde nieder. Vor uns ſaßen zahlreich verſammelt die gläubigen Schiiten, Perſer und Tataren, in ihren blauen Talaren und ſchwarzen pyramidenförmigen Mützen. Ganz im Vordergrunde kauerten in abgeſonderten Reihen eine Menge alte Weiber, von Kopf bis zu Fuß in weiße Tücher gehüllt. Junge Frauen können die Moſchee nicht betreten, denn im Alkoran der Schönheit und Jugend dürfen die Gläubigen nur zu Hauſe ſtudiren.

Rechts von uns wurde die Halle der Länge nach durch ein ſich an die Wand lehnendes, offenes Gerüſt getheilt, wo der Mullah ſeinen Sitz hatte. Von unſeren Kanzeln unterſchied ſich dieſes Gerüſt dadurch, daß es die Geſtalt des Predigers in keiner Weiſe verhüllte.

Eine feierliche Stille lag über der ganzen Verſammlung; es war, als ob man das Perlen des Waſſers in den Kalljan's*)

*) Kalljan: perſiſche Waſſerpfeife.

hören könnte, welche einige alte Tataren in ruhiger Andacht rauchten. Der Mullah, ein ſchöner, kräftiger Mann, begann ſeine Predigt mit weithintönender Stimme und der Ruhe eines Redners, der ſeines Erfolges gewiß iſt. Er erzählte das Schickſal der Kinder Ali's, eine Geſchichte, die ich als bekannt vorausſetzen darf und deshalb nicht zu wiederholen brauche.

Erſt ſchilderte er den qualvollen Tod Ali's, des Feindes Moavie's, des Hauptes der Ommejaden, wie er fiel durch erkauften Meuchelmord.

»Schmutz,« rief er, »Fluch und Verderben auf die Häupter der Sunniten, die ihn verfolgt und getödtet! Muhammed, der Prophet ſprach: Ali iſt für mich, und ich bin für Ali! Ali iſt gleich mir, gleichwie Aaron gleich dem Moſe war. Ich bin die Stadt, in welcher alle Wiſſenſchaft ihren Sitz hat, und Ali iſt das Thor dazu! So ſprach der Prophet; aber ſie hörten auf ſeine Worte nicht und haben Ali, ſeinen Liebling, getödtet! Weinet, Ihr Gläubigen! heulet und wehklagt, daß es alle ſieben Himmel erſchüttert . . .«

Und der Ermahnung des Mullah folgte ein Geheul, wie mir ſeitdem nie wieder zu Ohren gekommen. »Hei! hei! hei!« erſcholl es in jammervollen Tönen von allen Seiten her, und wir brüllten mit nach Herzenskräften.

»Lauter!« ſchrie der Mullah, der in Feuer gerieth und ſeine Worte mit den lebendigſten Bewegungen begleitete, »lauter! daß die Seligen im Paradieſe es hören, wo ſie wandeln in waſſerreichen Gärten, angelächelt von ſonnenäugigen Houris!«

Und immer lauter und klagender erſcholl das ſchauervolle hei! hei! hei! durch der Moſchee geheiligte Räume.

Aber dem Mullah ſchien das entſetzliche Geheul noch immer nicht zu genügen. Sein ganzer Körper war in ſo großer Aufregung, daß der ihn verhüllende Talar förmlich

flatterte, wie die Gewänder an den Statuen des barocken, aber grandioſen Bernini.

»Hier drang der mordende Stahl ein!« rief er, mit der rechten Hand auf die Bruſt weiſend, »und da kam er blutig wieder zum Vorſchein!« fügte er gedehnt hinzu, mit der linken Hand auf den Rücken deutend. »Jammert und fleht, daß Allah gnädig auf uns, und zürnend auf unſere Feinde herabſehe! daß er ſie vertilge mit dem Blick ſeines Auges!« Und wiederum brach ein Jammerſturm aus, ſo klagend und ohrenzerreißend, als ob alle Schakale, Wölfe und Winde des Kaukaſus um die Wette heulten.

Die Weiber ſchlugen ſich knirſchend in's Geſicht, die alten Tataren ſchoben gröhlend ihre Kalljan's bei Seite und das hei! hei! hei! ſcholl in Einem fort.

Der Mullah ſchien befriedigt und in etwas ruhigerem Tone ſetzte er ſeine Geſchichte fort und ſchloß mit der Schilderung des Todes Huſſein's, des Sohnes Ali's, wie er mit ſeinem ganzen Anhange und all' ſeinen Kindern fiel durch die Liſt des grauſen Obeïdhallah, des Freundes Jeſſid's, aus dem Geſchlechte der Ommejaden . . .

Nach geendetem Vortrage kam er auf uns zu und fragte, wie uns die Predigt gefallen habe.

»Nie,« ſagte R., »hab' ich Aehnliches gehört! Ich habe geſchrieen wie ein Kind vor Staunen und Wehmuth!«

»Was ſollen wir ſagen zu Deinem Lobe?« fügte ich hinzu. »Lobt auch der Schüler den Meiſter, oder das Kind den Vater? Was iſt aller Ausdruck gegen den Eindruck, den Du auf uns gemacht!«

Der Mullah hörte die Aeußerungen unſeres Lobes mit großem Wohlgefallen, und ehe er ſchied, mußten wir verſprechen, ihn bald wieder zu beſuchen.

Wir beſahen noch im Fluge die umfangreichen Gebäude der herrlichen Moſchee, welche zugleich die Schulen der Schrift-

gelehrten ſammt den Zellen der Schüler in ſich ſchließt. Gegenüber der großen, am Eingange offenen Halle, in welcher der Gottesdienſt gehalten wurde, erhebt ſich eine andere von gleicher Ausdehnung. Von dieſen hochgewölbten Räumen aus läuft zu beiden Seiten arkadenartig eine Reihe von Zellen. In der Mitte des davon umſchloſſenen großen Platzes erhebt ſich ein dicker, uralter Nußbaum, darunter eine Fontäne ſpringt, in deſſen Schatten über hundert Menſchen Schutz finden können.

Unbeſchreiblich iſt die prachtvolle Bauart dieſer großen Moſchee ſowohl, als auch derjenigen, welche ſich innerhalb der Feſtungsmauern befinden, und wovon die eine jetzt in eine ruſſiſche Kirche, und die andere in ein Arſenal umgewandelt iſt. Die großen Kuppeln ſind ganz emaillirt und mit den geſchmackvollſten Arabesken verziert; ebenſo iſt die Façade moſaikartig aus emaillirten Backſteinen zuſammengeſetzt, durchſchlungen von ſchöngezeichneten Blumengewinden und Verſen aus dem Koran.

Wir beſuchten die nach dem Hofraume zu offenſtehenden Schulen und Zellen der Schriftgelehrten und ihrer Jünger, und hatten uns überall einer zuvorkommenden Aufnahme zu erfreuen, wobei es an komiſchen Scenen nicht fehlte.

Seid Ihr neugierig, das Innere einer morgenländiſchen Schule kennen zu lernen, ſo verſetzt Euch in den oben beſchriebenen Hofraum der Moſchee, und denkt, Ihr ſähet vor Euch ein kleines Theater ohne Couliſſen und Vorhang.

In der Mitte kauert mit gekreuzten Beinen ein in ein weites Gewand gehüllter, langbärtiger Schriftgelehrter. Neben ihm ſteht der hohe, perlende Kalljan, welchem er in langen Pauſen geläuterte Dampfwolken entlockt, und rundum ſitzen, ebenfalls mit untergeſchlagenen Beinen, die gelehrigen Schüler, Burſchen von vierzehn bis zwanzig Jahren, die ſich in derſelben Weiſe die liebevollen, wonnigen Geſänge Hafiſens

kommentiren laſſen, wie die Jünger proteſtantiſcher Orthodoxiſten das Hohelied Salomonis.

* * *

Nachdem wir uns zu Hauſe durch ein mäßiges Frühſtück geſtärkt hatten, ſuchten wir Obowian auf, den bekannten Begleiter Parrot's bei der Erſteigung des Ararat. Obowian iſt ein talentvoller Armenier, der in Dorpat eine Art gelehrter Erziehung erhalten, und eine gründliche Kenntniß der deutſchen und franzöſiſchen Sprache mit in die Heimat gebracht hat, wo er mit erſtaunlichem Eifer zur Bildung ſeiner Landsleute wirkt. Er hält fortwährend zwanzig bis dreißig Kinder bei ſich verſammelt, mit welchen er größtentheils deutſch ſpricht, und ſeine Schüler hatten in der That ſo gute Fortſchritte gemacht, daß wir uns ganz geläufig in unſerer Mutterſprache mit ihnen unterhalten konnten. In Obowian fanden wir einen freundlichen Führer zur ſchnellen Beſeitigung der vielen Pflichtbeſuche, welche wir in der Stadt zu machen hatten.

Herzliche Aufnahme wurde uns beim Oberſt von Kiel, Kommandanten von Eriwan, einem Deutſchen aus den baltiſchen Provinzen. Er machte uns Vorwürfe, daß wir nicht bei ihm im Schloſſe unſere Wohnung aufgeſchlagen. »Ich komme hier ſo ſelten dazu — ſagte er — die heimatlichen Laute aus deutſchem Munde zu vernehmen!« Wir erzählten ihm kurz, wie wir Gaſtfreundſchaft beim Fürſten T.... gefunden, und hörten durch ihn ſo ziemlich beſtätigt, was uns Luka über unſern Hausherrn berichtet.

»Aber heute müßt Ihr bei mir bleiben, Kinder! — ſagte der Oberſt — ich laſſe Euch nicht wieder fort. Auch könnt Ihr wirklich bei dem herrlichen Wetter keinen beſſern Ort finden, um den Tag zu genießen. Wir ſind hier im Palaſte der alten Sarbaare von Armenien, dem höchſtgelegenen

Punkte der Stadt. In dieſen ſelben Räumen hauſte vor nicht langer Zeit der mächtige Huſſein-Sardaar von Eriwan, der durch Feth-Ali-Schah zum Bettler geworden, in Perſien in einem Pferdeſtalle ſein wechſelvolles Leben endete. Erſt laufen wir uns müde, um Alles zu ſehen, und dann wollen wir im Speiſeſaale des grimmigen Huſſein eine deutſche Suppe eſſen.«

Kriegskundige Reiſende haben oft und mit Recht ihr Staunen ausgedrückt, daß gerade die Eroberung von Eriwan den Kaiſer veranlaßte, den Eroberer Paskjéwitſch Eriwansky zu nennen. Ein leichteres Heldenſtück, als die Einnahme dieſer Stadt, iſt wohl ſelten vollbracht worden. Die Lage Eriwan's im Allgemeinen, und die der elenden Feſtung insbeſondere, bietet ſo wenig ſtrategiſche Schwierigkeiten, daß, bei der ſprichwörtlichen Feigheit der Einwohner, die Eroberung der Stadt zu den leichteſten militäriſchen Aufgaben gehört.

Wir beſahen das baumumpflanzte, einſt fontänenumſprudelte Harem der alten Sardaare; die Ruſſen haben's in ein Lazareth umgewandelt. Wo früher die ſchönſten Odalisken Georgiens und Perſiens ſich auf üppigen Polſtern wälzten, und Hafiſens Lieder ſangen, da ließen jetzt ſieche Kranke auf hartem Lager ihre Klagetöne erſchallen. Die vielen Zimmer im Palaſte fanden wir unbedeutend und klein für fürſtliche Bewohner. Nur ein großer, gewölbter Saal, deſſen Wände, Decke, Geſimſe u. ſ. w. ganz mit Spiegelglas belegt ſind, feſſelte länger unſere Aufmerkſamkeit. Wir fanden hier, außer vielen perſiſchen Gemälden, welche berühmte Schah's und Heerführer, ſowie Bilder aus der perſiſchen Mythologie und Geſchichte darſtellen, auch ein Porträt von Katharina II. und ihrem unglücklichen Sohne, Kaiſer Paul. Die perſiſchen Gemälde blenden bloß durch ihre wundervollen Farben. In der Malerei ſelbſt offenbaren ſich nur die rohen Anfänge der

Kunſt. Bemerkenswerth im Saale ſind noch die ſchön mit Bildern nach orientaliſcher Weiſe bemalten Wände. In der Mitte des luftigen Gemachs, das nach dem Hofe zu theatraliſch nur durch einen rothſeidenen Vorhang verhüllt iſt, ſpringt eine Fontäne; runde, farbige Glasſcheiben gewähren eine herrliche Ausſicht nach der andern Seite.

Der ſchöne Schloßhof iſt mit Alleen durchzogen, zwiſchen welchen Fontänen ihren Silberſtaub aufwerfen.

Doch genug von dieſen Monumenten unreifer Menſchenkunſt! Folgt mir auf den Balkon des Palaſtes, ich werde Euch von dort aus ein Monument zeigen, eines der ſchönſten, die Gott ſich ſelber auf Erden geſetzt.

In der Ferne ſteigt vor uns auf die Gebirgskette des Ararat. Zwei Berge, die alle andern überragen, heben ſich gewaltig daraus empor. Der zur Linken, rein koniſch geformte, iſt der zwölf tauſend Fuß hohe kleine Ararat — der zur Rechten, dreifach gezackte, iſt der majeſtätiſche Noahberg, der ſechszehn tauſend Fuß hohe, große Ararat. Ein in wunderbaren Farben ſchimmernder Eispanzer umzwängt ſeine breiten Schultern, und er hebt ſein Haupt ſo hoch empor, daß man nicht weiß, ob er mehr dem Himmel oder der Erde angehört.

Von den Vorgebirgen her ſchlängeln ſich ſanft geſchwellte Hügelreihen, auslaufend in weiten, üppig überwachſenen Gefilden; eben zieht eine lange Karawane von Dromedaren darüber hin; in weiter Ferne fließt, dem ſpähenden Auge kaum ſichtbar, der Araxes; in den Lüften wiegen ſich raubſpähende Geier und Adler; dicht vor uns liegt der herrliche Park, durchduftet von den erſten Blumen des Frühlings, und zwiſchen dem Park und den Mauern des Palaſtes rauſchen die klaren Wellen der Senghi.

Es überkam uns eine wunderſame Andacht beim Anſchauen dieſes erhabenen Bildes. Worte vermögen ſolch ein

Bild nicht wiederzugeben, und überhaupt vermögen nur diejenigen Leſer, welche Aehnliches geſehen haben, die obigen Andeutungen ganz zu verſtehen.

* * *

»Nun, Ihr habt mir einen ſchönen Streich geſpielt! — rief der Fürſt T . . . uns entgegen, als wir am ſpäten Abend nach Hauſe zurückkehrten — die halbe Stadt iſt hier geweſen, um Euch zu ſehen; der Landeshauptmann, ruſſiſche Offiziere und alle Mullah's und Schriftgelehrten von Eriwan. Nicht wahr, Du?«

»W'Allah éiladirr!« Bei Gott, ſo iſt es! — rief der unvermeidliche Diener, deſſen ſich der Leſer noch von der Fontäne her entſinnen wird.

Wir erzählten unſerm Hausherrn, daß wir nicht umhin gekonnt hätten, den Tag beim Kommandanten zuzubringen.

»Wißt Ihr was! — entgegnete er — Ihr ſeid heute beim Kommandanten geweſen, ladet morgen den Kommandanten zu Euch ein! An Eſſen und Trinken ſoll es nicht fehlen; mein ganzes Haus ſteht Euch zu Gebote. Euer Wille iſt mein Wille, was Ihr befehlt, ſoll geſchehen! Und am beſten wär' es, wenn Ihr dem Landeshauptmanne auch gleich eine Einladung ſchicktet; da wir doch einmal ein Feſteſſen veranſtalten, macht's nicht viel Unterſchied, ob ein Gaſt mehr oder weniger kommt.«

Wir merkten, wo er hinaus wollte, aber verſprachen ſeinem Wunſche Folge zu leiſten. Das Trinkhorn ging wieder fröhlich im Kreiſe herum und wir blieben noch bis ſpät in die Nacht hinein beiſammen.

Ich müßte ein ganzes Buch ſchreiben, wollte ich Euch all' unſere Erlebniſſe in Eriwan auch nur ſkizzenweiſe vor die Augen führen. Doch der beſchränkte Raum gebietet mir Kürze

und ich werde deshalb, ehe wir unſere Wanderung nach Etſchmiadſin, dem Sitze des Patriarchen von Armenien, antreten, Euch nur noch von einem Beſuche erzählen, welchen wir bei Suleiman-Chan, dem vornehmſten islamitiſchen Fürſten des Landes, machten. Suleiman-Chan, der Herrſcher eines großen Tatarenſtammes, hatte ſich, die Unmöglichkeit einſehend, dem ruſſiſchen Koloß auf die Dauer zu widerſtehen, vor Kurzem freiwillig dem weißen Zar unterworfen und ſeit der Zeit ſeinen Wohnſitz in Eriwan aufgeſchlagen.

Er ſtand hier in dem Rufe eines ſtreng auf die Gebräuche ſeiner Religion haltenden, ſonſt aber ſehr freiſinnigen und gebildeten Mannes, und die Art und Weiſe, wie er uns empfing und die Unterhaltung führte, entſprach ganz unſerer vorgefaßten günſtigen Meinung.

Der große, das alterthümliche Gebäude der Länge nach durchſchneidende Empfangsſaal war durch einen ſeidenen Vorhang von dem Vorzimmer getrennt, wo die Umgebung des Fürſten — beſtehend aus etwa zwanzig ſchmuck gekleideten Perſern und Tataren — ſich aufhielt. Das lange Gemach hatte keine andere Verzierung, als die buntfarbigen Ringelfenſter, welche nach zwei Seiten hin eine heitere Ausſicht gewährten, und die koſtbaren perſiſchen Teppiche, womit der ganze Fußboden überlegt war. Rund um die Wand her lief ein prachtvoller Divan, auf welchem wir uns niederließen, während der Fürſt ſelbſt auf einem thronartigen Seſſel ſaß, natürlich mit untergeſchlagenen Beinen.

Suleiman-Chan, ein bildſchöner Mann, damals etwa fünfundzwanzig Jahre alt, bewegte ſich mit einer faſt weiblichen Anmuth und Leichtigkeit. Ich übergehe die Einzelnheiten unſerer Unterhaltung, und bemerke nur, daß wir ihm vor dem Abſchiede einige Verſe zum Andenken aufſchreiben mußten. Er ſchenkte dafür Jedem von uns ein von ſeiner

Hand geſchriebenes Gedicht an ſeine Geliebte, welches hübſch genug ſcheint, um hier eine Stelle in der Ueberſetzu zu verdienen.

## An Zarema.

Welche Sterne ſind wohl ſchöner:
Die zur Nacht am Himmel funkeln?
Oder die wie Deine Augen
Selbſt des Tages Glanz verdunkeln?

Sprich, was brachte mehr Gefahren:
Dieſes Grübchen auf den Wangen?
Oder jenes Netz von Haaren,
Drin Du Schlaue mich gefangen?

Bülbül*) wußte nicht, von welchem
Duft Begeiſterung zu nippen:
Ob aus Schiras' Roſenkelchen,
Ob von Deinen Roſenlippen!

Ich — ich weiß es; aber nimmer
Hab' ich Bülbül's Glück genoſſen!
Doch mein Sang wird bald und immer
Mir eröffnen, was verſchloſſen!

Staunſt Du, daß ſo wunderbare
Töne meiner Bruſt entklungen?
Sieh, ich habe Deine Haare,
Mädchen, um mein Herz geſchlungen!

Wo zu ſolchem Saitenſpiele
Sich des Sängers Finger rühren,
Muß der Sang zu hohem Ziele,
Muß zur Gunſt der Schönen führen!

*) Bülbül, die Nachtigall.

Sieh, Zarema! Dir zum Ruhme,
Und zum Lobe Deiner Schöne,
Duftet dieſe Liebesblume,
Schallen meiner Saiten Töne.

Keiner wagt es wohl, die Töne
Dieſes duft'gen Liedes zu tadeln —
Leſen wird es meine Schöne,
Und ihr Auge wird es adeln!

Alſo wird Dein Blick ein Siegel,
Das des Liedes Werth beſiegelt;
Und das Lied iſt ſelbſt ein Spiegel,
Der Dein Bild ſchön wiederſpiegelt!

* * *

Als wir zurückkehrten von unſerm Beſuche bei Suleiman-Chan, fanden wir unſere Behauſung von einem zahlloſen Volkshaufen umdrängt. Perſer, Tataren, Armenier, Zigeuner, Alles wogte durch einander und lärmte unter einem ohrenbetäubenden Wirrwarr der ſeltſamſten Kehl- und Ziſchlaute, woran die ſemitiſchen Sprachen ſo reich ſind. Wir hatten Mühe, in das Innere des Hofes zu gelangen.

»Macht Platz!« rief plötzlich mit lauter Stimme ein hochgewachſener Kiſilbaſchi*) — »macht Platz! Da kommen die Hadſhi's, die Pilgrimme von Fränkiſtan!«

Alſogleich bildete ſich vor uns ein breites Spalier. »Nimm Dich zuſammen — flüſterte ich R. zu — hier müſſen wir prinzliche Geſichter ſchneiden, um die Würde des Abendlandes gehörig zu vertreten.

*) Kiſilbaſchi, Rothköpfe, werden diejenigen Perſer und Tataren genannt, welche die Gewohnheit haben, ihr Barthaar roth zu färben was als eine beſondere Zierde gilt.

Gemeſſenen Schrittes und ernſtes Antlitzes gingen wir auf das Haus zu, hin und wieder ſehr gnädig zur Linken und zur Rechten nach morgenländiſcher Weiſe grüßend.

In unſerm Zimmer fanden wir Luka, der uns lächelnd die erwünſchten Aufſchlüſſe über das ſeltſame Schauſpiel draußen gab.

»Der Fürſt — ſagte er — hat in ganz Eriwan bekannt machen laſſen, daß heute der Kommandant und der Landeschef in ſeinem Hauſe ſpeiſen werden. Da dieſes nun ein bisher unerhörter Fall iſt, ſo hat ſich das Volk verſammelt, um ſich mit eigenen Augen davon zu überzeugen. Viele benutzen auch ſolche Gelegenheiten, um Bittſchriften, Beſchwerden und dergleichen zu überreichen, die, auf gewöhnlichem Wege befördert, ſelten an den rechten Mann kommen, wenn der Weg nicht mit Gold gepflaſtert iſt.«

Bald darauf langten unſere Gäſte an, wurden aber nicht, wie das bei uns üblich, vom Volke mit lauten Zurufen, Lebehochs und dergleichen, ſondern mit tiefem Stillſchweigen empfangen.

Bei dem Gaſtmahle ging es ziemlich europäiſch zu, weshalb ich Euch nicht viel davon zu erzählen brauche.

Der Kommandant, ein geſetzter Mann, der vor Allem eine gute Suppe liebte, hatte zur Vorſicht ſeinen Koch geſchickt, da er wußte, daß eine Suppe nach europäiſchem Geſchmack zu den Unmöglichkeiten der aſiatiſchen Küche gehört.

Der Landeschef hatte, angeblich aus Rückſicht für uns, gleiche Vorſichtsmaßregeln beobachtet, wie ſein tapferer Freund, und da die beiden entſendeten Speiſekünſtler bei der Reviſion des Tafelgeſchirrs verſchiedene Kleinigkeiten, wie Tiſchtücher, Servietten, Gabeln und dergleichen vermißten, ſo trugen ſie Sorge, alles Fehlende aus dem Service ihrer Herren zu erſetzen. Auch Gläſer zum Trinken der feineren Weine waren vom Schloſſe herbeigeſchafft, doch wurde die Unzulänglichkeit

von Weingläſern bei einem armeniſchen Diner bald eingeſehen, und das Trinkhorn brach ſich ſiegreich wieder Bahn.

Da fällt mir ein, daß ich bei meinen früheren Tafelſchilderungen vergeſſen habe, eines eigenthümlichen Brauches Erwähnung zu thun, der nicht allein in Armenien, ſondern auch in Georgien jedes Trinkgelag charakteriſirt.

»Allah werdy!« — Gott hat's gegeben! — ruft der Trinkende, bevor er das Horn an den Mund ſetzt; »Jachschi Jol!« — Einen guten Weg gehe es! — entgegnet der Nachbar.

Im gewöhnlichen Leben bilden dieſe Worte den ſtehenden Trinkſpruch; will man aber bei feſtlichen Gelegenheiten noch etwas Beſonderes ſagen, ſo muß das Allah werdy! wenigſtens als Einleitung dienen. Z. B.:

Allah werdy! Gott gab den Wein
Zur Labung unſrer Seele,
Zur Stärkung unſerm Magen!
Und: Jachschi Jol! Gut fließ' er ein
In Deine durſt'ge Kehle
Mög' er Dir wohlbehagen!

Oder: Allah werdy!

Wie die Nachtigallen an den Roſen nippen,
— Sie ſind klug und wiſſen, daß es gut iſt! —
Netzen wir am Weine unſre loſen Lippen,
— Wir ſind klug und wiſſen, daß es gut iſt! —

Wie die Meereswellen an den Felſenklippen
— Wenn das ſturmbewegte Meer in Wuth iſt —
Breche ſchäumend ſich der Wein an unſern Lippen,
— Wir ſind klug und wiſſen, daß es gut iſt! —

Wie ein Geisterkönig, ohne Fleisch und Rippen,
— Weil sein Wesen eitel Duft und Glut ist, —
Zieh' er siegreich ein durch's Rosenthor der Lippen,
— Wir sind klug und wissen, daß es gut ist! —

* * *

Doch, ich eile zum Schlusse und führe Euch weg von dem heitern Mahle nach dem nur wenige Meilen von der Stadt entfernten Kloster Etschmiadsin, auf der Hochebene des Ararat. Dort hat der Katholikos, der Patriach von Armenien, seinen Sitz mit seiner ganzen Synode, bestehend aus vier Erzbischöfen und acht Bischöfen. Von hier aus wird die ganze armenische Christenheit regiert; hier ist der armenische Vatikan, und viele wunderbare Sagen knüpfen sich an die heiligen Gemäuer, deren Gründung bis zum Jahre 300 nach Christus zurückreicht.

Etschmiadsin, auf den Ruinen von Wagharschabad, einer altberühmten armenischen Hauptstadt, erbaut, hat seine Gründung dem großen Apostel Armeniens, Gregorius dem Erleuchter, zu danken. Nach der Sage erschien an der Stelle, wo der Hauptaltar der Klosterkirche steht, Christus dem Gregor, und befahl ihm eine Kirche zu bauen zur Ehre des welterlösenden Glaubens. Daher der Name des Klosters: Etschmiadsin, d. i. »es stieg herab der Eingeborene.«[14]) Seit seiner Gründung ist das Kloster der Sitz eines Patriarchen gewesen, und seine Mauern umschließen die ganze Geschichte des Christenthums in Armenien. Die Hauptgebäude bestehen aus der eigentlichen Mönchswohnung, der Patriarchalkirche, dem Pilgerhause und dem Waarenhause. Eine von vier Thoren durchbrochene Mauer umschließt das Ganze.

Noch ist der Ararat wegen des eingetretenen Thauwetters unzugänglich, und wir müssen, ehe wir unsere Weiterreise

antreten, Schutz ſuchen im Kloſter Etſchmiadſin. Doch um weilen zu dürfen in den heiligen Hallen, wo wir uns in der weltberühmten Sammlung von Büchern und Manuſcripten reiche Ausbeute verſprachen, iſt es nöthig, zuvor Gaſtfreundſchaft vom Erzbiſchof-Stellvertreter des Katholikos zu erflehen. Den Katholikos ſelbſt, den faſt achtzigjährigen Narſes, hatte ich ſchon früher in Moskau kennen gelernt, wo er ſich ſeit längerer Zeit aufhielt.

Mit einem glänzenden Reitergefolge, beſtehend aus Koſaken, Kurden, Tataren und Armeniern, treffen wir ein vor den Mauern von Etſchmiadſin.

Unſer freundlicher Führer Obowian hat die Güte, unſere Ankunft zu verkünden.

Der ehrwürdige Erzbiſchof empfängt uns, umgeben von einigen Biſchöfen und Mönchen. R. überläßt mir die Anrede.

Ich trete auf den ſtattlichen Greis zu, küſſe ſeine Hand und ſage: »Heiliger Vater! Der Vogel hat ſein Neſt und das Thier hat ſeine Höhle — aber der hilfloſe Menſch hat nicht wohin er ſein Haupt lege!«

Der Erzbiſchof antwortete: »Fremdling! was ſagt der Dichter: wenn ein Gaſt bei Dir einkehrt, ſo waſche ſeine Füße und breite Teppiche aus, daß er niederſitze und ausruhe an Deinem Herde. — Mein Haus iſt Dein Haus!«

Ich nehme wieder das Wort und ſage: »Ja, ehrwürdiger Vater! Gaſtfreundſchaft macht die Wüſte zum Roſengarten, aber Feindſeligkeit macht den Roſengarten zur Wüſte!«

Der Erzbiſchof drückt warm meine Hand und entgegnet: »Fremdling! Du ſprichſt ſchon ſehr weiſe für Deine jungen Jahre!«

»Heiliger Vater! Meine Weisheit iſt nur ein Abglanz von der Deinigen, denn Deine Worte fallen auf mich nieder ſüß wie auf die Kinder Iſrael das Mannah in der Wüſte!«

Der Alte wendet ſich lächend zu den Umſtehenden, flüſtert einem Biſchof etwas in's Ohr, ergreift abermals meine Hand und ſpricht: »Junger Pilgrim! Du ſtreueſt Blumen aus Deinem Munde!«

»Heiliger Vater! Was kann ich thun, als wandeln auf den Blumen, die Du vor mir herſtreueſt? Was bin ich gegen Dich? Was iſt ein Tropfen gegen das Meer, was ein Staubkorn gegen die Wüſte, was eine Nachtlampe gegen die Sonne! Dein Wille iſt mein Wille!«

* * *

Und ein fürſtliches Gemach wurde uns bereitet im Kloſter zu Etſchmiadſin, dem Sitze des Patriarchen von Armenien, auf der Hochebene des Ararat.

# Vierzehntes Kapitel.

## Ein Blick auf Land, Volk und Kirche von Armenien.

Wie der Ararat, der majestätische Noahberg, einst der Ring war, daran sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechtes hingen, gleichsam der Vermittler zwischen Himmel und Erde, so war Etschmiadsin, das uralte Kloster zu seinen Füßen, die feste Burg, darin das Christenthum seit mehr als anderthalb Jahrtausenden Schutz und eine bleibende Stätte fand. Und wie am Ararat sich die Wellen der Sündflut brachen, also brachen sich an den Mauern von Etschmiadsin die Völkerwogen, welche, geleitet von der Fahne Muhammed's, einst diese Lande überschwemmten.

Das alte Armenien — von den Eingeborenen selbst Hajastan, d. i. Land der Haïghk, genannt — reichte von Westen nach Osten: vom Euphrat bis zu der persischen Provinz Aserbéidshan und zum Zusammenflusse des Kur mit dem Araxes; und von Süden nach Norden: von Mardin und Nisibis aus bis an das alte Chaldäa oder das heutige Paschalik Trapezunt, sammt Achalzich und dem Kurfluß. Später wurde auch das östliche Kappadozien, sowie Cilicien von Armeniern bevölkert und konnte als ein Theil von Hajastan betrachtet werden.

Als Stammvater der Armenier und Stifter ihres Reichs nennt die Sage den Haïghk — einen Urenkel Japhets — der

um die Zeit des babyloniſchen Thurmbaues ſich am Ararat niedergelaſſen haben ſoll. Von ihm leitet das Volk ſeinen Namen Haïghk her. Der Name Armenien, abgeleitet von dem Könige Aram (?), einem Nachkommen des Haïghk, war bis auf den heutigen Tag nur bei Ausländern gebräuchlich. Unter den Nachkommen des Aram machte ſich beſonders Tigranes I., ein Zeitgenoſſe des Cyrus, als weiſer Geſetzgeber und als Erbauer von Digranakerdt (Tigranocerta) bemerkbar. So dauerte das Reich in theilweiſer Abhängigkeit von Aſſyrern, Medern und Perſern fort, bis der letzte König aus dem Geſchlechte des Haïghk, 328 vor Chriſto, im Kampfe gegen den macedoniſchen Alexander um's Leben kam. Seit der Zeit herrſchten Statthalter über Armenien, welche zuerſt von Alexander, und dann von den Seleuciden, eingeſetzt wurden, und nur dem Scheine nach unabhängig waren, bis es endlich dem Artaſches, der den Hannibal bei ſich aufnahm und nach deſſen Plane Artaſchad erbaute, gelang, ſich gänzlich unabhängig zu machen. Doch dauerte dieſe Unabhängigkeit nicht lange, denn bald wurden die Parther von Balk aus ſo mächtig, daß Arſchag II. auf ſeinem großen Eroberungszuge auch Armenien unterwarf, im Jahre 149 vor Chriſto, und ſeinen Bruder Wagharſchag zum Könige über das Land einſetzte. Mit ihm begann die zweite Linie der armeniſchen Könige, die Dynaſtie der Arſaziden, eine Nebenlinie der perſiſchen Arſaziden.

Die Herrſchaft der erſten Könige aus dem Hauſe der Arſaziden bildet die eigentliche Glanzepoche Armeniens. Unter ihrem friedliebenden Szepter blühte das Land zu Wohlſtand, Größe und Macht empor, bis Tigranes II. ſich mit dem pontiſchen Könige Mithridates gegen die Römer verband und durch ſeine kriegeriſchen Gelüſte Armenien zum Schauplatz der langen Kämpfe zwiſchen Römern und Parthern machte, wodurch es wieder in Armuth und Unglück verſank.

Aus jener Zeit findet man noch heute Reſte von Heerſtraßen und Brücken, welche die Römer auf ihren Kriegszügen gegen die Parther in Armenien gebaut. So groß waren die Verwüſtungen, welche das unglückliche Land zu erdulden hatte, und ſo ſchnell folgte hier ein Eroberer dem andern, daß man ſagen könnte, Armenien glich einer Schneewüſte, wo die Fußſtapfen derer welche hindurchgewandert, die einzigen Anhaltpunkte zur Forſchung waren.

Während jener Zeit der Verwirrung, in welche Nord-Armenien ſeit dem Jahre 34 vor Chriſto geſtürzt war, gründete ein Bruder des Tigranes in den ſüdlichen Provinzen ein kleines Reich, welches er ſeinem Sohne Abgar hinterließ. Es iſt dies derſelbe Abgar von Edeſſa, welcher durch ſeinen angeblichen Briefwechſel mit Chriſto in der Kirchengeſchichte bekannt geworden iſt. — Einem ſeiner Nachkommen, Artaſches II., gelang es um das Jahr 78 nach Chriſto, mit perſiſcher Hülfe das ganze Armenien wieder unter ſich zu vereinigen und durch eine weiſe, friedliche Regierung das Land zu neuem Wohlſtande zu erheben. Zu den wohlthätigen Einrichtungen, welche man ihm zu verdanken hat, gehört vor Allem die Gründung einer Menge Schulen, in welchen, in Ermangelung armeniſcher Buchſtaben, perſiſche und aſſyriſche Schrift gebraucht wurde. Das Unglück wollte es, daß der neu aufblühende Volkswohlſtand Armeniens anderthalb Jahrhunderte ſpäter wieder dynaſtiſchem Intereſſe geopfert werden ſollte. Unter Chosrow geſchah es im Jahre 226, daß Artaſchir, Sohn des Saſſan, die in Perſien herrſchende Linie der Arſaziden vom Throne verdrängte, wodurch die Dynaſtie der Saſſaniden begann, die, als eine natürliche Feindin der armeniſchen Arſazidenlinie, Alles aufbot, dieſe zu ſtürzen und das Land dem perſiſchen Scepter zu unterwerfen. Was Gewalt nicht vermochte, mußte heimtückiſche Liſt vollbringen. Artaſchir, von Chosrow beſiegt, ſuchte ſich ſeines

gefürchteten Gegners durch Meuchelmord zu entledigen, und Anag, ſelbſt ein Sprößling des Arſaziden-Stammes, war es, der, gelockt durch die glänzenden Verſprechungen Artaſchir's, die ſchändliche That vollbrachte. So fiel Chosrow im Jahre 256 auf Veranlaſſung ſeines überwundenen Gegners durch Meuchelmord. Der Sohn des Gemordeten, Dertad (Tiridates), entkam glücklich nach Rom, während Anag, der Mörder, wieder gemordet wurde. Anag's neugeborenes Söhnlein aber, Gregor, wurde durch ſeine Amme, welche heimlich Chriſtin war, nach Cäſarea in Kappadozien gerettet. Bald darauf fiel ganz Armenien wieder unter perſiſche Herrſchaft.

Wir ſind jetzt bei dem Zeitpunkte angelangt, wo die Ausbreitung des Chriſtenthums in Armenien beginnt, deſſen Apoſtel Gregor, der Sohn deſſelben Anag, welcher Chosrow ermordete, zu werden berufen war. — Dertad (Tiridates), genannt der Große, kehrte im Jahre 286, alſo 30 Jahre nach ſeiner Flucht, in die Heimat zurück, vertrieb mit römiſcher Hülfe die Perſer, und unter ſeiner kräftigen Regierung wuchs Armenien auf kurze Zeit zu neuem Wohlſtande empor. Er ſelbſt nahm im Jahre 302 die chriſtliche Religion an und zwang das ganze Volk, ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Bevor wir jedoch die Einzelnheiten dieſes plötzlichen, nicht durch Ueberzeugung, ſondern gewaltſam herbeigeführten Glaubens-Umſchwungs ſchildern, iſt es nöthig; einen Blick auf den alten, heimiſchen Glauben der Armenier zu werfen, welcher durch das Chriſtenthum verdrängt werden ſollte. — Schon im erſten Jahrhunderte nach der Geburt unſeres Heilandes waren Verſuche gemacht worden, der neuen Lehre Eingang in Armenien zu verſchaffen; die Verſuche wurden wiederholt im zweiten Jahrhunderte, aber die Apoſtel des Evangeliums mußten das Land wieder verlaſſen, ohne daß es ihnen

gelungen wäre, die Einwohner von ihrem parſiſchen Feuerdienſt abtrünnig zu machen. Dieſes kann um ſo weniger Wunder nehmen, wenn man bedenkt, wie verunſtaltet und verderbt die reine Lehre Jeſu ſchon in den erſten Jahrhunderten durch die ungeſchulten Prieſter wurde, welche auswanderten, ſie in den Ländern des Kaukaſus und Kleinaſien zu verbreiten. Es bedurfte daher, wo die Macht der Ueberzeugung nicht ausreichte, roher Gewalt, um die Armenier ihrem alten, poetiſchen Sonnendienſt zu entfremden und ihnen den neuen Kultus aufzudringen. Derſelbe König Dertad (Tiridates), welcher dieſe rohe Gewalt ausübte und in den letzten Jahren ſeines Lebens dem Chriſtenthum mit ſo glühender Begeiſterung anhing, war früher der hartnäckigſte Verfolger deſſelben geweſen. Man ſchreibt die Grauſamkeit, mit welcher der große Eroberer in den erſten Jahren ſeiner Regierung die Chriſten verfolgte, dem Umſtande zu, daß Gregor, der zuerſt das Chriſtenthum in Armenien predigte, ein Sohn Anag's geweſen, des Mörders ſeines Vaters Chosrow, und daß er, um den Tod ſeines Vaters an dem Sohne des Mörders zu rächen, Gregor in einen tiefen Brunnen werfen ließ, wo derſelbe dreizehn Jahre hindurch bei elender Koſt und unter unſäglichen Qualen zubrachte.

Die Religion, gegen welche das Chriſtenthum, nicht zu ſeiner Einführung, ſondern zu ſeiner Befeſtigung in Armenien, den hartnäckigſten Kampf zu beſtehen hatte, war der Sonnen- oder Feuerdienſt, in ſeiner urſprünglichen Reinheit die am meiſten poetiſche aller Religionen, denn die Liebe aller Menſchen bildet ſeine Grundlage, der endliche Sieg des Guten über das Böſe auf Erden ſeine Hoffnung und die ewige Verſöhnung im Tode ſeinen Troſt. Zoroaſter wollte, daß ſeine Jünger keinen anderen Haß nähren ſollten, als gegen den Feind, den jeder Menſch mit ſich trägt: die böſen Gelüſte in der eigenen Bruſt.

Er wollte ferner, daß die Furcht vor ewiger Verdammniß den Menſchen nicht zur Verzweiflung treibe. Darum war ſelbſt dem ärgſten Sünder die Hoffnung auf einſtige Seligkeit nicht ganz genommen. Und kann man bei dem allen Menſchen innewohnenden Bedürfniß der Verehrung einer höheren Macht über uns, und bei dem ferneren Bedürfniß, einen auch dem äußeren, ſinnlichen Auge ſichtbaren Anhaltspunkt für dieſe Verehrung zu haben, ein ſchöneres Symbol der Gottheit finden, als das reine, Alles belebende und befruchtende Sonnenlicht? Darum hebt der Parſe, wenn er betet, ſein Antlitz zur Sonne empor, weil ſie dem ſinnlichen Auge das herrlichſte Symbol der Herrlichkeit des Schöpfers iſt. Aber ſie iſt nicht das Ziel der Anbetung des Parſen — ſie iſt nur der vermittelnde Anhaltspunkt der Verehrung Deſſen, Der ſie geſchaffen. Darum müſſen, wenn die Sonne untergegangen, oder durch Wolken dem Blicke entzogen wird, Mond und Sterne, oder künſtlich erzeugtes Feuer ihre reine Glut erſetzen. Denn weil der Parſe einen zu hohen Begriff von der Gottheit hat, um ſich dieſelbe unter menſchlicher Geſtalt zu denken, betrachtet er das Feuer, das anſcheinend körperloſe und doch dem Auge ſichtbare, als Ausfluß des Geiſtes und der Kraft Gottes, als reinſtes Symbol der unaufhörlich ſchaffenden, allwirkenden, belebenden Gottheit. — Dem Feuer ſelbſt göttliche Ehre zu erweiſen, wie es in der Verderbtheit des Parſismus geſchah, war ganz gegen den Geiſt der Lehre Zoroaſter's, nach welcher die ewige Gottheit in Ormusd als Schöpfer alles Guten verehrt wird, und dieſe Anbetung iſt Anfang und Ende alles heiligen Dienſtes.

Zoroaſter's Lehre theilt die ganze Welt in zwei innerlich getrennte Sphären des Guten und des Böſen, des Lichtes und der Finſterniß, die in fortwährendem Kampfe mit einander begriffen ſind. Von dieſer wirklichen Welt bildet ſie ein ideales, unſichtbares Urbild ab, wo ſie dem Kampfe entriſſen, in ewiger

Reinheit erſcheint. Alles, was iſt, war und ſein wird, jeder Menſch und jedes andere Weſen, war von Urbeginn noch einmal geiſtig, dem ſinnlichen Auge unſichtbar, vorhanden, als ſein eigenes Urbild, als ſein Genius, als ſein Ferver. Dieſe Ferver oder Genien ſind der eigentliche Uebergang von dem, was wir Subſtanz nennen, zum urſprünglichen Schöpfergedanken der Subſtanz. Etwa wie des Künſtlers Gedanke der Verwirklichung des Kunſtwerks oft Jahre lang vorhergeht, ſo ſind die Ferver gleichſam die Urgedanken, die reinen, geiſtigen Abdrücke aller künftigen Weſen und Geſchöpfe. Wie z. B. Ormusd's, des ſchaffenden Gottes Gedanke, Zoroaſter's Ferver oder Genius ſchuf, ſo war dieſer noch nicht Zoroaſter, ſondern enthielt nur das ganze geiſtige Bild von dem, was Zoroaſter beſtimmt war, dereinſt zu werden. Alle Gedanken Ormusd's werden ſolchergeſtalt zu geiſtigen Individualitäten, und können Jahrtauſende leben und wirken, ehe ſie mit realen, irdiſchen Geſchöpfen vereinigt werden. Daher kommt es, daß die alten Philoſophen, die von der Weisheit des Orients geſchöpft, den Geiſt lange vorher leben und wirken laſſen, ehe er mit dem Körper verbunden wird, daß ſie ihn göttlichen Urſprungs und Geſchlechtes ſein laſſen und ſagen, im Tode gehe er wieder dahin, von wo er gekommen.

Dieſe Ferver oder Genien der wirklichen Weſen ſind aus Ahuramazdao's Lichtweſen hervorgegangen und ſtehen in einer ewigen Harmonie, gleichſam in einer himmliſchen Hierarchie neben- und untergeordnet um Ahuramazdao, deſſen Reich ſie bilden. Hiernach iſt alſo das Urfeuer oder das göttliche Feuer der Lichtwelt Ahuramazdao's, welches nach der Lehre der Parſen gleichſam als Keim zu aller Schöpfung in der unendlichen Gottheit ſeit Ewigkeit vorhanden geweſen, wohl zu unterſcheiden von dem durch dieſes Urfeuer entſtandenen materiellen, ſichtbaren Feuer, ſo wie von der allem Erſchaffenen innewohnenden Glut, wie ſich ſolche offenbart im Geiſte des

Menſchen, im Glanz der Sonne, im Glühen der Roſe, im Auge der Schönheit. Weil aber das göttliche Feuer der Allſchaffung und Allbelebung unſichtbar iſt, ſo mußten Tempel zur Feuerverehrung, von den Parſen Dad-Gah's genannt, errichtet werden.

Da alſo den Parſen das Feuer ſo heilig ſein ſollte, ſo mußte der Geſetzgeber auf die Entweihung deſſelben harte Strafen ſetzen. Der bloße Hauch des Mundes verunreinigt es, denn Alles, was vom Menſchen ausgeht, iſt unrein; Waſſer nimmt die äußere Unreinigkeit hinweg, nicht aber die innere. Wer mit dem Munde das Feuer ausbläſt, iſt des Todes ſchuldig. Die mannigfachen Läuterungsceremonien eines entweihten Feuers zeugen von deſſen ausnehmender Heiligkeit bei den Parſen. — In allen Dingen ſucht der Geſetzgeber die Natur in ihren Wirkungen nachzuahmen. Wenn ein Baum verunreinigt iſt, ſo wird er durch ſich ſelbſt wieder rein, weil der Saft, der ihm Nahrung und Wachsthum giebt, ihn auch durch allmälige Verwandlung ſeiner Beſtandtheile reinigt. Ein verunreinigtes Feuer aber muß durch andere hindurchgeführt werden, um jene ſtufenweiſe Umwandlung in den Pflanzen nachzubilden oder zu erſetzen.

Von den beiden innerlich getrennten Sphären, welche in äußerem Zuſammenhange, nach der Lehre Zoroaſter's, das Weltall bilden, iſt die eine Ormusd, dem aus der Zeit ohne Ende hervorgegangenen Gotte der Lichtwelt, und die andere Ariman, dem Dämon des Böſen, unterthan. Die Welt des Ormusd zerfällt wieder in die himmliſche und irdiſche, in Geiſt und Materie. In ſeinem Geiſterreiche haben den höchſten Rang die 6 Amſchaspands, oder Fürſten der reinen Geiſter, die ſeinen Thron umgeben. Ihnen folgen die Iſed's, oder die guten Geiſter zweiter Ordnung, die Ormusd geſchaffen hat zum Segen der Welt, zu Richtern, zu Schutzaugen des reinen Volks.

Zu der Lichtwelt Ormusd's, des Schöpfers aller Dinge, bildet Ariman's Reich gleichsam den dunklen Gegensatz. Ormusd ist der Gott und Ariman der Teufel der Parsen. Der himmlischen Hierarchie des Ersten ist eine höllische Hierarchie des Anderen entgegengestellt. Wie Ormusd von 6 guten, so ist Ariman von 6 bösen Geistern (Darudsch) umgeben, und diese haben wiederum zahllose andere böse Geister geringerer Ordnung unter sich. Von ihnen kommt alles Unglück auf Erden; jeder ist eine Quelle besonderer Uebel. Jedes Laster, jede Thorheit, jede Plage, jede Krankheit hat ihren Dew oder bösen Geist, gleichwie jede Tugend, jedes Große und Schöne seinen Amschaspand oder Jsed hat.

In diesem beständigen Kampfe guter und böser Geister, Menschen und Kräfte, liegt nun die Mischung des Guten und des Bösen, wie sie in der Welt sichtbar ist. Diese Welt der Uebel ist — nach Zoroaster's Lehre — unter gute und böse Elemente vertheilt, die einander bekämpfen, bis das Böse von dem Guten überwunden wird. Darum betrachtet sich jeder Parse als einen Krieger aus dem Volke des Ormusd, und darum kann er nicht sündigen, ohne alle guten Geister zu beleidigen, und kein Verbrechen begehen, ohne selbst ein Dewmensch, ein Glied in der Welt der Finsterniß des Ariman zu werden. Eben so machen auch die körperlichen Reinigungen einen wesentlichen Bestandtheil des Gesetzes aus, denn es steht geschrieben: nur in einem reinen Körper kann eine reine Seele wohnen. Wie das Licht das Wesen von Ormusd's Reiche ist, so soll auch der Parse sein wie dasselbe, Alles reinigend, wie sein Körper, das Feuer, damit die ganze Schöpfung Ormusd's wieder Licht werde.

Wo die wasserarmen, wildzerklüfteten, vielgegipfelten Höhenzüge des Kaukasus hinabsteigen in's kaspische Meer, hinter der Tatarenstadt Baku, auf der schnabelförmigen Halbinsel Apscheron, befindet sich das berühmte ewige Feuer, mit

deſſen Flammen noch heute die Gebete der letzten Jünger Zoroaſter's in dieſen Landen, zum Himmel auflodern. Den Mittelpunkt des hier ſtattfindenden Feuerdienſtes bildet der innere Raum einer umfangreichen, blendend weißen Mauer, welche von vier thurmartigen Röhren überragt wird, aus deren Oeffnung die vier größten Flammen in wunderbarer Pracht hervorbrechen. Beſonders zur Nachtzeit, wo dieſe Feuerſäulen den irrenden Schiffern auf dem Meere zugleich als Leuchtthürme dienen, iſt der erhabene Anblick, den ſie gewähren, von unbeſchreiblich bezaubernder Wirkung. Außer den vier Hauptflammen im Innern des Gemäuers ſpringen rings um die Mauern her in weiter Ausdehnung noch eine Menge anderer Flämmchen, ſo daß zu Zeiten die ganze Gegend in ein Feuermeer umgewandelt erſcheint. Aber die Menſchen, welche beten an dieſen Feuern, ſind nur dem Namen nach noch Jünger Zoroaſter's, deſſen erhabene Lehre unter ihren Händen zu entwürdigendem Götzendienſte herabgeſunken iſt. Die Religionen ſind mit Strömen zu vergleichen, welche durchſichtig und klar an ihrer Quelle, immer trüber und ſchlammiger werden, je weiter ſie ſich von ihrem Urſprunge entfernen.

* * *

Aus dem Zuſammenſtoß des Feuerdienſtes mit dem Chriſtenthum und dem Judenthum in Armenien entſprangen verſchiedene Sekten, als deren wichtigſte die Manichäer und die Sekte des Masdak hier zu nennen ſind.

So lange die armeniſche Kirche noch gegen die Sekten zu kämpfen hatte, die ſich aus ihrem Schoße erzeugten, blieb Friſche und Leben in ihr. Der ſpäter eintretende und bis jetzt fortdauernde innere Stillſtand aber war ihr verderblicher,

als alle Verfolgungen und Eroberungszüge der Perſer, Tataren und Türken.

Ueberhaupt bildet Armenien einen wunderſamen Gegenſatz zu jenen Ländern, wo mit der Einführung des Chriſtenthums gleichſam eine neue Aera des Segens und der Civiliſation beginnt.

Es ſtand geſchrieben im Buche des Schickſals, daß in Armenien das Chriſtenthum die Nation ihrem politiſchen Untergange entgegenführen ſollte. Vor dem ſanften Hauch der Lehre Jeſu ſchien das kriegeriſche Feuer des alten Volks der Haïghk zu erlöſchen, und einem großen Theil ſeiner Söhne blieb nur die Wahl, dem neuen Glauben oder ihrer alten Heimat untreu zu werden; ſie konnten dem Einen nicht anhangen, ohne das Andere zu meiden. Wie die Kinder Israels vom Schickſale verfolgt und zerſtreut wurden unter alle Völker der Erde, wie ſie einheimiſch wurden auf fremdem Boden und Fremdlinge in ihrer eigenen Heimat, weil ſie Jeſum verleugneten, ſo traf die Armenier ein gleicher Fluch, weil ſie Jeſum bekannten und ihm anhingen.

Dieſe maſſenhaften Auswanderungen begannen ſchon im fünften Jahrhunderte, nachdem das Volk durch ſeine Religionskämpfe bereits die ſchlimmſten Prüfungen zu beſtehen gehabt hatte. Denn für die benachbarten Perſerkönige war die Einführung des Chriſtenthums in Armenien ein neuer Grund des Haſſes und der Verfolgung und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Dazu kam, daß im Lande ſelbſt eine Menge mächtiger Fürſtenfamilien, welche das Chriſtenthum ſchon deshalb haßten, weil es ihnen gewaltſam aufgedrungen war, nach Tiridates Tode die Maske abwarfen und gemeinſchaftliche Sache mit den Perſern machten. So ward denn das unglückliche Land abermals zum Schauplatz unſäglicher Zerrüttung, die noch vermehrt wurde durch ſchlechte Könige. Endlich theilte Theodoſius der Große das Reich mit den Perſern, im

Jahre 387, und nach und nach unterlag es dem wachſenden Einfluß der Perſer ſo ſehr, daß der perſiſche König Bahram V. den letzten König Artaſches IV. ganz abſetzte, und Armenien in eine perſiſche Provinz verwandelte. Dieſes geſchah im Jahre 428, und mit dem Sturze Artaſches IV. erloſch die Herrſchaft der Arſaziden auf immer. Aber es genügte den Perſerkönigen nicht, das Land unterworfen zu haben, ſie wollten auch die chriſtliche Religion ausrotten, und je größer der Widerſtand des Volkes war, deſto hartnäckiger und blutiger wurden ihre Verfolgungen. Die ausdauernde Treue, mit welcher die Armenier dem ihnen noch neuen Glauben anhingen, gegenüber den Leiden und Greuelſcenen, die ſie deshalb zu erdulden hatten, verdient unſere ganze Bewunderung, und bemerkenswerth iſt, daß eben in jene Zeit der Kämpfe und wilden Bewegung die Glanzepoche und Blüte der armeniſchen Literatur fällt. Denn im fünften Jahrhundert lieferte Mesrop, der Erfinder des armeniſchen Alphabets, ſeine berühmte Bibel-Ueberſetzung; im fünften Jahrhundert ſchrieben Moſes von Chorene, Sahag und Wartabed Eliſäus ihre unſterblichen Werke. Die Schüler Mesrop's und Sahag's,[15]) welche den Beinamen die heiligen Dolmetſche führen, legten durch ihre Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen den Grund zu der eigentlichen armeniſchen Literatur, denn bis zur Bibel-Ueberſetzung des Mesrop hatte man ſich des Aſſyriſchen als Schriftſprache bedient.[16])

Der heldenmüthige Widerſtand, mit welchem die Armenier in den erſten Jahrhunderten ihren neuen Glauben vertheidigten, iſt um ſo bemerkenswerther, wenn man erwägt, daß ſie bis auf den heutigen Tag von dem Chriſtenthum wenig mehr kennen gelernt haben, als die Aeußerlichkeiten und kirchlichen Formen.[17]) Freilich war es den Armeniern nicht, wie früher den römiſchen Katholiken, verboten, die Bibel zu leſen, aber die armeniſche Kirchenſprache, in welcher Mesrop ſeine Bibel-

Ueberſetzung geſchrieben, iſt nur den Gelehrten verſtändlich, und deren giebt es in Armenien ſehr wenig, ſo daß man mit Recht ſagen kann: die römiſchen Katholiken können die Bibel leſen, aber dürfen es nicht — und die armeniſchen Katholiken dürfen die Bibel leſen, aber können es nicht.[18])

Ein ſchwacher Hoffnungsſtrahl fiel auf das unglückliche Land, als im Jahre 632 die perſiſche Monarchie zuſammenbrach. Bei den ihnen durch den chriſtlichen Glauben verbundenen Griechen hofften ſie Schutz und Sicherheit zu finden gegen die wachſende Macht der arabiſchen Chalifen. Allein das vielgeprüfte Armenien wurde wiederum zum Schauplatz der Kriege zwiſchen Arabern und Griechen. Bald hatte es griechiſche, bald arabiſche und bald einheimiſche Statthalter in fremdem Sold. Den karg zugemeſſenen Zeiten der Ruhe folgten wieder Stürme unſäglicher Verwüſtungen und Zerſtörungen, wie z. B. die des türkiſchen Sklaven Bugta, der um die Mitte des neunten Jahrhunderts an der Spitze eines arabiſchen Heeres in Armenien einzog und Tauſende des Volkes und ſeiner Edlen mit gränzenloſer Blutgier, blos ihres Glaubens wegen, hinſchlachtete.

Unter all dieſen Scenen des Elends erſtarkte nach und nach eine Fürſtenfamilie, jüdiſchen[19]) Urſprungs, die der Sage nach bei der babyloniſchen Gefangenſchaft aus Judäa nach Armenien gekommen war — die Familie der Bagration. Aſchod I. aus dem Hauſe der Bagratiden ſtieg ſo in Anſehen, daß der Chalif Motawakkel ihn zum »Fürſt der Fürſten«, und Motamed im Jahre 885 ihn gar zum König krönen ließ. Auch die Griechen erkannten ihn an. Unter der Herrſchaft der Bagratiden blühte Armenien auf kurze Zeit wieder auf, aber der Baum ſeiner Wohlfahrt ſollte nur Früchte tragen, um ſie, ehe ſie zur Reife gediehen, wieder verdorren zu ſehen. Im Jahre 1079 fiel der letzte König aus dem Hauſe der Bagratiden durch Meuchelmord, und ſeit der Zeit

knüpft ſich die Geſchichte des Landes wieder nur an die Schritte der Eroberer, die das Land durchzogen.

Und leider begegnen wir, wenn wir vom Schlachtfelde den Blick in die armeniſchen Kirchen und Patriarchenſitze ſchweifen laſſen, hier keinen erfreulicheren Bildern, als dort. Ein ehrwürdiger Miſſionär ſagt in ſeinen Denkwürdigkeiten über die Geſchichte jener Zeit: »Die türkiſchen Häuptlinge des Staats und die armeniſchen Häuptlinge der Kirche wetteifern mit einander in Rohheit und ſchlimmen Begierden; die Paſchas und die Veziere ſaugen die Patriarchen aus, und die Patriarchen ihrerſeits ſaugen das Volk aus, ſo daß es ſchwer iſt, zu entſcheiden, was verächtlicher erſcheint, ob die blinde Grauſamkeit der türkiſchen Gewalthaber, oder das heuchleriſche und habſüchtige Treiben der Prieſter von Etſchmiadſin.«

Die chriſtliche Lehre kam von den Griechen und Syrern nach Armenien zu einer Zeit, wo der Geiſt der reinen Lehre Jeſu ſchon ſchwächer zu werden, und die Richtung einer falſchen Aszetik auf der einen Seite, und das Zufriedenſein mit einem äußeren Mundbekenntniſſe auf der anderen Seite, in den Kirchen Wurzeln zu ſchlagen begann. In dieſer Weiſe nahm auch Armenien gleich von vornherein den Sauerteig in ſich auf, der nach und nach die ganze Kirche durchdrang und durch Menſchenſatzungen das reine Evangelium von der Verſöhnung und Heiligung des Sünders gänzlich verdunkelte.[20]) Außerdem blieben die Armenier bis zum chalzedoniſchen Konzil 451 mit den Griechen in der innigſten Verbindung, und ihre kirchlichen Gebete, Agenden und Geſänge bildeten ſich meiſt ganz nach denen der Griechen und Syrer. Im zwölften Jahrhundert näherten ſich aber auch die römiſchen Katholiken und machten nicht nur Proſelyten unter den Armeniern, ſondern überſetzten auch viele Schriften und einzelne Syſteme ihrer ſcholaſtiſchen Theologie. Dieſe ſcholaſtiſche Lehrart aber, wobei man eine ſpitzfindige Dialektik zur Beſtimmungsregel

und zum Beweisgrunde bibliſcher Lehren erhob, hat unendlichen Schaden geſtiftet, und auch unter den Armeniern die lebensvollſten Lehren des Chriſtenthums zu einem todten Gewebe unfruchtbarer Syllogismen gemacht.

Die Armenier halten ſich an das Nicäiſche Glaubensbekenntniß; aber bezüglich des großen und langen Streites über die zwei Naturen in Chriſto, erklärten die beiden angeſehenſten Kirchenlehrer, Nerſes Schnorhali und Nerſes von Lambron, daß die armeniſche Kirche nicht dem Eutyches folge, ſondern ſich gründe auf die Schriften des rechtgläubigen Cyrill von Alexandrien. Der Erſte ſagt: »Wir glauben, daß Gott das Wort, welches vor aller Ewigkeit vom Vater geboren, unſichtbar, alles Leidens unfähig und unſterblich iſt, und unſere Natur vollkommentlich angenommen hat von der Jungfrau und vereinigt mit der göttlichen Natur ohne Vermiſchung und in unzertrennlicher Vereinigung — daß alſo der Unſichtbare nach der Gottheit, ſichtbar ward nach der menſchlichen Natur, und der Unberührbare berührbar. .... Und ſo bringen wir nicht, nach dem Eutyches und ſeinen Anhängern, (die zwei Naturen) in Eine Natur zuſammen mit Vermiſchung und Veränderung.«

Der Andere ſagt: »Wir ſprechen nicht vom Fleiſch-gewordenen Worte »Eine Natur« ſo, daß wir die Eigenſchaften der Weſenheit verwiſchen, ſondern nach der unausſprechlichen Vereinigung Beider zu Einer Perſönlichkeit und Göttlichkeit. Wir ſagen Eine Natur in Chriſto, nicht mit Vermiſchung nach dem Eutyches, ſondern nach Cyrill von Alexandrien gegen den Neſtorius, daß des Fleiſchgewordenen Wortes Natur Eine ſei, wie auch die Väter geſagt haben.« ꝛc.

Die von ihnen für die am wichtigſten gehaltenen Punkte, über welche die Armenier den römiſchen Katholiken Vorwürfe machen, ſind:

1. daß der Papſt das Haupt der Kirche ſei,
2. daß der heilige Geiſt vom Vater und Sohn ausgehen ſolle,
3. daß ſie die Taufe mit bloßen Beſprengungen verrichten,
4. daß ſie den Weibern die Nothtaufe zu verrichten erlauben,
5. daß ſie viel Meſſen auf einmal in einer und derſelben Kirche halten,
6. daß ſie nicht ein, ſondern viele Brode zum Abendmahl ſegnen,
7. daß ſie Waſſer in den Kelch miſchen,
8. daß ſie den Laien den Kelch entziehen,
9. daß ſich der Papſt die Füße küſſen läßt,
10. daß man den Petrus über alle Apoſtel erhebt,
11. daß ſie ein Fegefeuer annehmen ꝛc. ꝛc.

Der Unterſchied der armeniſchen Kirche von der griechiſch-ruſſiſchen iſt ein ſo unweſentlicher, daß es dem ruſſiſchen Kaiſer nicht ſchwer fallen wird, das eifrig begonnene Bekehrungswerk in den armeniſchen Provinzen ſeines Landes in kürzeſter Zeit zu vollenden.

Mit Mechitar,[21]) dem Gründer des berühmten Kollegiums der Mechitariſten, begann eine neue Epoche wiſſenſchaftlicher Aufklärung unter den Armeniern. Die Mechitariſten waren die erſten, welche beſſere Grammatiken der alten Sprachen und Kompendien der ganzen Philoſophie lieferten, geſchichtliche und naturhiſtoriſche Werke des Abendlandes überſetzten, und durch Wörterbücher und Grammatiken den Armeniern den Weg zur italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Sprache öffneten.

Das Oberhaupt der ganzen armeniſchen Chriſtenheit iſt der von einer aus 4 Erzbiſchöfen und 8 Biſchöfen beſtehenden Synode umgebene Katholikos von Etſchmiadſin. Die Fäden ſeiner geiſtlichen Herrſchaft laufen vom Hochlande des Ararat

durch Perſien bis nach Oſtindien, und das kaſpiſche Meer entlang durch die doniſche Steppe über Rußland und Polen hinaus — und über den Pontus Euxinus durch die Türkei nach Konſtantinopel, bis hinunter nach Egypten und Paläſtina — kurz, über die ganze Erde ſind die Armenier ausgebreitet, ein heimatloſes Volk, dem in der Geſchichte der Japhetiden dieſelbe Leidensrolle zugefallen, wie den Juden in der Geſchichte der Semiten.

Der Katholikos wird gewöhnlich aus den Erzbiſchöfen oder den Wartabeds[22]) (d. i. Doktoren der Theologie) gewählt. Zur Zeit der Perſer und Türken war die Würde jedoch eine rein käufliche. Seit 1441 ward es Sitte, daß der Katholikos einen Stellvertreter zur Seite hatte, deſſen Obhut die äußeren Angelegenheiten des Stuhles anvertraut waren.

Der Katholikos allein hat das Recht, das heilige Myron (eine unverſiegbare Quelle des Reichthums für die ganze Geiſtlichkeit) zu weihen, welches aus allerlei wohlriechenden Kräutern am grünen Donnerſtage oder zu Pfingſten bereitet und dann durch ſeine Vikare in alle Provinzen getragen und verkauft wird.

Außer dem Stuhle des Katholikos von Etſchmiadſin beſtehen noch andere Stühle zu Sis in Cilicien und zu Achtamar[23]) im Wan-See.

Ihnen zunächſt in der Kirchenverwaltung ſtehen die Erzbiſchöfe, wovon die in Jeruſalem, Adrianopel und Konſtantinopel reſidirenden den Titel Patriarchen führen.

Biſchöfe giebt es in Armenien nur dem Namen nach, da ſie keine Sprengel haben, ſondern nur eine vornehmere Mönchsklaſſe bilden. Ihnen folgen die Wartabeds, die eigentlichen gelehrten Geiſtlichen, obgleich ihre Gelehrſamkeit ſelten über das Verſtändniß der altarmeniſchen Bibelüberſetzung hinausgeht.

Den Wartabeds ſchließen ſich die Prieſter an, deren Wahl meiſtens von den Gemeinden ausgeht, wonach es dann nur noch der Beſtätigung eines Biſchofs bedarf. Der Prieſter muß verheirathet ſein, aber nur einmal. Wenn ſeine Frau ſtirbt, ſo muß er Mönch werden und ins Kloſter ziehen. . . .

Von den verſchiedenen Reiſenden, welche Armenien beſucht haben, ſind über das Land ſelbſt, wie über ſeine Bewohner, die widerſprechendſten Anſichten in die Welt geſchickt worden. — Während die Einen die weite Hochebene des Araxes, an deren Südgränze der große Ararat urplötzlich, ohne vermittelnde Vorberge, in ſeiner ganzen, gewaltigen Höhe vor dem Auge des ſtaunenden Wanderers emporſteigt, das irdiſche Paradies nennen, und des Lobes voll ſind über die üppige Bekleidung des fruchtbaren Bodens, finden Andere dieſelbe Gegend einer öden Steppe vergleichbar. Die Wahrheit liegt in der Mitte, und das Urtheil wird immer verſchieden ſein nach der Jahreszeit, in welcher man das armeniſche Hochland beſucht. Ich ſelbſt war, als ich zu Ende März des Jahres 1844 in Etſchmiadſin, am Fuße des Ararat ankam, entzückt über den wundervollen, frühlingsfriſchen Anblick, welchen die ganze Umgegend gewährte, und 8 Tage ſpäter fand ich des Morgens beim Erwachen Alles, ſo weit das Auge reichte, in ein Schneefeld umgewandelt, gleich als hätte der große Ararat zerſtiebende Lawinen nach allen Richtungen entſendet, um zu nichte zu machen, was blühend war, und mit ſeinem ewigen Winterſchleier das ganze Land zu verhüllen. Eben ſo war ich erſtaunt über den ſchnellen und großen Temperaturwechſel; von 16 Grad R. Wärme waren wir binnen 3 Tagen auf 6 Grad Kälte gekommen, eine Erſcheinung, welche mir die Eingeborenen als eine keineswegs ungewöhnliche bezeichneten, und welche ſich aus der ſüdlichen, aber ſehr hohen Lage des Landes leicht erklären läßt. Denn

unter dem 40ſten Breitengrade gelegen, erhebt ſich Etſchmiadſin beinahe 3000 Fuß über den Meeresſpiegel.

Die beſte Geſammtſchilderung von Armenien findet man im 10ten Bande der großen Geographie unſeres ehrwürdigen Karl Ritter, welcher, obwohl er das Land nicht ſelbſt beſucht, doch bei der Zuſammenſtellung der verſchiedenen Reiſeberichte mit ſicherem Takte das Richtige herausgefunden hat. — Eben ſo abweichend wie über das Land, lauten die Urtheile der Reiſenden über das Volk der Armenier, und beſonders in Bezug auf das ſchöne Geſchlecht. Während die meiſten darin übereinſtimmen, daß die Männer hier einen durchgehends geſunden, kräftigen und wohlgeſtalteten Menſchenſchlag bilden, laſſen nur wenige den Frauen dieſelbe Gerechtigkeit widerfahren. Ergötzlich iſt in dieſer Beziehung das Urtheil eines alten Reiſenden aus dem 17. Jahrhundert, in deſſen ſonſt vortrefflichen Aufzeichnungen die Bevölkerung Armeniens folgendermaßen geſchildert wird:

»Die Mannsbilder allda ſeynd durchgehends ſtarke, friſche und geſunde Leuthe; eines gravitätiſchen Anſehens, und ſehr wohl gebildet; deſſen jedoch ungeachtet haben ſie dabei etwas Melancholiſches an ſich, ſo über die maſſen verdrießlich fället. Die Weibsperſonen aber ſeynd meiſtentheils übel geſtaltet, haben lange Naſen, und findet man unter Tauſenden kaum Eine, die nur ein wenig ſchön wäre.« [24])

Die ſeltſame Erſcheinung, daß dieſer ehrenfeſte Autor gleich vielen ſeiner Nachfolger ein ſo irriges Urtheil über die armeniſchen Frauen fällt, welche an Wohlgeſtalt des Körpers den Männern keineswegs nachſtehen, läßt ſich nur daraus erklären, daß ſich unter den Frauen, welchen man insgemein auf den Straßen der armeniſchen Städte begegnet, allerdings wenig hübſche finden, da hier zu Lande das Spazierengehen ein vollſtändig unbekanntes Vergnügen iſt und das Geſchäft des Einkaufens auf dem Bazar lediglich den alten Frauen

überlaſſen wird, deren früh einfallende Wangen und welkende Geſichtsfarbe ſelten durch die nur aus höherer Bildung entſpringenden Reize erſetzt werden, welche bei uns oft auch die älteſten Frauen zu den angenehmſten Erſcheinungen machen. — Zudem wird der alte morgenländiſche Satz: daß eine Frau in Kleidung und Geberde nur vor den Augen des eigenen Mannes ſchön, vor den Augen aller fremden Männer aber ſo häßlich als möglich erſcheinen ſoll, in den Häuſern der Armenier mit derſelben Strenge aufrecht erhalten, wie in den Harems der Moslemin. Um in dem eigentlichen Armenien ſchöne Frauen zu ſehen, muß man mit den Familien in längerem und nahem Verkehr ſtehen, da die Männer hier ihre ſchönen Frauen und Töchter mit noch größerer Eiferſucht überwachen, als die benachbarten Perſer und Türken. In Tiflis dagegen, in Konſtantinopel, wie in allen fremden Städten, wo ſich größere armeniſche Anſiedlungen befinden, zeigen die Frauen weniger Zurückhaltung, und wer dieſer anmuthigen Weſen bei feierlichen Gelegenheiten einmal ein paar Hundert beiſammen geſehen hat, wie ſie leichtfüßig einherſchreiten in ihren zierlichen Maroquinpantoffeln, ihren weiten, himmelblauen oder blutrothen Pantalons, ihrem elegant geſchnittenen kurzen Kaftan und dem kronenähnlichen Kopfputz — und dann noch an der Schönheit der Armenierinnen zweifelt, an deſſen Geſchmack zweifle ich.

# Funfzehntes Kapitel.

## Armeniſches Allerlei.

Mein Aufenthalt in dem, beinahe 2900 Fuß über der Meeresfläche gelegenen Kloſter Etſchmiadſin, deſſen Gründung in die erſten Jahre des vierten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung zurückreicht, gehört zu den angenehmſten Erinnerungen meines Lebens.

Ich kann nicht einſtimmen in den Tadel, welchen frühere Reiſende ausgeſprochen haben über die Art und Weiſe, wie hier die Gaſtfreundſchaft gegen Fremde geübt wird. Nur liebe und freundliche Bilder ſchweben an mir vorüber, wenn ich zurückdenke an jene Tage, die ich in den Ringmauern dieſer uralten, gegen Perſien und das Osmanenreich vorgeſchobenen Veſte des Chriſtenthums verlebte.

Vielleicht hatten wir es weſentlich den zuvorkommenden Empfehlungen des Landeschefs und der freundſchaftlichen Vermittlung Obowian's zu danken, daß uns eine Aufnahme und Bewirthung zu Theil wurde, welche alle unſere Erwartungen weit übertraf.

Seit einzelne Mitglieder des Kaiſerhauſes, und der in Rußland allmächtige Kriegsminiſter, Fürſt Tſchernitſchew, Etſchmiadſin beſucht, hat ein Theil der früher klöſterlich einfachen Räume einen halb europäiſchen Anſtrich gewonnen. Irre ich mich nicht, war unſer Schlafgemach ſogar mit Tapeten ausgeſchlagen. Man kennt bereits in Etſchmiadſin den Gebrauch

von Tiſchen und Stühlen, von Meſſer und Gabel, von weißen Tiſchtüchern und Servietten, und die ſonſt landesüblichen Trinkhörner und Krüge werden durch Flaſchen und Gläſer erſetzt.

Die Tafel, an welcher wir mit einigen Erzbiſchöfen und Biſchöfen ſpeiſten, war ſo geſchmackvoll eingerichtet, wie ich's in den eleganteſten Reſtaurants von Paris nicht beſſer gefunden, weshalb jede Schilderung der Einzelheiten hier überflüſſig erſcheinen dürfte. Nur dies Eine ſei bemerkt, daß die häufig gehörte Begrüßung: »Blumen vor Eure Füße!« keine leere Phraſe blieb, indem wir jeden Morgen auf unſerm Zimmer, und jeden Mittag auf unſerm Teller ein duftendes Blumenſträußchen fanden.

Unſere täglichen Beſuche der berühmten Bibliothek des Kloſters waren in Folge verſchiedener Umſtände leider immer nur von kurzer Dauer.

Broſſet der Jüngere, in der Gelehrtenwelt bekannt durch ſeine Werke über georgiſche Literatur, hat in franzöſiſcher Sprache einen Katalog dieſer Bibliothek herausgegeben, und der Umſtand, daß die ſehr unvollſtändige Arbeit noch keine Ergänzung gefunden, ſcheint ein Beweis zu ſein, daß die Benutzung der literariſchen Schätze von Etſchmiadſin mit ſteten Schwierigkeiten verbunden iſt.

Die armeniſche Literatur, reich an theologiſchen Schriften und beſonders an Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen, iſt für uns nur von Werth und Bedeutung durch ihre älteren hiſtoriſchen Werke, welche vorzugsweiſe die Geſchichte des Landes zum Gegenſtande haben. Hier ſeien nur einige der berühmteſten Namen genannt: Mac-Ibas-Cadina, der älteſte Geſchichtsſchreiber Armeniens, lebte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt. Er war der Erſte, welcher die zerſtreuten Annalen des Landes zu einem großen Ganzen vereinigte. — Agatangelos, welcher in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte, war Geheimſchreiber des

armeniſchen Königs Tiridates. Er ſchrieb eine Geſchichte ſeiner Zeit, worin ſich ein reiches Material über den Feuerdienſt, über die Tempel, Bildſäulen und Gottheiten der Perſer, ſo wie über die Einführung des Chriſtenthums in Armenien findet. — Die Lebenszeit des bedeutendſten Geſchichtsſchreiber des Landes, Moſes von Chorene, beigenannt »der Grammatiker«, fällt in das fünfte Jahrhundert, welches zugleich die verhängnißvollſte Periode der armeniſchen Geſchichte bezeichnet. — Eine ausführliche Schilderung der furchtbaren Kämpfe dieſes Jahrhunderts, welche den Untergang des Parſismus oder des Feuerdienſtes und die dauernde Befeſtigung des Chriſtenthums in Armenien zur Folge hatten, finden wir in dem trefflichen Werke, welches der Wartabed Eliſäus, ein Zeitgenoſſe des Moſes von Chorene, auf den Wunſch Davids, des Mamigoniers, geſchrieben. Von den ſpätern Schriftſtellern ſeien hier noch flüchtig Gregorius, Nerſes und Tſchamtſchan genannt, denen wir ein reiches Material zur Geſchichte des Chriſtenthums in Armenien zu verdanken haben.

Die einzigen Spuren altarmeniſcher Poeſie finden wir in ein paar unbedeutenden Fragmenten, welche Moſes von Chorene (ſprich Churrni) in ſeiner berühmten Geſchichte des Landes aufbewahrt hat, wozu er das Material, nach ſeiner eigenen Angabe, hauptſächlich aus alten Volksliedern und Epopöen ſchöpfte. Das eine beſchreibt die Geburt des großen Helden Wahag'n, des armeniſchen Herkules, des Sohnes Tigran I.; und das andere beſingt den tapferen König Artaſches II., wie er in den Krieg zieht gegen die Alanen und der Krieg durch ſeine Vermählung mit der alaniſchen Königstochter ein Ende nimmt . . .

Es war mir von landeskundigen Freunden Hoffnung gemacht, für meine Sammlungen von Volksliedern, ſowohl

unter den Armeniern, wie unter den Kurden und Tataren, reiche Ausbeute zu finden.

Ich habe es hauptſächlich den eifrigen Bemühungen des trefflichen Obowian zu verdanken, daß dieſe Hoffnung nicht ganz unerfüllt geblieben, denn bei meiner Unbekanntſchaft mit der vulgär-armeniſchen Sprache hätte ich mich auf das Niederſchreiben der wenigen kurdiſchen und tatariſchen Lieder beſchränken müſſen, welche der Zufall mir entgegen warf, wenn Obowian es nicht auf ſich genommen hätte, mir eine Sammlung aller im Sardariat von Eriwan aufzutreibenden Volkslieder zu liefern. Das erſte, von ſeiner eigenen Hand geſchriebene, und mit einem vollſtändigen deutſchen Kommentar verſehene Heft dieſer Sammlung erhielt ich noch vor meiner Rückkehr nach Europa, mit dem Verſprechen, daß bald mehrere ähnliche Hefte nachfolgen würden.

Meinem gelehrten Freunde, Herrn Profeſſor Petermann in Berlin, iſt es gelungen, die in korrumpirtem Vulgär-armeniſch geſchriebenen Lieder bis auf Ein Wort zu entziffern.

Noch iſt die Sammlung zu klein, um eine beſondere Herausgabe zu rechtfertigen, und wiederum zu groß, um hier ganz Platz finden zu können. Ich beſchränke mich daher auf die Mittheilung desjenigen Liedes, welches mir unter den in meinem Beſitz befindlichen am werthvollſten ſcheint.

### Armeniſches Grablied.

Zu Deinem Grabe bin ich gegangen,
Mein Auge wandt' ich dem Grabſteine zu —
O, daß es ſich aufthue, mich zu empfangen
An Deiner Seite zur ewigen Ruh'!

Daß ich mein welkendes Haupt der Erde
Hingebe, und meine Seele Dir!
Daß ich verweſe, zu Aſche werde,
Um Ruhe zu finden, Ruhe bei Dir!

Geh' ich in's Haus, da ſeh' ich die Wände,
Tret' ich hinaus, die Berge ſteh'n —
Glühend zittert's durch Kopf und Hände,
Kalt aber fühl' ich's mein Herz durchweh'n.

Erloſchen iſt meiner Augen Feuer,
Der Tag meines Lebens verdunkelt mir —
Was glaubteſt Du mir auf Erden noch theuer,
Daß Du mich hierließeſt — nicht mitnahmſt zu Dir!

Ein Schatten, ſchwank' ich umher — zerſchlagen
Iſt meine Kraft und der männliche Muth;
Mir blieb nur die Stimme, mein Unglück zu klagen,
Und das Auge zu bitterer Tränenflut.

Laß mich, o laß mich der Erde entfliehen!
Es ſchlottert mein Knie, meine Wange iſt bleich;
Wohin auch die dunklen Gewalten mich ziehen,
Ich finde Dich wieder im Schattenreich!

Dir Weihrauch und Licht hab' ich angezündet,
Sieh betend auf Deinem Grabe mich knie'n —
O, könnte dem Dampf gleich, der wirbelnd entſchwindet,
Auch meine Seele nach oben zieh'n!

Was hab' ich noch Augen, mein Unglück zu ſehen,
Was eine Stimme, die jammernd Dich ruft —
Kannſt Du doch nimmer meine Klagen verſtehen,
Hörſt nicht den Laut in der ſchaurigen Gruft!

* * *

Man erkennt gleich, daß dieſe Mimosa sensitiva unter den Blumen morgenländiſcher Dichtung, auf chriſtlichem Boden gewachſen . . .

Ich übergehe die Schilderung der Ausflüge, welche wir von Etſchmiadſin aus in's Innere des Landes machten, ſowie

der Reliquien und Wunderdinge, welche das Kloſter in ſeinen vielbeſchriebenen Räumen birgt. Mit Ausnahme eines Stückes von der Arche Noah, hatte ich alle übrigen hier gezeigten Heiligthümer, als da ſind: Nägel und Holzſtücke vom Kreuz Chriſti, Arme und Kleidungsſtücke von Apoſteln u. ſ. w., ſchon früher in ſolcher Menge geſehen, daß man eine neue Arche Noah daraus hätte bauen können.

Bei der Fülle des zu bewältigenden Stoffes durfte ich nur das Wichtigſte hervorheben; wo ſcheinbar Unbedeutendes in die Darſtellung aufgenommen wurde, geſchah dies lediglich zur nothwendigen Vervollſtändigung der vorgeführten Bilder.

Vor Allem mußte mein Streben darauf gerichtet ſein, Wiederholungen zu vermeiden; über Manches, was hier nur kurz angedeutet wurde, wird der wißbegierige Leſer in meinen früheren Schriften über die Völker Südrußlands und des Kaukaſus ausführlichere Mittheilungen finden.

Es liegt in dem Plane dieſes Buches, für ſich ein abgerundetes Ganzes zu bilden, und doch eine poetiſche und belebende Ergänzung jener Schriften zu ſein, deren Inhalt weſentlich die ethnographiſchen, ſtatiſtiſchen, kultur- und kriegsgeſchichtlichen Verhältniſſe der Länder zwiſchen dem Kaſpiſchen und Schwarzen Meere umfaßt.

Wie dort, ſo hier, habe ich mich einer möglichſt objektiven Darſtellung befleißigt, und perſönliche Bemerkungen und Erlebniſſe nur da eingeflochten, wo es zur Vermittelung oder Ergänzung nothwendig erſchien.

Eben ſo ſind die Naturſchilderungen nur als Hintergrund und Rahmen der vorgeführten lebenden Bilder zu betrachten.

* * *

Bei heiterm Himmel und dem wärmſten Sonnenſchein, unter Blumenduft und dem Gezwitſcher der Sänger des Früh-

lings hatten wir unſern Einzug gehalten in Etſchmiadſin, und als wir zu Ende März über Eriwan unſere Rückreiſe nach Tiflis antraten, herrſchte auf der Hälfte des Weges eine Kälte, daß wir am zweiten Tage buchſtäblich dem Tode des Erfrierens nahe waren. Die Senghi war ſo ſtark zugefroren, daß man Schlittſchuhe darauf hätte laufen können; eine über zwei Fuß hohe Schneeſchicht bedeckte die ganze Araxes-Ebene, und die Obſtbäume in den Gärten, welche ſchon bei unſerer Ankunft in voller Blüte ſtanden, hatten ihren Frühlingsſchmuck wieder von ſich geſchüttelt und ließen traurig ihre Häupter hängen in tiefwinterlicher Umhüllung.

Obgleich plötzliche Wetterveränderungen im armeniſchen Hochlande nichts Seltenes ſind, ſo konnten ſich doch die älteſten Väter des Kloſters nicht entſinnen, eine ſo entſetzliche Kälte um dieſe Jahreszeit erlebt zu haben.

Nach einer rührenden Abſchiedsſcene im gaſtlichen Kloſter von Etſchmiadſin, wobei durch liebliche Redeblumen die verſchneiten Blumen des Feldes erſetzt wurden, kamen wir halb erfroren nach Eriwan zurück und ſtiegen wieder ab im Hauſe unſeres armeniſchen Gaſtfreundes. Die immer ſteigende Kälte und das entſetzliche Schneegeſtöber zwangen uns, ein paar Tage länger in der Hauptſtadt Armeniens zu verweilen, als unſere Abſicht war.

Wir empfingen Beſuche von der ganzen chriſtlichen und islamitiſchen Geiſtlichkeit der Stadt, und unſere Mappe wurde durch manches werthvolle Andenken bereichert. Dem Mangel an Oefen in ſeinem Hauſe ſuchte Fürſt T. durch feurige Weine abzuhelfen, und Obowian erfreute uns, ſoweit es ſeine Verhältniſſe erlaubten, nach wie vor durch ſeine für uns ſo lehrreiche Gegenwart.

Es war den Armeniern eine große Genugthuung, aus unſerm Munde das Lob des Lehrers ihrer Kinder zu vernehmen, und noch mehr freute es ſie, zu hören, wie

die jungen Leute ſelbſt ſich ganz geläufig deutſch mit uns unterhielten.

Unſere Bekanntſchaften mehrten ſich von Stunde zu Stunde, und faſt jedes Geſpräch gab uns neue Aufſchlüſſe über die Zuſtände und Sitten des Landes.

»Wie gefällt Euch unſer Kreishauptmann?« fragte mich ein alter armeniſcher Kaufmann mit ſchlauem Blicke.

»Sehr gut,« erwiederte ich, »ich höre ihn überall nur loben.«

»O das iſt ein prächtiger Herr! — fing der Alte wieder an — wollte Gott, daß überall ſolche Menſchen wären! Strenge, ſage ich Ihnen, wie der Teufel, aber ehrlich dabei, wie ich nie Aehnliches im Leben geſehen; er nimmt Nichts, Sie mögen's ihm aufdrängen, wie Sie wollen; er nimmt Nichts!«

Der Alte ſtrömte völlig über vom Lobe des Eriwan'ſchen Kreishauptmanns, und alle Augenblick unterbrach er ſich ſelbſt durch die ausdrucksvollen Worte: »er nimmt Nichts!«

Ich war begierig, mir einen Kommentar zu dieſer ſeltſamen Lobeserhebung zu verſchaffen, und der Alte erzählte mir mit großer Ausführlichkeit, wie er einen langen Prozeß um eine bedeutende Summe mit einem andern Kaufmann geführt, und wie er ſchon nahe daran geweſen, den Prozeß zu verlieren; aber da habe er ſich, im Gefühl der Gerechtigkeit ſeiner Sache, geradezu an den Kreishauptmann gewendet, und der habe die Sache ſtreng unterſuchen laſſen, und ihm Recht gegeben.

»Ich wußte nicht — fuhr der geſchwätzige Alte fort — wie ich dem braven Herrn meinen Dank zu erkennen geben ſollte. Ich nahm eine Rolle von zwanzig Dukaten und wollte ihm die als ein kleines Andenken in die Hand drücken; es iſt nicht viel, ſagte ich, aber Euer Hochwohlgeboren können immer auf mich rechnen!«

»Nun — fragte ich neugierig — und was ſagte der Kreishauptmann?«

»Was er ſagte? »»Hundeſohn!«« ſagte er, »»hältſt Du mich für einen Wſſätſchnik? (beſtechlichen Menſchen). Ich werde Dich einſtecken laſſen, wenn Du Dich nicht gleich zur Thür hinauspackſt!«« Und dabei gab er mir einen Stoß in den Rücken, daß ich mit dem Kopf gegen die Wand ſchlug, und dann faßt' er mich beim Arm und warf mich zu Thür hinaus mit den Worten: »»Wart', Du Rasboinik (Räuber), ich werde Dich lehren, Dein Geld an den Mann zu bringen!«« »Prächtiger Herr!« rief der Alte in Eins fort — »ſo etwas haben wir ſonſt nie geſehen hier zu Lande.«

Alle Nachbarn fielen beſtätigend ein, und des Lobes über dieſes ruſſiſche Beamtenwunder war kein Ende.

Bei Tiſch mußte uns ein Märchenerzähler durch Lieder und Geſchichten ergötzen. Er drückte ſich, um allen verſtändlich zu ſein, in tatariſcher Sprache aus, die den Armeniern eben ſo geläufig iſt wie ihre Mutterſprache. Ja, die meiſten Volkslieder dieſes Landes ſind in tatariſcher Sprache gedichtet.

Von den vorgetragenen Märchen ließ ich mir dasjenige, welches den meiſten Beifall hervorrief, noch einmal erzählen, und brachte es dann kurz zu Papier, wie folgt:

## Armeniſches Märchen.

Vor Zeiten lebte in Artazata ein alter armeniſcher König, der eine wunderſchöne junge Frau hatte.

Zwölf große Truhen voll der koſtbarſten Gewänder und Sachen hatte ſie ihrem Ehgemahl als Mitgift gebracht; die Zahl ihrer Sklavinnen aber war hundert und zwölf.

Und die Königin hatte eine Nichte, die noch viel jünger als ſie ſelber, und unmaßen ſchön war, alſo daß die Königin ſie beneidete.

Die Nichte hieß Horoſchan; die Königin aber hieß Ripſime.

Und dieſelbe Horoſchan war Schlüſſelbewahrerin im Königspalaſte zu Artaxata. Eilf Schlüſſel hatte ſie in ihrer Obhut von den Truhen der Königin, den zwölften Schlüſſel aber, und den größten von allen, bewahrte die Königin ſelber, und verbarg ihn vor den Augen der Menſchen.

Und es faßte Horoſchan ein ſtarkes Verlangen, zu wiſſen, was Ripſime in der zwölften Truhe verborgen hielt; denn alle übrigen Truhen ſtanden frei umher in den Gemächern des Palaſtes, die zwölfte Truhe aber ſtand in einem heimlichen Gemache, und Wächter waren ausgeſtellt, und Niemand durfte hinzu bei Todesſtrafe, wenn die Königin darinnen war, wohl zu dreien Malen des Tages.

Und es begab ſich eines Tages, als die Königin mit ihren Sklavinnen im Bade war, um ihren Leib ſalben zu laſſen und zu ſchmücken für das heilige Blumenfeſt Anahid's, der befruchtenden Göttin, daß Horoſchan dem Drange nicht widerſtehen konnte, die Gemächer der Königin zu durchſuchen, um den zwölften Schlüſſel aufzufinden und zu ſehen, was in der geheimnißvollen Truhe verborgen war.

Und ſiehe, es gelang ihr, den großen Schlüſſel zu finden nach langem Suchen; im Schlafgemache des alten Königs Ardaſchir fand ſie ihn, alſo verſteckt, daß der König ſelbſt nicht darum wußte. Der alte König aber war in ſtarker Liebe entbrannt für die ſchöne Ripſime, und verſchmähte alle anderen Frauen.

Und Horoſchan eilte, mit dem Schlüſſel die Truhe zu öffnen; aber wie groß war ihr Schrecken, als plötzlich ein hübſcher junger Neger daraus hervorſtieg, mit Gliedern, glatt wie Elfenbein, und ſchwarz wie die Zelte der Wanderſtämme am Ararat. An den Ohren aber trug er goldene Ringe, und ſein Haar war kraus wie die Wolle der Schaafheerden

ihres Vaters, und ſeine Zähne weiß wie die Lilien am Araxes. Und es duftete ſein Leib von Narden und Wohlgerüchen.

Horoſchan wollte entfliehen; aber der junge Neger hielt ſie feſt mit ſeinen ſtarken Armen; ſie wollte ſchreien — aber ſie fürchtete, daß der König und die Weiber im Palaſte es hörten. Und ſie ſchwieg ſtill dazu . . .

Der junge Neger aber entbrannte für ſie in ſtarker Minne, denn ſie war unmaßen ſchön und ihre Geſtalt gar lieblich anzuſehen, und ſie war noch jünger als die Königin.

Es geſchah aber zu derſelbigen Zeit, daß durch ein Verſehen der Sklavinnen die Schalwari (Beinkleider) der Königin ins Waſſer gefallen waren, und Ripſime erzürnte darob, und entſandte der Sklavinnen zwei, ein paar friſche Schalwari zu holen.

Und die Sklavinnen ſuchten umher in den Gemächern des Palaſtes, um Horoſchan aufzufinden, die Hüterin der Schlüſſel; denn es befanden ſich die Gewänder der Königin in den Truhen, die Schlüſſel zu den Truhen aber befanden ſich bei Horoſchan; Horoſchan aber befand ſich mit dem jungen Neger im heimlichen Gemache der Königin. Und die Sklavinnen ſuchten, und fanden ſie nicht.

Und es faßte Ripſime der Zorn der Ungeduld, und ſie begann die abweſenden Sklavinnen zu ſchmähen mit bitterer Rede, und entſandte zween andere, um die erſten zu ſuchen und ſie zu führen vor der Königin Angeſicht.

Aber Horoſchan war nirgends zu finden, obgleich die Sklavinnen zuletzt alle ausgeſchickt waren, ſie zu ſuchen.

Da entglomm in der Königin ſchlimmer Argwohn, und ſie that ſelbſt ihre Gewänder an, und ohne Schalwari eilte ſie in das Schlafgemach ihres Ehgemahls, um nach dem zwölften Schlüſſel zu ſuchen, — aber ſie fand ihn nicht. Und der Zorn färbte ihre Wangen mit dunkler Röthe, und ſie eilte in das heimliche Gemach, wo die große Truhe ſtand . . .

eben war Horoſchan beſchäftigt, die Truhe mit dem großen Schlüſſel wieder ſorgſam zu ſchließen.

Horoſchan erſchrak, aber ſchnell faßte ſie ſich wieder, und mit dem Blicke jungfräulicher Entrüſtung trat ſie keck ihrer zürnenden Tante entgegen, ſtemmte die Arme in die Seite, und, o! wer ſchildert die bitteren Worte, die ihrem ſüßen Munde entſtrömten.

»Iſt das die hohe Tugend meiner königlichen Tante, davon die Menſchen ſingen und ſagen in den Landen am Maſſis-Sar (Ararat), und die Ufer des Araxes und Euphrat entlang! O, ich Unglückliche! daß ich Obdach ſuchen mußte in dieſem Hauſe, wo Scham und Sitte mit Füßen getreten, und der Schnee der Keuſchheit verdunkelt wird von der Geſtalt eines ſchwarzen Negers! Armer Ardaſchir, treuer Gatte Deiner unwürdigen Gattin! Die ſchönſten Jungfrauen des Landes warben um Deine Minne, aber ihre Blicke rührten Dich nicht, und kalt wandteſt Du Dich hinweg von den Töchtern des Gebirges, um ſolchen Lohn zu empfangen für Deine Liebe! O, daß ich's erleben mußte, das Haus Ardaſchir's entweiht zu ſehen von meiner Königin, die ich bis jetzt wie die Tugend ſelbſt verehrt!«

Alſo klagte ſie in Einem fort, daß die Königin gar nicht zu Worte kommen konnte. Die Rache des Königs fürchtend, falls er von ihrer Untreue in Kenntniß geſetzt würde, bot Ripſime Alles auf, ihre Nichte zum Schweigen zu bewegen; insgeheim aber traf ſie Anſtalt, Horoſchan aus dem Wege zu ſchaffen.

Der Mordplan mißlang und eine unſchuldige Sklavin fiel als Opfer für die Nichte der Königin.

Horoſchan, für ihr Leben fürchtend, entfloh in einen fernen Gebirgswald, nachdem ſie aus Rache zuvor den König von der Untreue ſeiner Gattin unterrichtet hatte.

Ardaſchir, von hoher Liebe für die junge Königin

beſeelt, glaubte nicht eher an ihre Untreue, bis er ſich mit eigenen Augen davon überzeugt hatte. Aber eines Tages überraſchte er ſie in dem heimlichen Gemache, wie ſie eben ihre Arme um den Hals des Negers ſchlang und zärtlich ausrief: Möge Dein Haupt nimmer von meinem Haupte getrennt werden!

Der König zog racheglühend ſein Schwert, und das Haupt des Negers rollte blutend vor ſeine Füße. In der erſten Aufwallung wollte er auch Ripſime umbringen, aber ſo groß war ſeine Liebe zu ihr, daß er das Schwert nicht gegen ſie zu führen vermochte.

»Dein Wunſch ſei Dir gewährt, Du Treuloſe! — rief er — das Haupt des Negers ſoll nimmer von dem Deinen getrennt werden!« Und er ließ den Schädel des Erſchlagenen in Gold faſſen, und einen Kopfſchmuck daraus bereiten für ſeine Königin. Das ſollte die Strafe ſein für ihre Miſſethat.

Inzwiſchen irrte Horoſchan einſam in den Wäldern umher, jammernd ob ihres unglücklichen Schickſals. Es war mitten im Winter, und Schnee und Eis bedeckten das Land. Aber, o Wunder! wo Horoſchan hintrat, da ſprangen Blumen aus der Erde hervor, und wo ſie hinblickte, da ſchmolz die Winterdecke hinweg wie vor den Strahlen der Frühlingsſonne, und wo ihr Odem wehte, da ſchüttelten die Bäume den Schnee von ſich, und Blüthen und Blätter ſproßten aus den Zweigen hervor. So groß war die belebende Macht ihrer Schönheit. Selbſt die wilden Thiere des Waldes ſtutzten und ſprangen hoch auf vor Freude bei ihrem Anblick.

Aber ihr eigenes Herz war der Freude fremd geworden; ſie fühlte bittere Reue ob ihrer Vergangenheit und flehte die Götter an ihr den Tod zu geben. So verlebte ſie lange Zeit unter Jammer und Wehklagen, ohne andere Geſellſchaft, als die Bäume und Thiere des Waldes, ihr Lager war die feuchte Erde, und ihre Decke das blaue Himmelszelt.

Und ſie genas eines Knaben unter wildem Schmerz; Schakale und Geier ſangen ſein Wiegenlied. Es war aber der Knabe eine Mißgeſtalt und eine ſtete Quelle des Kummers für ſeine Mutter.

Dennoch pflegte ſie ihn mit der zärtlichſten Sorgfalt und Liebe; denn das Unglück hatte alles Schlimme aus ihr hinweggeſchmolzen, und ſie war gütig und liebevoll geworden wie ein Engel. Sie wünſchte den Tod nicht mehr, denn ihr Kind feſſelte ſie an's Leben. Jahre verfloſſen, und das Kind wuchs heran, und mit ihm wuchs der Schmerz ſeiner Mutter.

Noch aber hatte das Schickſal nicht alle ſeine Schreckenspfeile gegen Horoſchan abgeſchnellt; das Schlimmſte ſtand ihr bevor: ſie ſollte auch ihr Kind, das Einzige, was ſie feſſelte an's Leben, verlieren. Nach langem Krankenlager ſtarb der Knabe, und der Schmerz der Mutter drohete zur Verzweiflung zu werden.

Sie wollte gewaltſam ihrem Leben ein Ende machen, und war eben im Begriff, ſich von einem hohen Felſen herabzuſtürzen, als ſie erſchreckt zurückbebte beim Anblick einer plötzlich vor ihr auftauchenden Lichtgeſtalt.

Und die Lichtgeſtalt ſprach zu ihr: »Fürchte Dich nicht, o Horoſchan! ich bin Anahid, die Göttin der Liebe. Du haſt meinen Tempel entweiht und haſt gebüßt dafür, aber die Stunde der Erlöſung iſt nahe. Nicht länger ſoll die Erde Dir eine Hölle ſein. Die Schuld der Vergangenheit nehme ich von Dir, wie ich ſie genommen habe von Ripſime, der Königin. Steig' hinab in's Thal, und Du wirſt hinfort in einem neuen Leben wandeln.« Und alſo ſprechend, verſchwand die Lichtgeſtalt, wie ſie gekommen war.

Horoſchan aber ſtieg hinab in's Thal, feſten Schrittes. Und ſiehe, ein fürſtlicher Jägersmann der auf der Hand einen Falken trug, ſprengte ihr entgegen, und ſein Auge wurde geblendet von der Anmuth des holdſeligen Weibes ...

Was ſoll ich Euch lange erzählen, wie es kam, genug — die Beiden wurden Mann und Frau, und lebten kindergeſegnet und glücklich bis in ihr ſpäteſtes Alter.

Und auch Ripſime, die Königin, ſah noch viele glückliche Tage. Sieben Jahre hatte ſie gebüßt für ihre Sünden, da erſchloß ſich das Herz des Königs Arbaſchir wieder in alter Liebe, und er nahm von dem Haupte Ripſime's den goldeingefaßten Schädel des Negers, und begrub ihn tief in die Erde und ſprach: So ſoll auch aller Haß zwiſchen uns begraben werden!

Und als die zwei Frauen nach langer Trennung ſich wiederſahen; wußten ſie beide ihr Glück nicht genug zu rühmen.

Das Schickſal hatte den Garten ihres Herzens geſäubert von jeglichem Unkraut, und nur die Blumen des Glückes darin zurückgelaſſen.

* * *

Nun ſagen wir der Hauptſtadt und den hohen Bergen Armeniens, den beiden Ararat und dem Allagés Lebewohl, und kehren nach Tiflis zurück, in die Schule der Weisheit.

Kaum eine Stunde vor unſerer Abreiſe von Eriwan kamen noch zwei Mullah's angeritten, — Jeder von einem Kalljan- und Kohlenbecken-tragenden Adam (Menſchen, Diener) gefolgt, — um uns Briefe an Mirza-Schaffy mitzugeben, der bei den Schriftgelehrten dieſes Landes in hohem Anſehen zu ſtehen ſchien.

Der Geleitſpruch, den wir dieſes Mal mit auf den Weg bekamen, war wiederum dem Gjüliſtan von Sadi entnommen, und lautete:

„Es wird ſich Niemand in der Eulen Schutz begeben,
Ob auch ſchon in der Welt kein Adler ſollte leben.“

So ſchieden wir. Aber war ſchon unſere Herreiſe beſchwerlich geweſen, ſo wurde unſere Rückreiſe noch unendlich beſchwerlicher. Beſonders waren wir beim Uebergange der Gebirge des inzwiſchen ſtark zugefrorenen Gjoktſchai-Sees mehr als einmal nahe daran, vor Kälte umzukommen oder in den unergründlichen, von den Gebirgen herabgerollten Schneemaſſen ſtecken zu bleiben, wie kurz vor uns eine ganze Karawane Kameele, die ſammt ihren Führern unter dem Schnee begraben wurde. Entſetzten Auges ſahen wir noch die Spuren dieſer grauſenvollen Begebenheit.

Doch wenden wir unſere Blicke hinweg von ſolchen Bildern des Schreckens; ſtatt Euch theilnehmen zu laſſen an den Beſchwerlichkeiten der Wanderfahrt, will ich lieber noch etwas von den Eigenthümlichkeiten des Landes erzählen, dem wir von den Höhen des Iſchekj-Meidan (Eſelsplatz; hier: Eſelsrücken) unſer letztes Lebewohl zurufen.

Folgt mir in ein armeniſches Dorf. Wir ſehen hier dieſelben ſchmutzigen, roh aufgeworfenen, halb unterirdiſchen Häuſer, die wir in Georgien kennen gelernt haben. Vor jedem Hauſe ſteht ein ſorgfältig aufgeſchichteter, kegelförmiger Thurm von zwölf bis zwanzig Fuß Höhe. Dieſer Thurm, zuſammengebacken aus verdorbenem Stroh und allem Unrath des Hauſes und Stalles, bildet das gewöhnliche Brennmaterial der Familie. Wo dieſer Kisljak (die tatariſche Benennung dafür) vom Winde und von der Sonne getrocknet und zu einer torfähnlichen Maſſe gediehen iſt, wird der tägliche Hausbedarf geſchöpft, und die dadurch entſtandene Lücke gleich wieder ausgefüllt.

Iſt es ſchon ein wenig appetitlicher Anblick, ſolch unreinliches Brennmaterial zur Bereitung des Brotes und zum Kochen verwendet zu ſehen, ſo machte es mir doch einen viel unangenehmeren Eindruck, zu erfahren, daß hauptſächlich den

Frauen der Armenier das Aufbauen und die Unterhaltung der Kisljak-Pyramiden obliegt.

Man denke ſich dieſe, im Vergleich zu ihrer dürftigen Behauſung, ſehr ſchmuck gekleideten Landbewohnerinnen, mit gelben Schuhen, rothen Pantalons, kurzem Rocke und langem Schleier, wie ſie an den Kisljak-Pyramiden beſchäftigt ſind! Und dieſes Schauſpiel wurde uns jedes Mal, wenn wir ein armeniſches Dorf paſſirten. Ein Glück, daß das Handküſſen hier zu Lande nicht Sitte iſt.

Kriechen wir nun in das Innere einer armeniſchen Dorfwohnung, ſo glauben wir uns ganz in die Zeiten Abrahams zurückverſetzt. Bei wohlhabenden Leuten findet man ein beſonderes Gemach für den weiblichen Theil der Familie; bei den Aermeren, welche die große Mehrzahl bilden, beſteht die Hütte nur aus Einem großen Raume, wo die Menſchen von ihrem Hausvieh blos durch Querbalken getrennt ſind. Von Fenſtern, Tiſchen, Stühlen u. ſ. w. iſt natürlich keine Spur zu finden. Das Licht fällt durch eine Oeffnung des Daches; der lehmgeſtampfte Fußboden iſt mit Stroh bedeckt, und die darüber ausgebreiteten Matten (bei den Wohlhabenden Teppiche) erſetzen zugleich Stühle, Betten und Sophas.

In der Mitte des Frauengemaches befindet ſich gewöhnlich eine mit Steinen ausgemauerte Oeffnung, wo das Brot (Tſchoräkj, Lawaſche) gebacken wird.

Mögen dieſe kurzen Andeutungen zur Schilderung eines armeniſchen Dorfhausſtandes genügen. Der Leſer würde wenig Vergnügen finden, mir durch alle übrigen unerquicklichen Einzelheiten zu folgen.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit Anführung einiger an Ort und Stelle geſchöpften Beiſpiele des unter der chriſtlichen und islamitiſchen Bevölkerung Armeniens herrſchenden Aberglaubens.

## 1. Aberglaube der Armenier.

Hält Dir Jemand die Hand in die Taſche, ſo wird Deine Frau Dir untreu.

Setzt eine Frau, und ſei es auch nur zum Scherze, die Kopfbedeckung eines fremden Mannes auf, ſo gehen ihr alle Haare aus.

Das Zimmer eines Kranken iſt immer von Engeln bewohnt. Deshalb muß jeder Eintretende, bevor er ſich niederläßt, der am Krankenlager ſtehenden Tſchengjir (oder dreiſaitigen Balalaika) einige Töne entlocken, um die Engel zu ergötzen. Ferner muß das Zimmer mit Shawls und koſtbaren Stoffen geſchmückt ſein, darauf die Engel ſich niederlaſſen können. Auch iſt es eine Gott wohlgefällige Sitte, den Engeln von Zeit zu Zeit Erfriſchungen zu bieten, ſei es auch nur, um den guten Willen zu zeigen; denn da die unſichtbaren Engel irdiſcher Genüſſe nicht bedürfen, ſo genügt es, einen Teller mit Zucker, ſüßem Backwerk und Früchten herumzureichen, ſich in jeder Ecke des Zimmers tief zu verbeugen und dann ſelbſt etwas von den Früchten zu koſten.

## 2. Aberglaube der Perſer und Tataren.

Findeſt Du ein Pferd mit zwei weißen Füßen, ſo ſchone ſelbſt Deines Feindes, und gieb es ihm nicht! Findeſt Du aber ein Pferd mit vier weißen Füßen, ſo ſchenke es Deinem Freunde; eines mit drei weißen Füßen gieb Deinem Sohne; findeſt Du aber ein Pferd mit einem weißen Fuße, oder ganz ohne Abzeichen an den Füßen, ſo behalte es für Dich ſelbſt!

# Sechzehntes Kapitel.

## Die Schule der Weisheit.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Wir sind wieder in Tiflis, und sitzen versammelt um Mirza-Schaffy, im Divan der Weisheit.

Wie hatte der Weise geseufzt nach unserer Rückkehr aus dem Lande der Haïghk! (Armenier) und wie erfreut war er, uns wieder zu sehen nach langer Trennung!

Mehrere Wochen vergingen, ehe der Unterricht wieder seinen gewöhnlichen Gang nahm; so viel gab es zu fragen, zu erzählen und zu erklären.

Wir entzifferten gemeinschaftlich die auf der Reise gesammelten Inschriften, sowie die tatarischen Lieder des blinden Barden Keschisch-Oglu, wovon mir Obowian eine kleine Sammlung verschafft hatte.

Einige kleine Geschenke, welche wir dem Mirza vom Bazar zu Eriwan mitgebracht hatten, wurden erwiedert durch ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Heft, betitelt: »Der Schlüssel der Weisheit,« und unsers Lehrers ganze Weltanschauung, theils in kurzen Kernsprüchen, theils in längern Abhandlungen, enthaltend.

Bevor wir begannen, dieses Heft unter seiner Anleitung zu lesen, mußten wir ihm eine kurze Beschreibung unserer Reise liefern. Außerordentlich ergötzten ihn die Stellen, wo

wir der luſtigen Trinkgelage in Eriwan und der Tugenden des armeniſchen Weines (der etwa dem Monte Pulciano, wie man ihn in Rom trinkt, vergleichbar) rühmend gedachten.

»Was ſagt Hafis?« rief er —

„Labe Dich der freudenreiche
Wein, der Kuß der jungen Maid —
Manche wunderliche Streiche
Ziemen wohl der Jugendzeit!“

Bei der Stelle, wo wir von den unreinlichen Beſchäftigungen der armeniſchen Dorfbewohnerinnen, vom Bau der Kisljak-Pyramiden, ſprachen, verfinſterte ſich ſein Geſicht, und er meinte, dieſe Pyramiden ſeien Denkmäler der Schande für die Männer, die ihre Frauen zu ſolcher Arbeit herabwürdigten.

»Schmutz auf ihr Haupt!« ſchloß er ſeine lange Randgloſſe, worin er nachwies, daß man die Frauen niemals hoch genug ſtellen könne, und daß die Männer immer und überall an den Schwächen und Auswüchſen des ſchönen Geſchlechts ſelbſt Schuld ſeien.

»Wie kann die Roſe gedeihen — rief er — ohne Sonnenſchein! Wie kann das Veilchen blühen auf ſalzigem Boden! Siehe, wie Blumen ſind die Frauen, die immer ſchöner und duftiger werden, je mehr man ſie pflegt und hütet. Die Männer aber ſollen Wärter ſein im Garten der Schönheit; ſie mögen ſich erfreuen am Duft der Blumen, aber ſie ſollen ſie nicht zerdrücken mit den Händen der Rohheit. Gleichwie man das Unkraut ausjätet vom Blumenbeet, alſo ſoll alles Schlechte und Gemeine entfernt werden aus der Nähe der Frauen!

»Tritt die Roſe mit Füßen — und ihre Stacheln verwunden Dich; pflege ſie mit Liebe und Sorgfalt — und ſie wird blühen und duften, Dir und ſich ſelbſt eine Zierde!

»Mach' Dich freiwillig zum Sklaven einer Frau — und ſie wird es nicht dulden, ſondern ſich ſelbſt vor Dir beugen und in dankbarer Liebe zu Dir emporblicken als zu ihrem Herrn; mache die Frau gewaltſam zu Deiner Sklavin — und ſie wird es noch weniger dulden, ſondern durch Liſt und Schlauheit die Herrſchaft über Dich zu erringen ſuchen. Denn das Reich der Liebe iſt das Reich der Widerſprüche; der Weiſe aber merkt ſich das und handelt danach!«

Er ſchlürfte ein Glas Wein herunter, ließ ſich eine friſche Pfeife bringen, und begann von andern Dingen zu ſprechen. Ich aber unterbrach ihn und ſprach: »Deine Worte klingen lieblich, o Mirza-Schaffy! auch ich leſe gern im Koran der Schönheit; darum fahre fort in Deiner Belehrung über die Frauen!«

»Deine Bitte athmet Weisheit — erwiederte der Mirza — darum leih' ich Dir gern das Ohr der Gewährung. Denn je mehr man ſich mit den Frauen beſchäftigt, deſto mehr lernt man ſie kennen; und je mehr man ſie kennen lernt, deſto mehr lernt man ſie lieben; und je mehr man ſie liebt, deſto mehr wird man wieder geliebt — denn jegliche wahre Liebe findet ihre Erwiederung, und die höchſte Liebe iſt die höchſte Weisheit.

»Was giebt es Höheres in der Welt, als die Frauen? Was ſind alle luſtigen Träume von den Houris im Paradieſe gegen dieſe ſchönen Wirklichkeiten auf Erden?

»Frage die Völker von Rumeli: was iſt das Höchſte in der Welt? und ſie antworten: der Sultan! Richte dieſelbe Frage an die Völker von Farſiſtan, und ſie antworten: der Schach! Denn die Sunniten halten den Sultan, und die Schiiten halten den Schach für den Schatten Allah's auf Erden. Aber was iſt der Schein gegen die Wirklichkeit? Was iſt der Schatten gegen das Weſen? Und wahrlich, ich ſage Dir: die Frauen ſind das Weſen Allah's auf Erden!

Sie ſind die Trägerinnen des Lebens, die Säulen der Anmuth, die Edelſteine in der Krone des Glücks. Wer es mit ihnen hält, der iſt wohlberathen. Ein Kuß auf die Hand einer Schönen iſt beſſeres Labſal als der Genuß der köſtlichſten Speiſen. . . .«

»Aber die Hand muß reinlicher ſein als die Hände der ſchönen Dorfbewohnerinnen Armeniens, o Mirza!«

»Du redeſt unweiſe, o Jünger! denn das iſt eben das Wunderbare in der Natur der Frauen, daß der kluge Mann Alles aus ihnen machen kann. Darum fließen alle Untugenden der Frauen nur aus der falſchen Behandlung der Männer. Gewöhne eine Frau daran, ihr die Hand zu küſſen, und ihre Hand wird immer ſauber und rein ſein; küß ihr den Fuß — und ſie wird ihre Füße pflegen mit der weiblichſten Sorgfalt!«

So begeiſtert hatte ich den Weiſen niemals geſehen, wie dieſen Abend. Es war des Rühmens der Frauen kein Ende. Schon ſeit einiger Zeit war mir ſein gänzlich verändertes Weſen aufgefallen. Der alte Trübſinn auf ſeinem Antlitz hatte einem wohlthuenden Ausdruck der Freude und Zufriedenheit Platz gemacht.

Meine Vermuthung, daß ſein Herz ſich auf's Neue der Liebe erſchloſſen, und daß hinter jener nächtlichen Mondſcheinſcene, wobei ich ihn überraſchte, etwas mehr ſtecke als eine flüchtige Leidenſchaft, beſtätigte ſich vollkommen.

Er war zerſtreut, aber blieb immer bei guter Laune, wenn ich ihn aus ſeinen Träumereien weckte und zur Tagesordnung zurückrief. Jede Pauſe im Unterricht wurde durch Singen ausgefüllt; jeder Wunſch, jede Erklärung durch ein paar Verſe ausgeſchmückt.

Er griff nach der Flaſche; die Flaſche war leer. »Laß Wein kommen! — rief er — was ſagt Hafis:

Mädchen, bring' Wein!
Denn es bricht herein
Uns die Zeit jetzt der Roſen!
Umgehen wir auf's Neue
Den Pfad der Reue
In der Mitte der Roſen ...“

»Mirza-Schaffy! — unterbrach ich ihn — Du biſt verliebt von Kopf bis zu Fuß; geſteh' es nur, ich merke es an Deinem ganzen Weſen!«

»Du haſt Recht — entgegnete er lächelnd — die Welt erſcheint mir wieder im roſigen Lichte! Was ſagt Hafis:

Auf dem ſtürmiſchen Meer
Lange ſchifft' ich umher,
Trotzte Gefahr und Tod —
Doch die Gefahr iſt verſchwunden;
Seit ich die Perle gefunden,
Hab' ich des Meeres nicht Noth!“

Und wieder unterbrach ich ihn: »Warum ſingſt Du nicht Deine eigenen Lieder, o Mirza? Hafiſens wonnige Geſänge kann ich immer leſen, aber Deine Stimme kann ich nur hören, ſo lange ich bei Dir bin!«

Er nickte einverſtanden, bat mich, das Kalemdan zu bereiten, und alſobald hub er zu ſingen an:

Nach einem hohen Ziele ſtreben wir,
So ich wie Du!
Uns in Gefangenſchaft begeben wir,
So ich wie Du!
In mein Herz ſperr' ich Dich — Du mich in Deines;
Getrennt und doch vereint ſo leben wir,
So ich wie Du!

Dich fing mein Witz — und mich Dein ſchönes Auge,
Und wie zwei Fiſch' am Angel ſchweben wir,
So ich wie Du!
Und doch den Fiſchen ungleich — durch die Lüfte
Uns wie ein Adlerpaar erheben wir,
So ich wie Du!

»Du ſchreibſt doch nicht?« unterbrach er ſich plötzlich.

»Allerdings ſchreib ich; Du haſt mir's ja geſagt!«

»Aber nicht ſolchen Unſinn ſollſt Du ſchreiben! Ich wollte mich nur erſt ein wenig austoben; denn nichts iſt ſchwieriger als vernünftige Verſe zu machen, wenn man verliebt iſt!«

»Aber wenn es gelingt, ſo wird es auch etwas Beſonderes!«

»Nach der Natur des Bodens darauf es wächſt! jetzt ſchreib', ich werde ſingen:

So ſingt Mirza-Schaffy: wir wollen ſorglos
In der Gefahr ſein —
Im Bund mit Wein, mit Roſen und mit Frauen
Des Kummers baar ſein!

Mag Heuchelei mit Hochmuth ſich verbünden,
Bosheit mit Dummheit —
Wir aber wollen eine geiſterleſ'ne
Geweihte Schaar ſein!

Vorläufer der Erlöſung, Tempelſtürmer
Des Aberglaubens —
Verkündiger der Wahrheit, die einſt Allen
Wird offenbar ſein!

Ein Schwert iſt unſer, ſchärfer als das ſchärfſte
Schwert von Damaskus —
Und wo es trifft, da wird geheilt den Blinden
Der ſchwarze Staar ſein!

Wir reißen Sonne, Mond und Sterne nieder,
Es soll ihr Feuer
Im Liebe glüh'n und Opferflamme auf der
Schönheit Altar sein!

So wandeln wir einher mit froher Botschaft,
Und Nichts hinfort
Soll uns Verfängliches, als schöne Augen
Und schönes Haar sein!"

* * *

Hier müssen wir einstweilen den Vorhang fallen lassen über Mirza-Schaffy, und die Schule der Weisheit schließen, um den vorgezeichneten Raum nicht zu überschreiten, und auch den übrigen Begegnungen unserer Wanderfahrt gerecht zu werden.

Wo eine Rundschau gehalten wird über so mannigfaltige und fremdartige Erscheinungen, wie dieses Buch dem Leser sie bieten soll, da kann jedes Bild nur auf einen kleinen Rahmen Anspruch machen.

Wir werden übrigens im Verlaufe dieser Blätter noch oft Gelegenheit nehmen, auf Mirza-Schaffy zurückzukommen, da seine Beziehungen zu mir auf alle meine späteren Erlebnisse im Orient von Einfluß waren, und uns überdies noch die Erzählung des wichtigsten Ereignisses seines Lebens in Aussicht steht.

Hier mögen zuvörderst noch ein paar kleine Lieder Platz finden, als Nachklänge aus der Schule der Weisheit, und als Uebergänge zu neuen Wanderungen.

1.

Gelb rollt mir zu Füßen der brausende Kur *)
Im tanzenden Wellengetriebe;
Hell lächelt die Sonne, mein Herz und die Flur —
O, wenn es doch immer so bliebe!

*) Kur = Kyros.

Roth funkelt im Glas der kachetiſche Wein,
Es füllt mir das Glas meine Liebe —
Und ich ſaug' mit dem Wein ihre Blicke ein —
O, wenn es doch immer ſo bliebe!

Die Sonne geht unter, ſchon dunkelt die Nacht,
Doch mein Herz, gleich dem Sterne der Liebe,
Flammt im tiefſten Dunkel in hellſter Pracht —
O, wenn es doch immer ſo bliebe!

In das ſchwarze Meer Deiner Augen rauſcht
Der reißende Strom meiner Liebe;
Komm, Mädchen! es dunkelt und Niemand lauſcht —
O, wenn es doch immer ſo bliebe!

2.

Die helle Sonne leuchtet
Auf's weite Meer hernieder,
Und alle Wellen zittern
Von ihrem Glanze wieder.

Du ſpiegelſt Dich, wie die Sonne,
Im Meere meiner Lieder;
Sie alle glüh'n und zittern
Von Deinem Glanze wieder!

3.

Ich fühle Deinen Odem
Mich überall umweh'n —
Wohin die Augen ſchweifen,
Wähn' ich, Dein Bild zu ſeh'n!

Im Meere meiner Gedanken
Kannſt Du nur untergeh'n,
Um, wie die Sonne, Morgens
Schön wieder aufzuſteh'n!

# Anmerkungen.

1) Siehe Karamſin's ruſſiſche Geſchichte, in der Originalausgabe T. IX. p. 186. Die erſte Gemahlin Joann's war Anaſtaßia Sacharjin, Tochter einer Wittwe, deren Mann Hofbeamter geweſen war, und welche dem Zaren am 15. Februar 1547 (a. St.) vermählt wurde. Die Annaliſten jener Zeit ſchreiben ihr alle Tugenden zu, welche die Sprache nur auszudrücken vermag, und ſagen unter Anderm von ihr: „Die vortreffliche Anaſtaßia leitete ihren Gemal zu allem Guten.“ Dieſe Ehe dauerte dreizehn Jahre; am 7. Auguſt 1560 ſtarb Anaſtaßia und mit ihr Joann's und Rußlands guter Genius. — Vergl. Karamſin T. VIII. p. 92 sqq. Ferner Georg Engelhardt's „Ruſſiſche Miscellen zur genauen Kenntniß Rußlands und ſeiner Bewohner“ (Petersburg, 1828). T. I. p. 162.

2) Siehe das „Lied von dem grauſen Zaren Iwan Waſſiljewitſch, von ſeinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufherrn Kalaſchnikoff“ in meiner Ueberſetzung von „Michail Lermontoff's poetiſchem Nachlaß“ (Berlin bei Decker, 1852). 2 Bde.

3) Reiſen im europäiſchen Rußland; 2 Bde. (Braunſchweig bei Weſtermann). Vergl. ferner des verdienſtvollen ruſſiſchen Archäologen Snegirew „Denkmäler des Alterthums Moskau's, nebſt einer Ueberſicht der monumentalen Geſchichte dieſer Stadt.“ In zehn Lieferungen. (Moskau bei A. J. Semen.)

4) Eine ausführliche Beſchreibung all dieſer Merkwürdigkeiten findet man in Graf De Laveau's „Description de Moscou etc. etc.“ Moskau bei Semen.)

5) Vergl. Engelhardt's ruſſ. Misc. T. IV. p. 100 sqq.

6) Nach Neſtor war der preußiſche Götze Perkun identiſch mit dem ruſſiſchen Perun, bei welchem bekanntlich Olèg den mit den Griechen geſchloſſenen Frieden beſchwor, und welchen auch noch Wladimir vor ſeiner Bekehrung zum Chriſtenthum verehrte. (Vergl.

Waiſſel, in der königsberger Ausgabe vom Jahre 1599, p. 18—23.) Bei beiden Völkern war Perun der Gott des Donners und des Blitzes; beide opferten ihm ein beſtändiges Feuer und beſtraften die Prieſter mit dem Tode, wenn es durch ihre Nachläſſigkeit erloſch. Von der Bildſäule Perun's, welche auf Wladimir's Befehl zu Kiew vor dem Teremnoj-Hofe*) auf einem hohen Hügel aufgeſtellt wurde, meldet Lomonoſſoff nach den Annaliſten, daß ſie von Holz verfertigt geweſen, einen ſilbernen Kopf und einen goldenen Knebelbart hatte, und daß zu ihren Füßen ein beſtändiges Feuer brannte. „Dieſer Perun — fügt er hinzu — war der Zeus unſerer alten Vorfahren.“ — Siehe Michail Lomonoſſoff's „Alte ruſſiſche Geſchichte von dem Urſprunge der ruſſiſchen Nation bis auf den Tod des Großfürſten Jaroslaw's des Erſten oder bis auf das Jahr 1054.“ Deutſche Ausgabe von 1768 (Riga und Leipzig bei J. F. Hartknoch) p. 134. Das gründlichſte und beſte Werk über ſlaviſche Mythologie beſitzen wir in Dr. Ignatz Johann Hanuſch's „Die Wiſſenſchaft des ſlaviſchen Mythus.“ (Lemberg bei Millikowski, 1842.)

7) Siehe „Die poetiſche Ukraine, eine Sammlung kleinruſſiſcher Volkslieder ꝛc.“ (Stuttgart bei Cotta, 1845), ſowie meine Ueberſetzungen des Puſchkin und Lermontoff (Berlin bei Decker).

8) Siehe das oben erwähnte Reiſewerk von Profeſſor Blaſius, T. I. p. 32.

9) Die Stanitzen, welche am Don zuerſt den Weinbau getrieben haben, ſind: Besergeneſskoi, Rasdori, Melechepkoi und Solotoſskoi. Vergl. Pallas, in ſeinen „Bemerkungen auf einer Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reichs, in den Jahren 1793—1794.“ (Leipzig bei Martini, 1799.) T. I. p. 450.

10) Pallas in ſeinem oben erwähnten Werke T. I. p. 449.

*) Teremnoj: von Terem (теремъ), welches wörtlich überſetzt heißt: das Erkerzimmer, oder der obere Theil des Hauſes. Dem Sinne nach aber entſpricht es dem türkiſchen Harem, da der Terem der alten Ruſſen der ausſchließliche Aufenthalt der Frauen war. Bekanntlich hieß auch bei den byzantiniſchen Griechen das Frauengemach τὲρεμνον.

11) Burlak (бурлакъ) heißt nach dem Wörterbuche: ein Arbeiter auf den Barken an der Wolga, am Don und anderen Flüſſen; ferner: ein grober, zänkiſcher Kerl. Seine hiſtoriſche Bedeutung erhielt das Wort dadurch, daß aus ſolchen Arbeitern und Kerlen hier die erſten Raubritterverbindungen ſich bildeten und den Grund zu der ſpäteren Koſakenverbrüderung legten. Der alte ruſſiſche Räuber liebte es nicht, ſich beim rechten Namen (rasboinik) zu nennen.

12) Vergl. Koſtomaroff: „Ueber die hiſtoriſche Bedeutung der ruſſiſchen Volkspoeſie.“ (Charkoff, Univerſitäts-Buchdruckerei.)

13) Der höchſte Punkt des Gebirges iſt der für unerſteigbar geltende Elborus, deſſen Höhe in runder Zahl auf 16,000 Fuß angegeben wird. Der Prager Naturforſcher Profeſſor Kolenati, hat im Auguſt 1844, noch zur Zeit meines Aufenthalts im Kaukaſus, den zweithöchſten Punkt des Gebirges, den Kasbék, erſtiegen, und über dieſes Wageſtück einen intereſſanten Bericht (der ſeitdem auch beſonders abgedruckt erſchienen iſt) an die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften in Petersburg eingeſandt. (Vergl. Mémoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, T. IV.) Die Angaben über die Höhe des Kasbék differiren bedeutend. Parrot der Jüngere, welcher den Rieſenberg zuerſt erſtiegen (1811), giebt ſeine Höhe auf 2400 Toiſen (14,400 Fuß) an. Der Akademiker C. A. Meyer, welcher im September 1828 einen nur halb gelungenen Erſteigungsverſuch machte, ſchätzt ſeine Höhe auf 2455 Toiſen (14,730 Fuß). Nach der neueſten trigonometriſchen Meſſung hat der Kasbék 15,500 Fuß abſolute Höhe. Vergl. Koch: „Die kaukaſiſche Militairſtraße, der Kuban und die Halbinſel Taman. Erinnerungen aus einer Reiſe von Tiflis nach der Krim.“ (Leipzig, Fleiſcher, 1851.) p. 76.

14) In ähnlicher Weiſe laſſen ſich die meiſten armeniſchen Orts- und Städtenamen erklären. So heißt z. B. Eriwan in der Ueberſetzung „die Erſcheinung“, oder bildlich genommen: der Ort, wo Noah das Land zum Erſtenmale nach der Sündflut erſchien. Nachitſchewan (der Hauptort eines gleichbenannten Diſtrikts) bedeutet „die erſte Niederlaſſung“, d. h. den Ort, wo Noah nach der Sündflut ſich niederließ. Arguri oder Agorri, das vor mehreren Jahren durch einen Erdfall zerſtörte Dorf am nördlichen Abhange des Ararat, iſt verdolmetſcht: er pflanzte die Rebe, d. h.

hier iſt der Ort, wo Noah den Weinſtock gepflanzt. Arnojoten, in der großen Araxesebene, bedeutet: zu den Füßen Noah's, d. h. der Ort, wo Noah begraben liegt.

15) Die berühmteſten Schüler Sahag's und Mesrop's waren, außer Moſes von Chorene und Eliſäus, Koriun und David der Philoſoph.

16) Im Gegenſatz zu der herrſchenden Anſicht nimmt der verdienſtvolle Berliner Akademiker, Profeſſor Petermann, an, daß das jetzige armeniſche Alphabet ſchon lange vor Mesrop beſtanden habe und daß es irrig ſey, zu glauben, die Armenier hätten ſich früher des Syriſchen als Schriftſprache bedient. Es ſteht zu erwarten, daß mein gelehrter Freund ſeine mir mündlich mitgetheilte Anſicht gelegentlich in einer beſonderen Abhandlung begründen und erörtern werde.

17) F. Martin erklärt das Fortbeſtehen des Chriſtenthums in Armenien — trotz der Herrſchaft der Moslem — dadurch, daß einer Satzung des Koran zufolge die Muhammedaner ihre Buhlerinnen und Sklavinnen nur unter den Feinden ihres Glaubens wählen durften, und daß es deshalb in ihrem Vortheil gelegen hätte, das ihnen unterworfene, durch ſeine ſchöne Frauen berühmte Armenien beim chriſtlichen Glauben zu laſſen, um ihre Harems deſto bequemer verſorgen zu können. (Siehe Recherches curieuses sur l'Histoire ancienne de l'Asie, par MM. J. M. Chahan de Cirbied et F. Martin. Paris 1806. préf. p. IV.) Die Abgeſchmacktheit ſolcher Erklärung braucht wohl kaum nachgewieſen zu werden, denn bekanntlich haben die Türken, wie andere Muhammedaner, nie Skrupel gehabt, ihre Harems mit ſchönen Tſcherkeſſinnen zu füllen, welche gleich ihnen den Islam bekennen. Zudem hätte es ja keines heldenmüthigen Widerſtands ſeitens der Armenier zur Erhaltung ihres Glaubens bedurft, wenn dieſer Glaube von den andersglaubenden Unterjochern des Landes nicht gefährdet geweſen wäre.

18) Als eine Merkwürdigkeit muß hier hervorgehoben werden, daß ein Deutſcher — Dr. Dietrich — es war, der in neuerer Zeit eine Bibelüberſetzung in vulgär-armeniſcher Sprache herausgegeben, wodurch er den Haß der ganzen armeniſchen Kleriſei auf ſich gezogen. Bibelüberſetzungen in turko-tatariſcher Sprache, welche den Armeniern gemeiniglich faſt eben ſo geläufig iſt, wie ihre eigene, exiſtirten ſchon früher. Der oben genannte Dr. Dietrich, ein durch ſeltene Gelehrſamkeit und muſterhaften Lebenswandel gleich ausgezeichneter Mann,

war lange Jahre hindurch Miſſionär in Armenien und iſt gegenwärtig Prediger an der deutſchen Kirche in Moskau.

19) Schon lange vor der chriſtlichen Zeitrechnung finden wir der Juden in Armenien, wie in den Ländern des Kaukaſus, Erwähnung gethan, und die Annahme erſcheint gerechtfertigt, daß viele von den Juden, welche wir noch heute auf der Hochebene des Ararat und im Paſchalik Achalzich finden, ihre Wohnſitze ſeit mehr als zweitauſend Jahren innegehabt haben, unverändert in Glauben und Sitte. Die Chroniken erzählen, daß Tigranes eine Menge Juden nach Armenien geführt und ihnen beſonders in Wagharſchad Wohnplätze angewieſen habe. Viele von den alteinſäſſigen Familien des Landes gelangten zu großer Macht und ſtanden in hohem Anſehn bei den Armeniern. Hierher gehört vor Allen ein Sprößling des jüdiſchen Geſchlechts der Bagratuni oder Bagration, welcher von dem Könige Waghartſchag mit dem Fürſtenrange belehnt und zum Takatir ernannt wurde, d. h. zu dem Beamten, der allein befugt war, dem Könige die Krone aufzuſetzen. Dieſer Fürſt Bagration war der Stammvater des ſpäter auch über das nachbarliche Georgien verzweigten berühmten Königsgeſchlechtes der Bagratiden, davon noch heute eine zahlreiche Nachkommenſchaft lebt. (Als die Kaiſerin Katharina II. im Jahre 1782 von dem unter ihrem Schutze ſtehenden Zaren von Karthli und Kacheti (Georgien) ſich eine Liſte der einheimiſchen Fürſten und Edelleute geben ließ, um denſelben gleiche Rechte mit den ruſſiſchen Fürſten und Edelleuten zu ertheilen, wurden die Bagration von Muchram auf der Liſte als erſte und vornehmſte Familie des Landes aufgeführt.) (Siehe Jahrb. der kaiſerl. Petersb. Akademie der Wiſſenſchaften von 1783 p. 13—25; ferner; Bacmeiſter's ruſſiſche Bibliothek ꝛc. T. IX. p. 4. Petersburg, Riga und Leipzig, 1784.) — Abraham Ben David erzählt von jüdiſchen Gemeinden bei den Dubani (Dido oder Lesghiern); Hammer-Purgſtall erzählt in ſeiner Geſchichte des osmaniſchen Reichs: im Jahre 1646 ſei ein Spanier, Don Juan Menaſſer, nach Konſtantinopel gekommen, um den Türken den Beſitz einer ganz von Juden bewohnten armeniſchen Provinz anzubieten. .... Mögen dieſe wenigen, aber leicht zu vermehrenden Andeutungen genügen als Beweis, daß zu allen Zeiten zahlreiche jüdiſche Anſiedelungen in Armenien vorhanden geweſen.

20) Siehe „Kurze hiſtoriſche Darſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes des armeniſchen Volks.“ (Petersburg, J. Brieff, 1831.)

21) Mechitar — geboren 1676 in Sebastia — setzte sich 1700 in Stambul fest, mußte zwei Jahre darauf nach Morea fliehen und ließ sich daselbst in Modon nieder. Hier legte er den Grund zu einer Klosterverbindung, die 1712 als eine Abtheilung des Benediktiner Ordens vom Papste bestätigt wurde. Unter bedrängten Umständen mußte er auch Modon verlassen und mit seinen zwanzig Schülern nach Venedig ziehen. Hier errichtete er eine berühmt gewordene Schule für die philosophischen und theologischen Wissenschaften, veranstaltete eine neue Ausgabe der Bibel und gab eine Menge treffliche Schriften heraus. Er starb 1749 in einem Alter von 74 Jahren.

22) In seiner eigentlichen Bedeutung entspricht das Wort Wartabed dem hebräischen Rabbi oder dem lateinischen Magister.

23) Im Jahre 1114 fiel ein Erzbischof David, auf der Insel Achtamar im Wan-See, vom allgemeinen Katholikos ab und ließ sich selbst zum Katholikos ausrufen. Er und seine Nachkommen behaupteten sich auch, trotz der Flüche und Exkommunikationen, welche in Kirchenversammlungen gegen sie geschleudert wurden.

24) Siehe „Wahrhafte und eigentliche Beschreibung deß gegenwärtiger Zustandes deren Griechisch- und Armenischen Kirchen.“ (Frankfurt und Leipzig, Croniger und Göbel's Erben.) p. 80.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

# Friedrich Bodenstedt's

# Gesammelte Schriften.

---

Zweiter Band.

# Friedrich Bodenſtedt's

# Geſammelte Schriften.

---

Geſammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Zweiter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

# Tauſend und Ein Tag

## im Orient.

Von

Friedrich Bodenſtedt.

Zweiter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

# Inhaltsverzeichniß.


Vorwort.

Seite

17. Kapitel. Wanderung durch das Paſchalik Achalzich. . . . . 1
18. „ Der Weiſe von Adigion, das Dach der Wittwe, und der Wettkampf der Weisheit. . . . . 30
19. „ Tiflis im Spätſommer. Rückkehr in die Schule der Weisheit . . . . . 43
20. „ Eine neue Seite der Weisheit des Mirza-Juſſuff, und ſeine Polemik mit Mirza-Schaffy . . . . . 61
21. „ Hafis . . . . . 70
22. „ Mirza-Schaffy als Kritiker . . . . . 74
23. „ Lieder aus dem „Buche der Weisheit“ des Mirza-Schaffy . . . . . 79
24. „ Häuſer und Straßenbilder. Eine tatariſche Wohnung und eine armeniſche Hochzeit in Tiflis. 87
25. „ Sitzungen im Divan der Weisheit. Ein arabiſches Gebet und ein tatariſcher Lobgeſang zur Verherrlichung des Hauſes des „Padiſchah's der Ruſſen, des Herrn der Welt, des Königs der Könige“ . . 119

Seite

26. Kapitel. Mirza-Schaffy's eigenthümliche Anſichten über die Buchdruckerkunſt, und ſeine Anweiſungen zum Schönſchreiben . . . . . 130
27. „ Eine kurze Verſtimmung . . . . . 137
28. „ Des Weiſen von Gjändſha zweite und letzte Liebe. Schluß der Lieder des Mirza-Schaffy . . . . . 144
29. „ Die Frauen im Orient . . . . . 168
30. „ Tiflis im Winter. Salon- und Volksleben . . . 176
31. „ Abel-Chan, der letzte Utzmëy von Kaitach (Fortſetzung) . . . . . 192
Anmerkungen . . . . . 215

# Verzeichniß

der

im zweiten Bande vorkommenden Lieder.


Seite

en jungen Frembling aus dem Abendland. . . . . 34
: wirſt Du den Juwel Deiner Wünſche erlangen . . . . . 37
Omar-Effendi . . . . . 40
:lchen Werth, ſprich, kann die Roſe haben . . . . . 42
:r in Geſang und Melodie . . . . . 46
ets, Nechſchebi! im Maß der Mitte bleibe . . . . . 47
)durch iſt Schiras wohl, die Stadt . . . . . 48
mm, Jünger her! ich will Dich Weisheit lehren . . . . . 49
re was der Volksmund ſpricht . . . . . 50
ig bei dem Reden der Wahrheit . . . . . 50
) man fröhlich verſammelt in traulicher Runde iſt . . . . . 51
ſucht der ächte Weiſe . . . . . 51
ſelig, wem vom Urbeginn . . . . . 51
hat die Roſe ſich beklagt . . . . . 52
)ran erkenneſt Du die ſchönſten Blumen . . . . . 52
:bittre Dir das junge Leben nicht . . . . . 53
) liebe die mich lieben . . . . . 53
: Garten klagt die Nachtigall . . . . . 54
: Winter trink' ich und ſinge Lieder . . . . . 54
hauf fliegt mein Herz . . . . . 55
: hielt mich auf der Straße an . . . . . 55
: graues Auge . . . . . 56
: Jegliches hat ſeine Zeit . . . . . 56
nger giebt es, die ewig flennen . . . . . 56

Seite

Ich haſſe das ſüßliche Reimgebimmel . . . . . 57
Willſt Du den Geiſt . . . . . 57
Meide das ſüßliche Reimgeklingel . . . . . 57
Wo ſich der Dichter verſteigt in's Unendliche . . . . . 57
Wenn die Lieder gar zu moſcheenduftig . . . . . 57
Wer nicht vermag ſeine Lieder zu ſchöpfen . . . . . 58
Wer in Bildern und Worten . . . . . 58
Der kluge Mann . . . . . 58
Es iſt leicht, eine kluge Grimaſſe zu ſchneiden . . . . . 58
Zu des Verſtandes und Witzes Umgehung . . . . . 58
Es iſt ein Wahn zu glauben, daß . . . . . 59
Es hat einmal ein Thor geſagt . . . . . 60
Mirza-Juſſuf . . . . . 63
Mirza-Juſſuf . . . . . 64
Du weißt, daß Deine Blicke tödten . . . . . 67
Auf ihrer ſeid'nen Ottomane . . . . . 67
Mirza-Juſſuf . . . . . 68
Lieber Sterne ohne Strahlen . . . . . 69
Wenn, ſchöne Maid von Schiras, Du . . . . . 70
Der Roſe Duft will mir nicht ſüß . . . . . 72
Willſt Du ſtets im Leben frei von . . . . . 73
So geht es mit dem Glücke . . . . . 73
Dies ſoll Euch jetzt als neueſtes Gebot . . . . . 79
Daß Du am Abend zu mir kommſt . . . . . 79
Trink Wein! das iſt mein alter Spruch . . . . . 80
Schlag die Tſchadra zurück . . . . . 80
Wenn im Tanz die jungen Schönen . . . . . 81
Die Diſtel ſprach zur Roſe . . . . . 82
Mirza-Schaffy! nun werde vernünftig . . . . . 83
Wieder iſt der Frühling in's Land gekommen . . . . . 84
Ein ſchlimmres Unglück als der Tod . . . . . 84
Es hat der Schach mit eig'ner Hand . . . . . 85
Mirza-Schaffy, liebliche Biene . . . . . 86
Wenn Mirza-Schaffy den Becher erhebt . . . . . 101
Iſt ein Witz Dir zur rechten Stunde gekommen . . . . . 101
Tatariſches Loblied auf den Einzug der Ruſſen in Eriwan . . . 125
Frage und Antwort . . . . . 126

Seite

Zweierlei laß Dir geſagt ſein . . . . . 128
Ich glaub' was der Prophet verhieß . . . . . 128
Wie kann man den Duft der Blumen erkennen . . . . . 128
Thu' nicht ſo ſpröde, ſchönes Kind . . . . . 128
Niemand hört Dir gläubig zu . . . . . 129
Nie kampflos wird Dir ganz . . . . . 129
Sollen gut meine Lieder der Liebe geſungen werden . . . . . 134
Als ich ſang: ſeid fröhlich mit den Frohen . . . . . 139
So ſprach ich, als die Heuchler zu mir kamen . . . . . 139
Als ich Schönheit, Lieb' und Wein beſungen . . . . . 139
Sie glauben mit frommen Hadern . . . . . 140
Wer glücklich iſt, der iſt auch gut . . . . . 140
Fürcht' nicht, daß ich in das Gemeine . . . . . 140
Wähne Niemand ſich den Weiſen . . . . . 141
Gott hieß die Sonne glühen . . . . . 142
Was Gott uns gab hienieden . . . . . 142
Nachts kam im Traum zu mir ein Engel . . . . . 143
O, wie mir ſchweren Dranges . . . . . 144
Wenn die Winde, Mädchen . . . . . 146
Um zu Dir, mein Leben . . . . . 146
Neig', ſchöne Knospe, Dich zu mir . . . . . 148
Ei, Du närriſches Herz . . . . . 148
Wenn dermaleinſt des Paradieſes Pforten . . . . . 152
Ein Blick des Augs hat mich erfreut . . . . . 159
Georgiſches Lied . . . . . 186

# Siebzehntes Kapitel.

## Wanderung durch das Paſchalik Achalzich.

Ein heftiges Gallenfieber, welches mich im Frühſommer auf's Krankenlager warf, und welches die Aerzte in dem trockenheißen Tiflis für unheilbar erklärten, zwang mich, die Hauptſtadt wieder auf längere Zeit zu verlaſſen, um in der ſtärkenden Gebirgsluft Heilung zu ſuchen.

Mirza-Schaffy, der die Verſchlimmerung meiner Krankheit lediglich den gebrauchten Arzneimitteln zuſchrieb, rieth mir, in ſeiner Geſellſchaft den Kronsgarten am Berge Solalaki zu beſuchen, und mir dort den Magen mit der Frucht des Maulbeerbaumes zu füllen, deren Genuß mein Uebel alſobald verſcheuchen würde.

Der Berg Solalaki, einer der ſchönſten Punkte der Stadt, trägt auf ſeinem breiten Rücken die Ruinen der alten Veſte Narikalé, welche durch eine lange Mauer mit dem ebenfalls in Trümmern liegenden Schloſſe Schahi-kacht (Thron des Schah's) in Verbindung ſteht, und an die ſchlimmen Zeiten erinnert, wo Georgien noch unter der grauſamen Herrſchaft der Perſerkönige zitterte.

Von den Höhen des Berges Solalaki erfreut man ſich einer Ausſicht, welche die vom Davidsberge noch an Großartigkeit übertrifft. Von hier überſieht man die große Ebene Didubeh; unten, zwiſchen dem Kyros und dem Bergrücken von Soganlug breiten ſich die ſchönſten Gärten von Tiflis aus. Vor Allem aber

macht der von hohen Mauern beherrſchte, terraſſenförmig ſich abſtufende Kronsgarten ſelbſt, mit ſeiner üppigen Vegetation einen zauberhaften Eindruck.

Ich hatte mich ſchon ganz eingelebt in Tiflis, und dennoch erſchien mir Alles, was ich ſah, ſo vollſtändig fremdartig und ungewohnt, als ich zum Erſtenmale nach langer Zeit meine Klauſe wieder verließ, um mit Mirza-Schaffy die Wallfahrt anzutreten zu den Maulbeerbäumen im Garten des Solalaki.

Es war zwiſchen ſechs und ſieben Uhr Morgens. Die Straßen fingen an ſich zu beleben, die Werkſtätten und Magazine öffneten ſich; hier ſchrieen uns ein paar Droſchkenführer, welche mit tief verhüllten Frauen zu den Bädern fuhren, ihr lautes Kabada! (Platz gemacht!) zu, dort wurde uns der Weg verſperrt durch lange, hagere Imereth er, welche Laſtthiere, beladen mit großen, waſſergefüllten Doppelſchläuchen vor ſich hertrieben — endlich ſahen wir die alte Veſte Narikalé vor uns aufſteigen, und als wir, um den Weg abzukürzen, eine Reihe ſtufenförmig aneinanderhängender Häuſer überkletterten, fanden wir auf einigen Dächern noch die Bewohnerinnen im tiefen Schlafe unter freiem Himmel, während von andern Dächern eben das Bettzeug weggeräumt wurde.

Im Kronsgarten angekommen, ruhten wir ein wenig aus im Schatten der hohen Nußbäume, denn ſchon waren die Sonnenſtrahlen von gewaltiger Kraft, — und darauf beſtieg ich unter Mirza-Schaffy's Hülfe und Anleitung einen Maulbeerbaum, um Heilung zu ſuchen im Genuß ſeiner Früchte.

Das Klettern, wie das Hangen und Bangen in den ſchwankenden Zweigen wurde meinem geſchächten Körper ſehr ſauer, aber der Weiſe von Gjändſha beſtand darauf, daß ich die Früchte mit eigner Hand pflücken müſſe, wenn ſie Geneſung bringen ſollten, und ich mußte mich ſeinem Willen fügen.

Aber trotz dieſer Kur der Weisheit nahm meine Krankheit einen immer ſchlimmeren Charakter an, und erſt einige Wochen

ſpäter wurde ich vollſtändig hergeſtellt in der lieblichen Bergwildniß von Priutina, dem Sommeraufenthalte der kaukaſiſchen Statthalter.

Den freundlichen Einladungen der Statthalterin, Frau von Reidhart, folgend, brachte ich die heißen Monate in Priutina zu, unter anmuthigen Damen, Blumenduft, Bergluft und Waldesgrün, und neu geſtärkt an Leib und Seele trat ich von hier aus über Manglis meine Wanderung in's Paſchalik Achalzich an. Die Reiſe wurde, wie die Natur des Weges dies bedingte, zu Pferde gemacht, und meine Begleitung beſtand dieſes Mal aus Giorgi, meinem Diener, einem ſchlauen, mit Sprachen und Sitten der transkaukaſiſchen Länder genau bekannten Armenier, und zwei doniſchen Koſaken als Eskorte.

Der Gebirgspfad, welcher von Priutina nach dem nur wenige Meilen enfernten Manglis führt, iſt aller Reize voll. Burgentragende Felswände wechſeln ab mit waldumſchlungenen Bergen, grünen Schluchten und lieblichen Fernſichten.

Es war ſchon ſpät am Tage, als ich mit meinem lanzentragenden Gefolge in Manglis, dem Standquartiere des Tifliſer Jägerregiments, ankam. In Abweſenheit des Kommandanten, Oberſt Belgard, wurde ich von dem in ruſſiſchen Dienſten ſtehenden georgiſchen Fürſten Schalikow aufs freundlichſte empfangen. Von dem langen Ritte ermüdet, verſchob ich alle weitern Ausflüge bis auf den folgenden Tag, und brachte den Abend in traulicher Unterhaltung mit dem Fürſten und verſchiedenen anderen Offizieren zu, welche ſich unſerer Geſellſchaft angeſchloſſen hatten.

Mein erſter Ausflug am folgenden Morgen war ein Ritt durch die ſich ziemlich weit ausdehnende Militärkolonie von Manglis. Ich glaubte mich in ein Dorf der reichen Wolgaprovinzen verſetzt, ſo ſchmuck und ſauber ſah Alles aus, was meinen Augen begegnete. Die ganz im ruſſiſchen Geſchmack erbauten, blendend weiß angeſtrichenen Häuſer machten inmitten

der dunkelbelaubten Berge, die sie von allen Seiten umragten, einen äußerst heitern Eindruck. Jedes Haus war von einem kleinen, zierlich eingezäunten Garten umgeben, auf deren Beeten, wie überall, wo Russenhand die Erde pflegt, der Kohl die erste Rolle spielt. Sehr gut wissend, wie äußerst wenig die russische Regierung im Allgemeinen zur Verpflegung ihrer Heere thut, konnte ich nicht umhin, meine Verwunderung über den Wohlstand, der sich ringsum zeigte, auszudrücken.

»Wenn die Soldaten nichts hätten, als ihren Sold, — antwortete ein mich begleitender Offizier auf meine in obigem Sinne gemachte Aeußerung — so würden die armen Teufel schwerlich so leben können, wie es hier und in den meisten andern Militärkolonien wirklich der Fall ist. Aber die Kolonisten sind sämmtlich verheirathet, und unter den Frauen giebt es, wie Sie sehen, viele frische, rüstige Wesen; da verdient sich denn Manches nebenbei. Eine lobenswerthe Eigenschaft dieser Weiber ist es, daß sie das also erworbene Geld nicht auf unnützen Flitterstaat, sondern zur Verbesserung ihrer Haushaltung anwenden.«

Wir fanden nach Besichtigung der Militärkolonie, der großen Kaserne und der übrigen Krongebäude noch Zeit, eine Exkursion nach den Ruinen des wenige Werst von dem neuen Manglis gelegenen alten Manglis zu machen. Wir ritten vom großen Wege ab, durch einen hohen, schattigen Tannenwald, und gelangten bald auf eine von wildem, üppigem Gesträuch umwachsene, und von hohen, trotzigen Felsen überragte enge Bergstraße, deren Passage so schwierig war, daß wir sammt unsern am Zügel nachgeführten Pferden, zu verschiedenen Malen beim Ueberklimmen der rauhen Felsblöcke, welche überall den Weg versperrten, stürzten, und leichte Verletzungen davon trugen. Doch wurden wir durch die großartigen Naturschauspiele, die auf jedem Schritte das Auge entzückten, überreichlich für das Ungemach des Weges entschädigt. Uns zur

Rechten rollte der reißende Alghet seine schäumenden Wogen, hier die Wurzeln schwankender Gebüsche, dort die moosüberwachsenen Steinmassen wellentrotzender Felsblöcke umrauschend. Bunt schimmerten und leuchteten die Wogen, zitternd das Bild der Mittagssonne und der blumigen Uferrahmen wiederspiegelnd.

Zu unserer Linken hochauf ragten, so weit das Auge spähte, gigantische, wunderlich gezackte Felsenmauern, und wo diese von der Natur aufgethürmten Riesenvesten Lücken gelassen, waren sie durch Menschenhand ausgefüllt. Denn nicht immer standen diese fruchtbaren, wasserreichen Thäler, diese schützenden Schluchten so verlassen da, wie heute. Ein mächtiges Geschlecht hauste einst hier, dessen Thaten noch fortleben in den Sagen Georgiens. Noch stehen die Trümmer der felsaufgethürmten Mauern da, welche das unterwohnende Volk einst gegen die Einfälle der räuberischen Lesghier errichtete; noch hängen, wie riesige Adlernester, die Ruinen alter Burgen und Schlösser an den laubholzgekrönten Bergen. Den Felswänden selbst haben hier die Menschen mit staunenswerthem Fleiße Schutz und Wohnung abgetrotzt. Ganz kleine, hinter dichtem Gebüsch versteckte, unten unerspähbare Oeffnungen führen zu geräumigen, künstlich gemeißelten Höhlen und Gemächern, wovon einige sechs bis acht Fuß Höhe haben und dreißig bis vierzig Fuß tief in die Brust der Berge hineingehauen sind.

Wir kletterten unter unsäglicher Anstrengung die steile Bergwand hinauf, um einige von den wunderbar gezimmerten Wohnungen in der Nähe zu betrachten, bestiegen, als wir in die Schlucht des Alghet zurückgekehrt waren, unsere unten harrenden Rosse, setzten quer durch den reißenden Fluß, und gelangten ein halbes Stündchen später auf dem andern Ufer nach den Ruinen von Manglis, dem Ziele unserer Wanderung.

Von den vielen Gebäuden, welche einst hier gestanden haben sollen, wo zu Wachtang-Gurgasslan's Zeit der Sitz eines georgischen Bischofs war, fand ich nur noch Trümmer

zerfallener Mauern, und eine ziemlich wohlerhaltene, ihres hohen Alters wegen merkwürdige Kirche, welche schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. unter der Regierung des Königs Miriam II. erbaut sein soll. Die Kirche ist, wie die meisten alten Kirchen Georgiens, klein von Umfang, und innen und außen mit einer Menge Arabesken und Inschriften verziert. Bei meinem Eintritt in die geheiligten Räume brüllte mir eine wohlgenährte Heerde Kühe ein dröhnendes Willkommen entgegen. Auf solchen Empfang war ich nicht vorbereitet, und so tolerant ich sonst in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten bin, so empörte es mich doch, das Haus des Herrn in einen Kuhstall umgewandelt zu sehen. Im Verfolg meiner Reisen hatte ich übrigens Gelegenheit mich zu überzeugen, daß solche Vorkommnisse unter russischer Herrschaft nicht Ausnahmen sind, sondern die Regel bilden. Die Russen, welche selbst nur bauen, um Ruinen zu machen, haben wenig Verehrung für die Denkmäler des Alterthums. Die Inschriften und Heiligenbilder waren rund umher von den gehörnten Vierfüßlern zernagt und abgerieben; nur eine Inschrift gelang es mir mit Hülfe des Fürsten Schalikow abzuzeichnen und zu entziffern. Sie befindet sich über dem Portal in Stein gehauen, ist in der alten georgischen Kirchensprache abgefaßt und lautet in der Uebersetzung wie folgt: »Herr, erbarme Dich des Gründers dieser Kirche, des Erzbischofs Arseni von Manglis: den 2. Februar des Jahres 360.« Diese Jahreszahl stimmt nicht überein mit der gewöhnlichen Angabe, daß die Kirche bereits zu König Miriam's Zeit erbaut sein soll, da dieser Fürst bekanntlich schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts starb.

Nachdem ich eine genaue Zeichnung der malerischen Ruinen von Manglis entworfen hatte, wurde auf dem schwellenden Rasenteppich ein nach georgischer Weise zubereitetes Mittagsmahl eingenommen, wobei der im ganzen Orient so beliebte

Pillau (hier Plow genannt) und das Schaſchelik (ein in kleinen Stücken in ſeinem eigenen Fette geröſteter Hammelbraten), ſo wie verſchiedene Süßigkeiten, worunter ich beſonders »eingemachte Roſenblätter« hervorhebe, die Hauptrolle ſpielten; der Wein wurde dabei aus den altherkömmlichen kaukaſiſchen Trinkgefäßen, d. h. aus großen, ſilberbeſchlagenen Büffelhörnern getrunken. Die Virtuoſität der Georgier im Weintrinken habe ich ſchon früher zu rühmen Gelegenheit genommen.

Ein ächt georgiſches Diner wird immer mit Geſang beſchloſſen, weshalb auch der freundliche Fürſt zu meiner Ueberraſchung Sorge getragen hatte, einen alten, blinden Sänger zu beſtellen, welcher unſer ländliches Mahl durch tatariſche Liebeslieder würzte.

Auf einem kürzeren und bequemeren Wege als der, welchen wir gekommen waren, nach den gaſtlichen Kaſernen des neuen Manglis zurückgekehrt, traf ich Anſtalt, meine Reiſe am folgenden Morgen fortzuſetzen.

Wenn man die hohe, Laub- und Nadelholzgekrönte Bergkette (von den dortigen Einwohnern die gelben Berge genannt) überſtiegen hat, über welche der Weg aus dem Thalkeſſel von Manglis nach Zalka führt, ſo nimmt die Vegetation einen dürftigen und kälteren Charakter an, und das Land wird immer öder und wüſter, je weiter man ſich von Manglis entfernt.

Die Sonne war ſchon ihrem Untergange nahe, als wir das von Armeniern und einigen Griechen bewohnte Dorf Zalka, wo wir ein halbes Stündchen Raſt gehalten hatten, verließen, um die noch etwa zehn Werſt entfernte, nach dem Dorfe benannte Feſtung, von den Ruſſen Nazalsky-Redut geheißen, zu erreichen.

»Iſt das eine Armenierin?« fragte ich meinen Diener, die Blicke bewundernd auf eine allerliebſte junge Frau werfend, welche des Weges kam.

»Ich glaube, ja!« erwiederte Giorgi, »ihr Anzug ſpricht dafür, ihr Geſicht dagegen. Solche Schönheiten ſind ſelten unter den Armeniern hier zu Lande ... Welch ein reizendes Weſen!« fuhr er ſchmunzelnd fort — »was für Augen! Solch ein Blick geht einem durch die Seele. — Bemerken Sie wohl, ſie ſieht ſich noch einmal um. Beim heiligen David! das Weib ſieht aus, wie ein Mädchen von Gurien.«

»Sind denn die Mädchen von Gurien ſo ſchön?« fragte ich lächelnd.

»Und das wiſſen Sie nicht, Effendim?« — rief mir der Kerl zu mit einem Blicke, welcher halb Erſtaunen, halb Verachtung ob meiner Unwiſſenheit ausdrückte. — »Dann kennen Sie auch wohl nicht die Sage, welche die Urſache dieſer Schönheit erklärt?«

»Nein,« erwiederte ich, »und wenn Du die Sage kennſt, ſo kannſt Du ſie mir, während wir weiter reiten, erzählen.«

»Ob ich ſie kenne? Aber wer kennt denn die nicht? Verzeihung, Effendim! ich werde gleich anfangen.«

Ich befahl den Koſaken voranzureiten, um uns in der Feſtung anzumelden und ein Lager für die Nacht zu bereiten, hielt mein unruhiges Pferd zurück, um mit dem ſanften Thiere Giorgi's in gleichem Schritte zu bleiben, und Letzterer begann mit wichtigem Tone:

## Die Sage von den vierzig Jungfrauen.

Einſt wollte Allah zur Freude ſeiner Seligen das Paradies mit neuen Houris bevölkern, und befahl zu dem Ende einem Imam, ſich umzuſchauen unter den Töchtern der Menſchen, und die vierzig ſchönſten Jungfrauen, die auf Erden zu finden, in den Himmel zu führen. Der heilige Vater verſtand ſich auf Schönheit und erfüllte gewiſſenhaft ſeines Gottes Befehle.

Er ging nach Fränkistan in das Land der Inglis (England) und raubte die blühende Königstochter. Der König wollte den kühnen Entführer erschlagen, aber Allah blitzte ihm Dreck in den Kopf, das seine Augen verfinstert wurden.

Der Imam schiffte übers große Wasser und kam nach dem Lande der Némtsche,*) wo viele Mädchen sich durch seine bunten Gewänder und süßen Worte verlocken ließen ihm zu folgen. Nach einem Jahre war die heilige Zahl voll, und er kehrte über das schwarze und weiße Gewässer zurück nach Osten

Er kam glücklich mit seiner jungfräulichen Schaar bis nach Gurien,**) aber dort trieb ihn der böse Feind, sich in eine der angehenden Houris zu verlieben, und sie durch die sündigen Folgen seiner Liebe für das Paradies untauglich zu machen.

Umsonst suchte er umher unter den Schönen des Landes, er fand keine, welche die entweihte Jungfrau ersetzen konnte, und es fehlte eine an der heiligen Zahl. Voll Reue und Verzweiflung durchbohrte sich der Osmanli mit dem Dolche, um dem Zorne Allah's zu entgehen; die schönen Mädchen aber blieben in Gurien, vermischten sich mit den Kindern des Landes, und erzeugten ein Geschlecht, schöner denn das alte.

* * *

Es war inzwischen stockfinster geworden, denn im Orient folgt die Nacht dem Tage ohne die süße Zwischenzeit der Dämmerung; ein schneidend kalter Wind wehte vom Gebirge her, wir zogen unser Baschalik***) tiefer über die Ohren, setzten

*) Némtsche, corrumpirt von dem russischen Njemetz (ein Deutscher).

**) Gurien, ein von Mingrelien, Imerethi, Achalzich und der asiatischen Türkei begränztes blühendes Ländchen an der Ostküste des Schwarzen Meeres.

***) Baschalik — eine im Kaukasus gebräuchliche, warme Kopfbedeckung.

unſern Pferden die Ferſen in die Weichen und jagten in geſtrecktem Galopp durch die ſtürmiſche Nacht dahin.

Nach einer halben Stunde knarrte ſchon das Thor der Feſtung vor uns auf, ein Koſak leuchtete mit einer Fackel voran und führte mich in ein altes zerfallenes Gemach, das beſte, welches in der Feſtung zu finden war.

* * *

Die Sonne drückte ihren Morgenkuß auf die weißen Wangen der Gletſcher, daß ſie errötheten in jungfräulicher Scham, als wir, diesmal von zwei Ural'ſchen Koſaken begleitet, der unheimlichen Feſtung Lebewohl ſagten.

Schon vor vier Uhr war Giorgi in's Zimmer getreten, um mich zu wecken und mir meinen Kaffee zu bringen. Er brauchte mich nicht zu wecken, ich hatte die ganze Nacht vor Kälte und Ungeziefer kein Auge zuthun können.

Er klagte mir ebenfalls ſeine Noth und meinte, die Pruſſaki*) der Feſtung ſchienen den kriegeriſchen Geiſt der Koſaken eingeathmet zu haben; ſie hätten, um ſeinen Schlummer zu ſtören, während der Nacht legionenweiſe förmlich regelmäßige Angriffe auf ihn gemacht. Die Koſaken, fuhr er fort, könnten ſich ruhig in ihr Heimatland begeben, und die Pruſſaki als Beſatzung in der Feſtung zurücklaſſen; kein Feind würde es ſicherlich länger als einen Tag mit ihnen aushalten.

Wohl — dachte ich — wenn in dieſem Lande, wo Ungeziefer aller Art ſo etwas Gewöhnliches iſt, ein Mann von Giorgi's Gelichter ſich hier beſonders davon geplagt fühlt, ſo muß es warhaftig ſchlimm damit ausſehen! —

*) Pruſſaki (Preußen) — ſo werden ſonderbarer Weiſe in ganz Rußland die großen Wanzen genannt. Der komiſche Ausdruck hat ſich bis Perſien hin verbreitet.

In Folge eines mehrmaligen Aufenthalts, veranlaßt durch Zeichnen von Ruinen, welche ich unterwegs antraf, erreichten wir erst gegen Mittag das Kosakenlager von Tabiszachur, dicht neben dem schönen See Toporowan (auch kurzweg Toprana genannt) gelegen. Die hier lagernden Kosaken hatten ihre Pferde ein paar Stunden weit auf die Weide getrieben, und es bot sich mir die unerfreuliche Aussicht dar, hier den Rest des Tages und die Nacht zuzubringen, denn vor Abend waren keine Pferde herbeizuschaffen, und in der Dunkelheit war es unmöglich, den Gebirgskamm bis Achalkalaki zu übersteigen.

In Erwartung eines entsprechenden Trinkgeldes, (in diesen öden, wenig bereisten Gegenden etwas sehr Seltenes für die armen Teufel) schlugen mir meine Begleiter vor, weiter zu reiten, ohne die Pferde zu wechseln. Ich nahm bereitwillig ihren Vorschlag an, ließ unsere ermüdeten Thiere ein paar Stunden verschnaufen, und nahm während der Zeit ein stärkendes Bad in dem kalten Wasser des See's Toporowan.

Dieser, das Sandshak von Achalkalaki begränzende See, nimmt an Umfang etwa dreißig Werst ein, hat süßes, gesundes Wasser und ist reich an Fischen und historischen Erinnerungen.

Unter letztern erwähne ich insonderheit die auf die Einführung des Christenthums in Georgien Bezug habende, in Wachtang's Chronik mitgetheilte Sage von der heiligen Nino. Diese gesegnete Jungfrau war, um den gräulichen Christenverfolgungen im römischen Reiche zu entgehen, zusammt der heiligen Ripsime und deren Wärterin Gajan nach Armenien geflohen, und rettete sich, nachdem ihr die beiden Freundinnen durch den Märtyrertod entrissen waren, an die Ufer des Sees Toporowan. Später kam sie nach Mtzchetha, der alten Hauptstadt Georgiens, wo sie eine Menge Wunder übte, Todte in's Leben zurückrief u. s. w. und die Einwohner zum Christenthum bekehrte ....

Unter den Fiſchen des Sees verdienen beſonders die ſchmackhaften Lachsforellen rühmende Erwähnung.

Nachdem ich eine Schale Kaffee geſchlürft und einen Tſchibuq geraucht hatte, ging die Reiſe wieder rüſtig von dannen. Wir waren etwa eine halbe Stunde geritten, als uns ein auf einem Eſel langſam daher trabender, georgiſcher Prieſter aufſtieß. Ein junger, hochgewachſener Burſche lief zu Fuß neben her und hatte noch obendrein das ziemlich beträchtliche Reiſebündel ſeines ehrwürdigen Gebieters zu tragen.

Ich rief dem geiſtlichen Herrn, einem ſtattlichen Manne von mittleren Jahren, mit regelmäßigen Geſichtszügen und dichtem, ſchwarzen Barte, einige freundliche Willkommensphraſen in georgiſcher Sprache zu, welche er eben ſo freundlich erwiederte, und zugleich höflich neugierige Fragen über meine Herkunft und den Zweck meiner Reiſe hinterhergleiten ließ. Ich gab ihm Auskunft ſo gut ich konnte, merkte jedoch bald, daß mein in Tiflis begonnenes Studium der georgiſchen Sprache noch bedeutender Ergänzungen bedürfe. Eben wollte ſich Giorgi dolmetſchend in's Mittel legen und fing an, mir den Redeſchwall des Prieſters in's Ruſſiſche zu überſetzen, als ihn der geiſtliche Herr mit den an mich gerichteten Worten unterbrach: »Ah, wenn Sie ruſſiſch verſtehen, ſo können wir uns ohne Dolmetſch unterhalten, ich habe auf einem ruſſiſchen Seminar ſtudirt und bin der Sprache ſo kundig wie ein Eingeborner.«

In allen dem Kaiſer unterworfenen Ländern des Kaukaſus gilt ruſſiſche Sprache und Sitte, aus leicht erklärlichen Gründen, für das Höchſte der Civiliſation. »Meine Töchter haben alle eine ruſſiſche Erziehung erhalten,« ſagt, rühmend auf ſeine Kinder deutend, der georgiſche Fürſt zum europäiſchen Reiſenden, vor deſſen Auge freilich die geprieſene moskowitiſche Bildung eben nicht als der größte Reiz der ſchlanken Georgierinnen erſcheint. Wer jedoch den Preis dieſer hohen Errungenſchaft ſchmälern wollte, würde bei den gaſtfreien Landeskindern

entweder für hochmüthig, oder ſelbſt gar für ungebildet und urtheilsunfähig gelten, weshalb der Fremde wohl thut, in den allgemeinen Ton mit einzuſtimmen und davon abweichende Anſichten höchſtens ſeinem Tagebuche anzuvertrauen. Der Leſer wird ſich demnach nicht wundern, daß ich meinem eſelberittenen Reiſegefährten rühmend meine Anerkennung ob ſeiner Kenntniß der ruſſiſchen Sprache ausdrückte, und daß mir das Kompliment, mit orientaliſchem Schwulſt umwickelt, zurückgegeben wurde.

Theils um ſeine Neugier weiter zu befriedigen, theils auch wohl um ſeine Kenntniß der verſchiedenen konfeſſionellen Parteien an den Tag zu legen, fragte er mich mit pfiffiger Miene: ob ich zur römiſch-katholiſchen Kirche gehöre, oder zu derjenigen Sekte, welche Luther als einzigen Heiligen anerkenne? Als ich, ohne weitere Erläuterungen in Bezug auf die Heiligkeit Luther's, den zweiten Theil der Frage bejaht hatte, konnte der geiſtliche Herr, nachdem er einige kräftige Flüche gegen die jetzt in Rußland in ſchlechtem Kredit ſtehende römiſch-katholiſche Kirche geſchleudert, nicht umhin, ſeine Verwunderung darüber zu äußern, daß ein anſcheinend ſo verſtändiger Mann wie ich mehrere Jahre in Rußland habe leben können, ohne in den Schooß der allein ſeligmachenden griechiſchen Kirche überzutreten.

Er ſetzte mir die großen Vortheile eines ſolchen Uebertritts — wobei er vorzüglich die überwiegende, ſich noch jährlich vermehrende Anzahl der Heiligen in Rußland, und der Wunder, welche hier täglich geſchehen, während bei uns dergleichen niemals vorkommen, hervorhob — ſo weitſchweifig auseinander, daß ich den Strom ſeiner Bekehrungsrede nur durch das Verſprechen hemmen konnte, die Sache nächſtens in ernſte Erwägung zu ziehen.

Als ich darauf, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, preiſend der großartigen Naturſchönheiten des Kaukaſus gedachte, hatte ich nochmals Gelegenheit, die Früchte der

moskowitiſchen Studien meines geiſtlichen Freundes zu bewundern.

»Ja,« ſagte er mit kundigem Blicke, »außer dem Chimboraſſo in der Schweiz, findet man doch gewiß in der ganzen Welt keine ſo hohen Berge wie hier am Kaukaſus!«

Ich nickte einverſtändlich mit dem Kopfe, wohl wiſſend, daß ich durch eine Berichtigung ſeines Irrthums meinem gelehrten Begleiter durchaus keinen Gefallen erzeigt haben würde.

Es wird meine freundlichen Leſer vielleicht Wunder nehmen zu erfahren, daß mir in der bergeverſetzenden Erklärung des geiſtlichen Herrn der Irrthum ſelbſt weniger auffiel, als der Umſtand, daß ein georgiſcher Prieſter vom Daſein einer Schweiz und eines Chimboraſſo überhaupt etwas wußte.

Um noch vor Anbruch der Dunkelheit nach Achalkalaki zu gelangen, machte ich gewaltſam unſerm lehrreichen Geſpräch ein Ende, und nahm freundlich Abſchied von dem ehrwürdigen Verkünder des Wortes, von dem erfüllt wurde wie geſchrieben ſteht: daß der Glaube ſogar Berge verſetzen kann.

Achalkalaki iſt der Hauptort des Sandſhaks gleiches Namens, deſſen Geſammtzahl der Einwohner männlichen Geſchlechts ſich nach den ruſſiſchen Statiſtiken auf 3200 beläuft, wovon 720 zum Islam, 200 zur griechiſch-georgiſchen Kirche und die übrigen theils zur unirten, theils zur altarmeniſchen Kirche gehören.

Die einförmigen Häuſer des obengenannten Städtchens ſind nach aſiatiſcher Weiſe niedrig, mit platten Dächern gebaut; die hier fehlenden Glasfenſter ſind durch Drahtgitter erſetzt. Achalkalaki beſitzt einen ziemlich umfangreichen Markt und Bazar, und wird von einer, auf dem linken Ufer des Toparawan-Tſchai gelegenen, den Rücken eines ſteilen Felſen krönenden Feſtung beherrſcht, welche kurze Zeit nach der Eroberung des Landes durch die Türken erbaut ſein ſoll, und deren

Entfernung von Tiflis 110 und von Achalzich 68 Werſte beträgt. Inmitten der ſtarken Ringmauern haben die Ruſſen den Bau einer zweiten Feſtung begonnen, ein nach der Behauptung des mich begleitenden Ingenieur-Offiziers eben ſo thörichtes wie nutzloſes Unternehmen, deſſen Ausführung zu nichts weiter führen kann, als die Taſchen der den Bau dirigirenden Beamten zu füllen.

Die größere Zahl der Einwohner beſteht aus handeltreibenden Armeniern, welche noch von der Herrſchaft der Osmanlis her ihre türkiſche Tracht beibehalten haben. Die Wohnungen ſind, nach denjenigen zu ſchließen, welche ich in Geſellſchaft meines Giorgi — der hier eine Menge von Verwandten und Bekannten hat — beſuchte, auffallend reinlich und ſauber gehalten. Die Frauen ſcheinen hier kein ſo zurückgezogenes Leben zu führen, wie man das ſonſt im Orient zu finden gewohnt iſt; im Verlauf einer Stunde begegneten wir über zwanzig unverſchleierten, jungen Frauenzimmern, meiſtens von ſehr angenehmer Geſichtsbildung und ſchlankem Körperbau. Auffallend war es mir, während meines freilich nur kurzen Aufenthalts in Achalkalaki, kein einziges Pferd zu ſehen; Alles ſcheint hier auf Eſeln zu reiten. Auf meiner Wanderung durch die Straßen und den Bazar wurde ich alle Augenblick von naſeweiſen Militärs angehalten, welche mich um Rang, Namen und Reiſezweck befragten. Die Erſcheinung eines Reiſenden muß hier etwas ſehr Seltenes ſein, da mich auch die rührigen Handelsleute auf dem Bazar mit abſchreckender Neugier angafften.

Das Klima des Sandſhaks, ſo wie überhaupt der ganzen Gegend von den Gebirgszügen bei Manglis an gerechnet, bis zu dem blühenden Thalkeſſel von Chertwis, unſerm nächſten Aufenthaltspunkte, iſt rauh, aber geſund. Die in den tiefer gelegenen Theilen Georgiens ſo gefährlichen und häufigen Fieber ſind hier ganz unbekannt, und ſonſtige Krankheiten ſelten ....

Wenn man, dem Laufe des reißenden und fiſchreichen Toporawan-Tſchai folgend, noch einige zwanzig Werſt weit die kahle Hochebene überſchreitet, welche ſich in nordweſtlicher Richtung hinter Achalkalaki ausdehnt, gelangt man an eine tiefgelegene weite Schlucht, von halb nackten, halb geſträuchbewachſenen Felſen umſchloſſen. Hier muß der Reiter ſein Roß am Zügel führen und zu Fuß den ſteinigen, ſich zwiſchen rauhen Felsblöcken hinſchlängelnden Bergpfad hinabklimmen, welcher in's Thal zu dem tief unten liegenden Chertwis führt. Selten habe ich einen ſo halsbrechenden Bergweg wie dieſen gefunden, aber ſelten auch wurde der Blick durch eine ſo lockende Ausſicht belohnt, wie die blühenden Gärten des Thals, durchfloſſen vom Toporawan-Tſchai, der ſeine Fluten hier mit denen des Kyros miſcht, uns darboten. Die Füße jammerten, aber das Auge frohlockte, als wir, unſere guten Roſſe am Zügel führend, über das rollende Geſtein, die ſteilen Felswände entlang, behutſam zu dem tief unter uns liegenden Thale hinabſtiegen.

Hochaufſtrebende Epheuranken ſchlängelten ſich jungfräulich ſchmiegſam um die ſchattigen Fruchtbäume, welche uns gaſtlich mit grünen Zweigarmen zu winken ſchienen, freudeſchwankende Blumen nickten uns vertraulich zu, hell durch das dunkle Grün klang das Zwitſchern der Sänger der Lüfte und dazwiſchen brauſten die weißen Wellen der ſich unten einenden Ströme wie lautſchallendes Gelächter.

Man glaubt ſich hier in die waſſerreichen Gärten verſetzt, die der Prophet ſeinen Gläubigen verheißen.

Chertwis, welches unter der Türkenherrſchaft die Reſidenz eines Paſcha's war, zählt heutigen Tages nur noch etwa 800 Einwohner, ein Gemiſch von Armeniern und Türken. Die hochgelegene Feſtung der Stadt ſtammt nach dem allgemeinen Dafürhalten noch aus der Blüthezeit des georgiſchen Königreichs, d. h. aus der Regierungsperiode der viel-

gepriesenen Königin Tamar. Aus einer alten Inschrift jedoch, welche Dubois hier aufgefunden und Brosset der Jüngere in Petersburg theilweise entziffert hat, ergiebt sich, daß die Festung erst um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, unter der Regierung des Attabeg Kanarkaré, Sohn des Sargis, eines Vasallen König David's VIII. erbaut wurde. Man findet hier eine kleine griechische Kirche mit alten georgischen Inschriften; außerdem umschließen die Mauern des Forts sechs Häuser, die in ihrem Innern noch deutliche Spuren des orientalischen Luxus tragen, mit welchem sie einst geschmückt waren. Besonders ist das merkwürdige, gut erhaltene Harem der Beachtung werth. Das Städtchen erfreut sich eines herrlichen Klima's. Die Gärten der Umgegend, der einzige Reichthum des Ortes, sind in ganz Georgien berühmt wegen der köstlichen Früchte, welche hier im Ueberfluß wachsen. Die Wohnungen bestehen, wie in allen ursprünglich georgischen Städten, aus Saklis, d. h. aus kleinen, von Steinen roh aufgeworfenen Häusern ohne Fenster und mit platten Dächern. Das Licht fällt durch ein im Dache angebrachtes Loch, welches zugleich als Rauchfang dient und bei schlechtem Wetter geschlossen wird.

Mein Giorgi hat mich wieder bei einem alten, ihm verwandten Armenier einquartiert; der Kerl muß eine Unzahl von Verwandten in diesem Lande besitzen: bis jetzt haben wir noch kein Dorf passirt, wo er mich nicht mit einem halben Dutzend Cousinen, Schwestern, Schwägerinnen und Frau Basen bekannt gemacht hätte. Ich werde hier mit wenigen Worten des Innern meines Absteigequartiers Erwähnung thun, da dasselbe gleichsam als Typus aller übrigen armenischen Häuser von Chertwis gelten kann. Das Haus meines Gastfreundes besteht aus zwei luftigen, geräumigen Gemächern, deren jedes ein Viereck von etwa fünfzehn Schritt im Durchmesser bildet; das letztere, oder Schlafgemach habe ich leider nicht genauer untersuchen können; das erstere ist zugleich Küche, Wohnstube

und Geſellſchaftszimmer. Zur rechten Hand von der Thüre befindet ſich ein großer, gut gebauter Kamin, den die Engländer für eine Nachahmung der ihrigen anſehen würden, und welcher zugleich die Stelle des Herdes vertritt. An den beiden Seitenwänden hängen die Küchengeräthſchaften in ſo ſchöner Ordnung und ſo blank geſcheuert, als ob die Keſſel, Kaſſerollen und Töpfe nicht zum täglichen Gebrauch, ſondern zum Verkauf da wären. Außer dieſen Geräthſchaften gewahrt man keinen andern Schmuck als einen einfachen Teppich und einige kleine, niedrige Schemel; aber Alles iſt ſo hübſch vertheilt und ſchmuck gehalten, daß meine Augen angenehm davon überraſcht wurden.

Ich wollte meiner Wirthin ein Kompliment darüber machen, aber die gute Frau ſchien ſich ungemein vor mir zu fürchten, denn ſie wich immer zehn Schritt zurück, wenn ich einen Schritt gegen ſie anrückte. Ich wandte alle mir zu Gebote ſtehende Beredſamkeit an, um ihr zu beweiſen, daß gar kein Grund vorhanden ſei, ſich vor mir zu fürchten; ich ſagte ihr, daß Frauen mir gar nichts Neues wären, daß ich ſie ſehr liebte, daß ich ſchon mit vielen Frauen in Berührung gekommen, daß meine eigene Mutter eine Frau wäre, daß .... doch ich hatte nicht nöthig, weiter fortzufahren, denn der letzte Punkt ſchien ihr alle Schüchternheit zu nehmen. Bald darauf wurde das ſehr reinliche Mittageſſen aufgetragen, deſſen Hauptbeſtandtheile wieder Pillau, Schaſchelik und Süßigkeiten bildeten.

Nach Tiſche machte ich in Geſellſchaft meines Wirthes eine Wanderung durch die blühende Umgebung von Chertwis, bei welcher Gelegenheit ich Bekanntſchaft mit mehreren Türken anknüpfte, welche mich einluden, auch ihre Gärten in Augenſchein zu nehmen, und nachdem ſie eine Stunde neben mir hergewatſchelt und mir Alles gezeigt und erklärt hatten, mich freundlich mit Kaffee und der perlenden Waſſerpfeife bewirtheten.

Nach der Schätzung Dubois', welcher im Jahre 1833 von Achalzich aus Chertwis besuchte, liegt das Fort etwa 4000 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Häuser des Städtchens dehnen sich am Fuße des Forts links vor dem nach Süden zulaufenden Felsen aus. Die den Ort rings umragenden Berge haben nur zwei großen Schluchten Raum gelassen, wovon sich die eine in östlicher und die andere in südlicher Richtung öffnet; durch die erstere stürzt sich brausend der reißende Toporawan-Tschai dem nicht minder reißenden Kur zu, dessen Wellen die letztgenannte Schlucht durchrollen.

Chertwis ist nach Verhältniß der Größe das am meisten bevölkerte Sandshak des Paschaliks; die Zahl der Einwohner männlichen Geschlechts wird auf 4800 angeschlagen, worunter 2940 Armenier von der alten Kirche, 416 zu der unirten Kirche gehörige, 510 griechisch-katholische Georgier, 340 Muhammedaner und 58 Juden sind. Das Klima ist sehr gesund und das Land eben so wie Achalkalaki reich an Getreide.

Der Weg, welcher von Chertwis über Aspinsa nach Achalzich führt, ist weniger malerisch als beschwerlich. Um die etwa 45 Werst betragende Strecke zurückzulegen, brauchten wir trotz unserer trefflichen, wohlgenährten Pferde fast neun Stunden; man begegnet auf dem Wege einer Menge wenig bedeutender Ruinen.

Aspinsa, dessen Entfernung von Achalzich etwa dreißig Werst beträgt, ist der Hauptort des Sandshaks gleichen Namens; dieses Sandshak ist das kleinste und unbedeutendste des ganzen Paschaliks. Die Zahl der in zwölf kleinen Dörfern zerstreuten Bevölkerung wird auf 500 angeschlagen; die Einwohner sind fast durchgehends Muhammedaner. Von dem Klima und den Produkten des Landes gilt dasselbe, was über Chertwis gesagt wurde. Man findet in Aspinsa, welches früher die Residenz des aus den letzten Türkenkriegen bekannt gewordenen Mustapha-Achmed-Bey-Oglu war, ein in

unregelmäßigem Viereck gebautes, altes türkiſches Schloß von 140 Fuß Länge und 56 Fuß Breite, welches zu beiden Seiten von bewohnbaren Thürmen überragt wird.

Ich enthalte mich als Laie aller Bemerkungen über die äußerſt intereſſanten, auf rein vulkaniſchen Urſprung deutenden Formationen, welche beſonders von Ehertwis an bis zu dem von Trappfelſen und Traßſchichten eingeſchloſſenen Thale von Aſpinſa das Auge in Erſtaunen ſetzen, da wir in aller Wahrſcheinlichkeit von dem gelehrten Naturforſcher, Profeſſor Abich, welcher wenige Monate nach mir dieſe Gegend beſuchte, bald eine gründliche Abhandlung darüber erwarten dürfen.

Ganz ermüdet und zerſchlagen von dem langen Ritte kam ich Nachmittags um ſechs Uhr in Achalzich, der Hauptſtadt des gleichbenannten Paſchaliks, an, und machte gleich dem freundlichen Kommandanten der Feſtung, Oberſt von Brevern, den ich ſchon früher in Armenien kennen gelernt hatte, meine Aufwartung. Die gaſtliche Einladung des Oberſten, ein Appartement in den Feſtungsgebäuden zu beziehen, lehnte ich höflich ab, da mir Giorgi ſchon unterwegs eine Wohnung bei einem ihm verwandten armeniſchen Kaufmann in Ausſicht geſtellt hatte. Den Abend brachte ich in Geſellſchaft der liebenswürdigen Familie des Herrn von Brevern zu, wo ich noch einen jungen deutſchen Offizier aus den Oſtſeeprovinzen, den Ingenieur-Kapitän von Dahl, kennen lernte, in deſſen Geſellſchaft ich am folgenden Morgen meine Wanderungen durch die Stadt begann.

Die Eroberung von Achalzich durch Paskjéwitſch iſt ein noch zu neues Ereigniß, und ſeiner Zeit in den öffentlichen Blättern zu oft beſprochen worden, als daß es nöthig wäre, durch eine weitläuftige Schilderung der Belagerung und Einnahme der Stadt die Kriegsbegebenheiten der Jahre 1828 und 1829 in dem Gedächtniſſe des Leſers wieder aufzufriſchen. Denjenigen, welche ſich darüber genauer unterrichten wollen,

empfehle ich das den Gegenstand ausführlich behandelnde, obwohl vom russischen Gesichtspunkte aus geschriebene Werk von Feliz Fonton: La Russie dans l'Asie Mineure, ou Campagnes du Maréchal Paskévitsch en 1828 et 1829.

Achalzich liegt an einem von dem Potzchofluſſe, dem Kaja-Dagh und den Ausläufern der Gebirgszüge von Perſaat gebildeten Winkel, wo ſich die unanſehnlichen, eng zuſammengebauten Häuſer in einem Umfange von etwa drei Werſt ausdehnen. Die Stadt zerfällt in drei Theile: die Feſtung, die Alt- und Neuſtadt, welche letzteren zwei durch den Potzcho von einander geſchieden ſind.

Fangen wir, um eine leichtere Ueberſicht zu gewinnen, unſere Betrachtungen bei der Feſtung, als dem am höchſten gelegenen Punkte der Stadt an.

Die Gründung dieſer Feſtung wird, wie alle großartigen Bauten des Landes, von dem Volke der Königin Tamar, der georgiſchen Semiramis, zugeſchrieben. Die Türken nennen die Veſte Achiſzcha-Kaleſſi; die Georgier haben dafür den alten Namen Achale-Ziche (d. i. die neue Feſtung) beibehalten.

Die Befeſtigungswerke, welche aus drei Theilen beſtehen, genannt die obere und die untere Feſtung und die Citadelle, bilden ein ſeltſames Gemiſch von georgiſcher und türkiſcher Bauart. Der obere Theil nämlich und die Citadelle wurden von den Georgiern erbaut, und der untere Theil ſpäter von den Türken hinzugefügt. Die Mauern dehnen ſich auf einem hohen, ſchwer zugänglichen Felſen aus, deſſen Fuß der reißende Potzcho beſpült.

Unter den im Innern der Feſtung befindlichen Gebäuden iſt nur die ſchöne, leider jetzt auch halb in Trümmern daſtehende Moſchee näherer Beachtung werth. Die Gründung derſelben wird dem türkiſchen Paſcha Achmed, welcher zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts über Achalzich herrſchte,

zugeſchrieben. Wie Fluge (in No. 4. der Zeitung von Tiflis des Jahres 1832) erzählt, verſchrieb dieſer Paſcha zur Erbauung der Moſchee einen europäiſchen Architekten aus Konſtantinopel, ließ eine Menge chriſtlicher Kirchen niederreißen und das ſo erbeutete Material zum Bau des prachtvollen, in großartigem Style ausgeführten Tempels verwenden, welcher jetzt beſtimmt iſt, wiederum in ein chriſtliches Bethaus umgewandelt zu werden.

Die äußeren Mauern der Moſchee ſind einfach und ſchmucklos, aber von dauerhafter, geſchmackvoller Arbeit. Vier hohe, ſteinerne Säulen von bläulicher Farbe, mit kupfernem Piedeſtal und durch ſchön geformte Bogen mit einander verbunden, bilden die Hauptfaçade des herrlichen Gebäudes. Der Raum zwiſchen dieſen Säulen und der Moſchee wurde von drei kleinen, mit vergoldeten Halbmonden geſchmückten Kuppeln überragt. Die Hauptkuppel der Moſchee, welche über ſechzig Fuß im Durchmeſſer hat, iſt aus Ziegelſteinen aufgeführt und mit gepreßtem Blei überkleidet. Das hoch durch die Lüfte ragende, ſchlanke Minaret gewährt zuneben dem umfangreichen Tempel einen beſonders ſchönen Anblick.

Beide ſich der Moſchee anſchließende Vorhöfe ſind mit glatten Quadern von bläulicher Farbe gepflaſtert, welche in einem etwa zwei Stunden von Achalzich gelegenen Steinbruche gewonnen werden. In der Mitte des erſten Hofes ſprang eine große, ſchön eingefaßte Fontaine, von einer mit dem goldenen Halbmond geſchmückten Kuppel überragt, welche von acht zierlichen Säulen getragen wird. Dies iſt ein Bild der Moſchee, wie ſie geweſen; die Fontaine ſpringt jetzt nicht mehr, der goldene Halbmond iſt verſchwunden, die das Innere des Gebäudes zierenden Arabesken und Inſchriften ſind abgerieben oder übertüncht, und überhaupt ſieht man heutzutage nur noch die Spuren der einſtigen Pracht ....

Die Sage erzählt, daß der grauſame Achmed-Paſcha

dem Architekten, als er das große Werk vollendet hätte, zum Dank den Kopf abhauen ließ, um ihn zu verhindern, anderswo ein ähnliches Gebäude zu errichten. Doch wurde der Paſcha ſelbſt vom Sultan mit dem Tode für ſeine Grauſamkeit beſtraft; ſein Grabmal findet ſich an der Ecke des Vorhofes der Moſchee.

Steigen wir jetzt von der Feſtung hinab, um eine flüchtige Wanderung durch die Stadt zu machen, welche mit ihrer öden, aller Vegetation entbehrenden Umgebung, und ihren kleinen, eng zuſammengeworfenen Häuſern einen ziemlich traurigen Anblick gewährt.

Unter den durchgängig unanſehnlichen Gebäuden thun wir nur der unfern der Feſtung gelegenen türkiſchen Bäder, ſo wie der Kirchen Erwähnung, deren man ſechs in Achalzich findet: eine georgiſche, eine katholiſche, drei armeniſche und einen iſraelitiſchen Kahal nebſt Synagoge. Der früher ſo berühmte Bazar von Achalzich trägt jetzt ein höchſt ärmliches Gepräge. Von der ehemaligen Bevölkerung dieſer einſt ſo volkreichen Stadt iſt ſeit der Beſitznahme durch die Ruſſen kaum eine Spur übrig geblieben; von den türkiſchen Einwohnern haben ſich alle wohlhabenden nach der Türkei zurückgezogen, und die übrigen leben zerſtreut in den Dörfern der angrenzenden Sandſhaks.

Unfern Achalzich, am rechten Ufer des Potzcho, inmitten einer engen, wilden Schlucht, ſtehen die zerfallenen Mauern einer alten armeniſchen Kirche.

Die Ruinen, welche von dem Geſchmacke und der Kunſt des Baumeiſters eben keine hohe Idee geben, verdienen nur in ſofern Beachtung, als ſie ihres Alterthums wegen von Armeniern und Georgiern in hohen Ehren gehalten werden, und ihnen als Zeugniß gelten, wie früh das Chriſtenthum in dieſem Lande ſchon einheimiſch geweſen. Zudem knüpft ſich eine noch heute unter dem Volke fortlebende Sage daran,

welche erzählt, daß der heilige Magueſſi nach ſeiner Vertreibung aus Perſien ſich in Trapezunt niedergelaſſen habe, jedoch auch von dort wieder ſchimpflich verjagt und mit dem Tode bedroht worden ſei, weil er mehrere Muhammedaner zur armeniſchen Kirche bekehrt habe. Des Lebens in den großen Städten müde, und um den ſteten Verfolgungen der Türken zu entgehen, habe er ſich in der Nähe von Achalzich angeſiedelt, und dort eine chriſtliche Gemeinde gebildet, von welcher die oben erwähnte Kirche herſtammt. Nicht lange jedoch ſollte er in ſeinem neuen Wohnorte ſich der Ruhe erfreuen. Bei einem Verheerungszuge der Feinde durch Achalzich kam er um's Leben, und ſein Leichnam wurde, von Wunden entſtellt, am Eingange des Gotteshauſes gefunden. Er war geſtorben als ein Streiter Gottes, das Heiligthum des Herrn mit tapferer Hand vertheidigend.

Seit jener Zeit hat die Kirche immer leer und unbenutzt geſtanden, und wird nur im Sommer, an hohen Feſttagen, von den frommen Einwohnern der Umgegend beſucht.

* * *

Mit dem geſellſchaftlichen Leben ſieht es in Achalzich traurig aus, da es hier an dem belebenden und veredelnden Element der Geſellſchaft — an Damen, fehlt. Von den hier dienenden Offizieren und Beamten ſind die meiſten ohne Vermögen, und folglich auch unverheirathet, da ihre ſpärliche Beſoldung zum Unterhalt einer Familie nicht ausreicht.

Frau von Brevern, die einzige gebildete Dame, die ich in Achalzich gefunden, hat ſich vielfach aber vergebens bemüht, unter den vornehmeren Armenierinnen Geſelligkeit, im europäiſchen Sinne des Worts, einzuführen. Die Verſchiedenheit der Sprachen, Sitten und Kleidung, ſo wie die Eiferſucht der armeniſchen Ehemänner, welche über die Sittlichkeit der

ruſſiſchen Offiziere ihre eigenen Anſichten haben, machten jedwede dauernde Annäherung unmöglich. Man begreift demnach leicht, daß eine Anſtellung in Achalzich eben kein beneidenswerthes Loos iſt, und gewöhnlich als eine Verbannung betrachtet wird. Die unverheiratheten Offiziere und Beamten, von denen die wenigſten Sinn für wiſſenſchaftliche Beſtrebungen haben, ſuchen ſich für die vielen geiſtigen Entbehrungen, denen ſie hier ausgeſetzt ſind, durch materielles Wohlleben zu entſchädigen, und die peinigende Langeweile durch häufige und luſtige Gelage zu verſcheuchen. Ich wohnte zu verſchiedenen Malen ſolchen Ergötzlichkeiten bei, glaube mir jedoch eine Schilderung derſelben füglich erſparen zu können, da meine Leſer wenig Neues daraus lernen würden.

* * *

Die Wohnungen der Armenier in Achalzich ſind eben ſo anziehend und reinlich, wie die der Georgier und Juden abſtoßend und ſchmutzig ſind. Ich war wieder bei einem Verwandten meines Giorgi, einem ziemlich wohlhabenden Kaufmanne, einquartiert, in deſſen Behauſung es mir um ſo beſſer gefiel, als der Sohn des Hauſes, der ſchwarzgelockte Juſſuf, in der ganzen Stadt als liederreicher Sänger bekannt und geprieſen war. Wenn ich Abends von meinen Streifzügen nach Hauſe kam und ermüdet auf den Teppich niederſank, ſo wußte mir Juſſuf immer noch mit ſeinem friſchen Geſange ein Stündchen angenehm zu vertreiben, wobei er ſich mit großer Fingerfertigkeit abwechſelnd zur Saß und zur Tſchengſir begleitete.

Ich ſuchte von dem reichhaltigen Liederſchatze des Sohnes meines Wirthes ſo viel auszubeuten, wie meine kurze Zeit mir erlaubte, und verließ Achalzich nach achttägigem Aufent-

halte, um weitere Ausflüge in das Innere des Landes zu unternehmen.

Der erſte Ort, wo ich wieder Halt machte, war das ſeiner vielen merkwürdigen Ruinen, ſeiner Mineralquellen und geſchichtlichen Erinnerungen wegen berühmte Thal von Bordſhom, die alte Verbindungsſtraße zwiſchen dem untern Karthli und Achalzich. Dubois de Montpéreux giebt uns in ſeinem trefflichen, nur etwas zu weitſchweifigen Reiſewerke, eine ſo ausführliche Schilderung des Thales von Bordſhom, daß ich nichts Neues von Belang hinzuzufügen wüßte.

Auf der Rückreiſe gab mir ein mehrtägiger Aufenthalt in den Bädern von Abbas-Tuman Gelegenheit, mich über die Zuſtände der dort angeſiedelten deutſchen Einwanderer etwas genauer zu unterrichten. Sie beſtehen nur aus zehn Familien, die ich ſämmtlich in höchſt armſeligen Umſtänden fand; ſie klagten mir jammernd ihre Noth, und wünſchten nichts ſehnlicher, als Mittel zu finden, auf ihre alten Wohnplätze in Taurien zurückzukehren.

Was ihre Lage noch verſchlimmert, und das Mitleid ein wenig verſtummen macht, iſt die beklagenswerthe Uneinigkeit, in welcher ſie ſelbſt unter einander leben....

Die von üppig bekleideten, ruinentragenden Bergen und wunderlich gezackten Felſen eingeſchloſſene Schlucht von Abbas-Tuman, gehört zu den ſchönſten Plätzen des Paſchaliks.

Die hier befindlichen Mineralquellen, welche erſt ſeit wenigen Jahren unter ärztlicher Aufſicht benutzt werden, haben in verſchiedenen Abſtufungen von 28 bis 40° R. Man findet hier ein Hospital, wohin die kranken Soldaten aus der Umgegend geſchickt werden. Außer dieſen Soldaten, und einigen armeniſchen und georgiſchen Offizieren, war die Zahl der Badegäſte ſo gering, daß ich buchſtäblich mehr Häuſer als Bewohner fand.

Wenn der ſchöne Badeort nicht gar-zu fern von der

civiliſirten Welt läge, ſo würde derſelbe zweifelsohne bald eben ſo beſucht wie berühmt werden.

Mit Ausnahme meiner Wanderung nach Abigion, welcher ein beſonderes Kapitel gewidmet werden ſoll, weil ſie einen Beſuch bei dem berühmten Weiſen Omar-Effendi in ſich ſchließt, übergehe ich die Schilderung meiner weiteren Ausflüge durch das Paſchalik Achalzich, und faſſe die daraus gewonnenen Notizen in Folgendem überſichtlich zuſammen.

* * *

Der Ackerbau ſteht im Paſchalik Achalzich noch auf einer ſehr niedrigen Stufe, woran einerſeits der nicht überall ergiebige Boden, beſonders aber die einem Europäer unbegreifliche Trägheit der Einwohner Schuld iſt. Am ungünſtigſten iſt das Land in den Sandſhaks Atzchwér und Aſpinſa, doch könnte, nach der Behauptung erfahrener Agronomen, bei gehöriger Kultur, Bewäſſerung und Düngung des Bodens, auch hier der bisherige Ertrag um das Zehnfache geſteigert werden.

In den Sandſhaks Chertwis und Achalkalaki iſt der Boden im Allgemeinen ſehr fruchtbar, und waſſerreich genug, um künſtliche Bewäſſerung entbehren zu können; das Düngen iſt hier jedoch mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da wegen des gänzlichen Mangels an Holz aller Miſt getrocknet und als Brennmaterial verbraucht wird, in derſelben Weiſe, wie es früher bei unſerer Wanderung nach Eriwan beſchrieben wurde.

Die Hauptprodukte, welche in den oben genannten Sandſhaks gewonnen werden, ſind: Waizen, Gerſte, türkiſche Bohnen und verſchiedene Obſtarten; in den höher gelegenen Gegenden baut man beſonders Jusluk, das hieſige Winterkorn, d. i. eine Miſchung von Roggen und Waizen. Der Merkwürdigkeit

wegen muß ich der ſonderbaren Art und Weiſe, wie man hier den Ackerbau betreibt, etwas umſtändlicher Erwähnung thun.

Zum Pflügen des harten Bodens bedient man ſich eines auf Rädern ruhenden, äußerſt ſchwerfälligen Pfluges, zu deſſen Fortſchaffung nach Umſtänden fünf bis zehn Paar Ochſen erfordert werden. Der Pflug enthält zwei koloſſale Eiſen; das erſtere, vorn befeſtigte, iſt ganz ſchmal und ſcharf, und dient gleichſam als Vorläufer des letzteren, indem es die Erde nur ein wenig aufreißt, während das breite, dreieckige, hinten befeſtigte Eiſen tief einſchneidend hinterher gleitet.

Das Eggen geſchieht hier auf dieſelbe drollige Weiſe, wie in Gruſien (Georgien): man befeſtigt eine Menge Reiſer auf einem etwa ſieben Fuß langen, dünnen Balken; zwei oder drei Burſche ſetzen ſich darauf, ein Zug Ochſen wird davor geſpannt, und ſo geht es ſchreiend und knarrend vorwärts. Es bedarf kaum der Erwähnung, wie wenig zweckfördernd dieſes Verfahren iſt.

Noch möchte die eigenthümliche Weiſe des Dreſchens hier zu Lande einer kurzen Schilderung werth ſein. Statt der Dreſchflegel, deren Handhabung den Leuten zu mühſam ſein würde, bedient man ſich hier eines etwa fünf Fuß langen und anderthalb Fuß breiten, vorn ſpitz zulaufenden und nach oben gebogenen Brettes, an deſſen Untertheile glatte Steine in der Ordnung eines Schachbrettes befeſtigt ſind. Ein paar Menſchen ſetzen ſich darauf, theils um das Gewicht zu vermehren, theils um die angeſpannten Ochſen zu lenken, und ſo wird der ſonderbare Dreſchflegel auf dem im Kreiſe ausgeſtreuten Getreide herumgefahren.

Die früher ſehr bedeutende Viehzucht iſt ſeit dem letzten Kriege ebenfalls außerordentlich geſunken. Die hieſigen Büffel, Schafe und beſonders die zahlreichen Eſel ſind von ungewöhnlicher Größe. Die Schafe, deren Wolle ſehr dicht und lang iſt, werden jährlich zweimal geſchoren, zu Anfang des Frühjahrs

und zu Ende des Herbſtes. Die Pferde des Landes ſind kräftig, behende und ausdauernd, aber durchgehends klein.

Der Gartenbau iſt außer dem Thale von Chertwis nur in den Sandſhaks Atzchwér und Aſpinſa von einiger Bedeutung. Die Früchte, welche hier beſonders in großer Menge gewonnen werden, ſind: Aepfel, Birnen, verſchiedene Arten von Kirſchen, Pflaumen und Nüſſe. Der Maulbeerbaum, welcher hier vortrefflich gedeiht, wird nicht des Seidenbaues, ſondern lediglich ſeiner Frucht wegen gezogen.

In den Gärten ſowohl, wie in den Wäldern, welche die Berge von Atzchwér und Aſpinſa überkleiden, findet man im Ueberfluß: die Berbisbeere (berberis dumetorum), Haſelnüſſe, Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Preißelbeeren, Hagebutten u. ſ. f.

Der Weinbau iſt durchgehends noch außerordentlich vernachläſſigt, obgleich in den tiefer gelegenen Thälern, bei beſſerer Kultur, die Rebe ſehr wohl gedeihen würde. Der wenige Wein, welcher hier gewonnen wird, iſt in Folge der ſchlechten Zubereitung faſt ungenießbar.

Ich ſchließe dieſes Kapitel mit der Bemerkung, daß, wenn ich mich hier mehr in Einzelnheiten eingelaſſen habe, als bei der Schilderung der übrigen Länder, dieſes hauptſächlich deshalb geſchah, weil das Paſchalik Achalzich verhältnißmäßig weniger bekannt und beſucht iſt.

# Achtzehntes Kapitel.

## Der Weiſe von Adigion, das Dach der Wittwe, und der Wettkampf der Weisheit.

Nach der Eroberung des Paſchaliks Achalzig durch Paskjéwitſch verließen faſt alle türkiſchen Einwohner die Hauptſtadt, und ſiedelten nach Anatolien über, um nicht unter ruſſiſcher Botmäßigkeit zu ſtehen.

Die türkiſchen Auswanderer wurden zu einem großen Theile erſetzt durch armeniſche Einwanderer, welche als Chriſten die Herrſchaft des weißen Zaren der des Statthalters Muhammeds vorzogen.

Unter den wenigen, in Achalzich zurückgebliebenen Türken, war der hervorragendſte Omar-Effendi, ein Schriftgelehrter, den ein kleiner Grundbeſitz in dem unweit der Hauptſtadt gelegenen Dorfe Adigion, ſo wie beſondere Gunſtbezeugungen der ruſſiſchen Regierung, an die Scholle feſſelten.

Der aufmerkſame Leſer wird ſich erinnern, daß Mirza-Schaffy, gleich im Beginn unſerer Bekanntſchaft, der Weisheit Omar-Effendi's rühmend gedachte, wie denn überhaupt die gute Meinung des ehrwürdigen Mirza über die andern Weiſen des Morgenlandes ſich bemeſſen ließ nach der Entfernung, in welcher ſie von ihm wohnten, oder der Anerkennung, welche ſie ihm zollten.

Es that ſeiner Schule der Weisheit keinen Eintrag, Abbas-Kuli-Chan zu rühmen, der in Baku, am Kaſpi-

ſchen Meere hauſte, oder Omar-Effendi, der in der Wildniß von Adigion Nachtigallen und Roſen beſang.

Die Schriftgelehrten von Tiflis aber mußten gedemüthigt werden, weil ſie ſich für weiſer hielten als Mirza-Schaffy, und weil hier der Gedanke der Konkurrenz zu nahe lag.

Als ich den Weiſen von Gjändſha einmal fragte, wie er es vereinbaren könne mit ſeinen Grundſätzen, in freundſchaftlichen Beziehungen zu ſo vielen gläubigen Prieſtern und Schriftgelehrten zu ſtehen, wie von der Sekte der Sunniten, ſo von der Sekte der Schiiten, antwortete er:

»Wie Du unweiſe redeſt, o Jünger! was gehen mich die Sekten und Spaltungen der Kirche an? Jede Schafheerde will ihren Hirten haben, und jede Gemeinde ihren Prediger; ein Jeglicher treibt ſein Geſchäft auf ſeine Weiſe, denn der Menſch will leben. Die Weiſen müſſen ſich mehr nach den Thoren richten, als die Thoren nach den Weiſen, denn der Thoren ſind viele, und der Weiſen ſind wenige. Der Kaufmann rühmt ſeine Waaren, und die Menſchen kaufen davon nach ihrem Bedürfniß; der Mullah rühmt die waſſerreichen Gärten des Paradieſes, und die Menſchen glauben daran nach ihrem Bedürfniß.

»Wenn aber der Kaufmann ſagen wollte: meine Waare iſt ſchlecht — ſo würde er zum Bettler werden und ſeine Kunden verlieren. Die Kunden aber würden nicht nackt gehen deshalb, ſondern ihre Waaren von andern Kaufleuten nehmen.

»Und wenn der Mullah ſagen wollte: meine Lehre iſt falſch — ſo würden die Thoren ihn ſteinigen, und einen andern an ſeine Stelle ſetzen. Aber jemehr er ſich ihrer Thorheit anbequemt, für deſto weiſer werden ſie ihn halten. Nur nach und nach findet die Wahrheit Eingang bei den Menſchen; nur nach und nach keimt das Saatkorn und treibt Frucht.

»Aber ſoll man kein Licht anzünden, weil die Sonne nicht ſcheint in der Nacht? Soll man den Verſtand ſchelten, weil er auf Koſten des Unverſtandes leben muß? Was ſagt

Saadi: — »»Soll man das ſchöne Himmelslicht anklagen, weil die Fledermäuſe der Sonne Strahlen nicht ertragen können? Eher mögen tauſend Fledermausaugen geblendet werden, als daß die Sonne ſich deshalb verfinſtere!«« —

* * *

Mirza-Schaffy hatte ſchon in den erſten Monaten unſers Beiſammenſeins an Omar-Effendi geſchrieben: es hauſe jetzt in Tiflis ein junger Alim aus dem Abendlande, der bei ihm die Weisheit lerne, und der ſpäter auch eine Wallfahrt zu Omar-Effendi unternehmen werde, um ſeine Sprüche der Weisheit zu erforſchen.

Mein beſcheidenes Daſein war alſo nicht nur dem Weiſen von Adigion längſt bekannt, ſondern durch dieſen auch zur Kenntniß der ganzen Nachbarſchaft gekommen, wo Omar Effendi nicht wenig an Anſehen gewonnen hatte bei der Nachricht, daß ſein Mund der Born ſei, dazu die Weiſen des Abendlandes gepilgert kämen, um daraus zu ſchöpfen.

Es blieb nur übrig, das Verheißene in Erfüllung zu bringen. Bei meiner Ankunft in Achalzich erfuhr ich, daß Omar-Effendi bereits vor einigen Wochen die Stadt verlaſſen, und ſeine Sommerwohnung in Adigion bezogen habe.

Ehe ich meine Ausflüge in's Innere des Paſchaliks antrat, entſandte ich die Botſchaft an den Weiſen, daß ich den Stab der Pilgerfahrt ergreifen und demnächſt bei ihm eintreffen werde.

Nach meiner Rückkehr von Abbas-Tuman fand ich eine Antwort von Omar-Effendi vor, worin er mir ſein Herz und ſeinen Verſtand zu Füßen legte und ſagte, daß die Schwelle ſeines Hauſes nach dem Glücke ſeufze, von meinen Füßen berührt zu werden.

Ein ruſſiſcher Offizier, der eine Dienſtreiſe in das Innere des Landes zu machen hatte, bot mir ſeine Begleitung bis

Adigion an; Giorgi bat mich um die Erlaubniß, Juſſuf, unſern Wirth, und noch einige Verwandte mitnehmen zu dürfen, ſo daß die Geſellſchaft, mit der Koſaken-Eskorte, einen ganz ſtattlichen Reiterzug bildete.

Von den vielen Dörfern, welche wir auf der Reiſe paſſirten, verdient nur das ſeiner Größe und ſeiner ſchönen Moſchee wegen bemerkenswerthe Suchilis beſondere Erwähnung Wir machten hier eine Stunde Halt, um die Pferde etwas verſchnaufen zu laſſen.

Vorüberreitende Türken mußten inzwiſchen die Nachricht nach Adigion gebracht haben, daß eine Karawane im Anzuge ſei, denn noch ehe wir einritten in das Dorf, kamen uns Botſchafter von Omar-Effendi entgegen, welche Teppiche vor uns ausbreiteten, und uns mit Milch und ſüßen Früchten bewirtheten.

Trotz der Untiefen der ſchmutzigen Gaſſen von Adigion, und trotz der von furchtbarem Bellen begleiteten Angriffe der ſchaarenweis auf uns losſtürzenden Hunde des Ortes, kamen wir mit einbrechender Dämmerung glücklich vor dem Hauſe Omar-Effendi's an.

Das ganze Dach, ſo wie der Balkon, waren mit Menſchen angefüllt, und Sänger waren aufgeſtellt, uns mit Saitenſpiel und Geſang zu begrüßen.

Nach dem für Alle geltenden, landesüblichen Gruße, die Hand an Herz und Stirn zu legen, wandte ſich Omar Effendi zu mir und ſprach: »Möge Deinen Fußtapfen Glück folgen! Mein Haus iſt Dein Haus! Deine Wünſche ſind mir Befehle!«

Darauf wurden noch eine Menge der ſchmeichelhafteſten Phraſen gewechſelt.

»Was ſagt Togrul-Ben-Arslan! — rief der Weiſe, — »Das Angeſicht meines Gaſtes entzückte mich, alſo, daß mein Herz überquoll vor Freude!«

»Was ſagt Fiſuli! — entgegnete ich — »So bin ich armer Wanderer zu Dir gekommen, wie ein Tropfen Waſſer, der zum Ozean geſchwommen!«

Inzwiſchen dauerte der Geſang und das Saitenſpiel ohne Unterbrechung fort.

Ich laſſe hier beiſpielshalber einige Verſe von einem mir zu Ehren gedichteten Liede folgen, welches ich wenigſtens zwanzig Mal unter dem furchtbarſten Akkompagnement hören mußte:

„Den jungen Fremdling aus dem Abendland
Beſingen wir;
Ihn, der den Pfad zum Born der Weisheit fand,
Beſingen wir.

Wir preiſen ſeinen Muth, ſein kühnes Wagen —
Sein gutes Roß, ſein faltenreich Gewand
Beſingen wir.

Wir ſtreuen Blumen vor des Pilgrims Füße,
Und ſeines Hauptes Weisheit und Verſtand
Beſingen wir.

Willkommen ſei der Fremdling unſerm Hauſe!
Ihn, der des Weges Mühſal überwand,
Beſingen wir.“

Trotz der dunkel hereinbrechenden Nacht blieben wir auf dem Balkon, der durch ein halb Dutzend rieſig langer, aus geöltem Papier beſtehenden Laternen erleuchtet wurde.

Fortwährend wurden Früchte, Milchſpeiſen verſchiedener Art und ſüßes Backwerk herumgereicht.

Meinem ruſſiſchen Freunde, dem die ganze Scene ſo komiſch erſchien, daß er nur mit Mühe durch fortwährenden Genuß der dicken Milch das Lachen unterdrücken konnte, war etwas unwohl geworden. Er klagte mir ſeine Noth, denn es

war kein Ausweg zu finden, ohne eine allgemeine Störung herbeizuführen.

Der Balkon führte in das Selamlik (Begrüßungszimmer), welches wiederum mit den andern Gemächern des Hauſes in Verbindung ſtand. Allein dort hinzugehen, wäre gegen alle Sitte des Landes geweſen; es blieb ſonach nichts übrig, als vom Balkon herab auf die Dächer der angrenzenden Häuſer zu ſteigen, was aber wegen der vielen Hunde ſehr gefährlich war.

Ich wendete mich an Omar-Effendi und ſagte: O Weiſer! löſe mir dies Räthſel: es ſteht geſchrieben, der Geiſt ſei gewaltiger als der Körper, — und doch hat dieſer mehr Gewalt über jenen, als jener über dieſen. Wenn der Geiſt ſich zum Himmel emporſchwingt, ſo kann er den Körper nicht mitnehmen — wenn aber der Körper ſeine gewöhnlichſten Bedürfniſſe hat, ſo muß die unſterbliche Seele ihm folgen!

Omar-Effendi lächelte, winkte einigen Leuten und befahl ihnen, Laternen zu bereiten, um zu leuchten, und Knittel, zur Abwehr der Hunde.

In wenigen Minuten erſchienen acht dickbeturbante Türken, und ſtiegen mit meinem ruſſiſchen Freunde den Balkon hinab, auf die angrenzenden, terraſſenförmig gebauten Häuſer.

Ein rieſiger Türke, in blutrothem Gewande, führte den Zug, in der Hand eine lange Laterne tragend; der zweite Laternenträger ging hinterher, während die übrigen Begleiter, mit furchtbaren Knitteln bewaffnet, den Ruſſen in die Mitte nahmen, um ihn vor den wolfähnlichen, von allen Seiten heranſtürzenden Hunden zu ſchützen.

Von Zeit zu Zeit blieben ſie ſtehen, um zu erforſchen, ob der richtige Anhaltpunkt gefunden ſei.

»Weſſen Dach iſt dieſes?« fragte der erſte Laternenträger.

»Abdullah's, des Kaufmanns!« erwiederte der zweite.

»Das iſt gefährlich; hier können wir nicht bleiben.«

Und ſie ſtiegen weiter hinab auf ein ganz niedriges Haus.

»Weſſen Dach iſt dieſes?«

»Das Dach der Wittwe Ibrahim's, des Schneiders!«

Und ſie ließen ſich nieder auf dem Dache der Wittwe.

Am folgenden Tage reiſte der Offizier weiter, Juſſuf und ſeine Verwandten kehrten nach Achalzich zurück, und ich blieb mit Giorgi allein bei Omar-Effendi.

Wir beſuchten gemeinſchaftlich die in der Nachbarſchaft von Adigion hart an der türkiſchen Grenze belegenen, ziemlich wohlerhaltenen, aber ebenfalls in einen Kuhſtall umgewandelten Ruinen einer alten georgiſchen Kirche, welche, nach Bauart und Inſchriften zu ſchließen, aus der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung datirt.

Nachdem ich eine Zeichnung von der Kirche entworfen und die Inſchriften kopirt hatte, kehrten wir nach Adigion zurück, wo ich mit Omar-Effendi noch einige fröhliche Tage verlebte.

Unſere Mahlzeiten hielten wir gewöhnlich in den obſtreichen Gärten des Dorfes, welche, wie das ganze Land, künſtlich durch Kanäle bewäſſert waren. Auf den dunklen Raſen wurde ein Teppich gelegt, darüber eine kaum ſechs Zoll hohe Tiſchſcheibe geſtellt, und rund umher ſaßen wir mit untergeſchlagenen Beinen. Ein paar der angeſeheneren Einwohner des Dorfes befanden ſich gewöhnlich in unſerer Geſellſchaft, während andere in großer Zahl ſich freiwillig zu unſerer Bedienung anboten.

Wein wurde an der ſonſt reichlich beſetzten Tafel nicht getrunken; ſchlechte Muſik, mittelmäßiger Geſang und gute Laune mußten Erſatz dafür bieten.

Ich konnte nicht genau ermitteln, ob Omar-Effendi aus Rückſicht für ſeine ſtrenggläubige Umgebung, oder aus eigenem Feſthalten an den Satzungen des Koran ſich den Genuß des Weines verſagte.

Ich glaube, daß das Erſtere der Fall war, da die Lieder, welche er mir vorſang, ſämmtlich überfloſſen vom Ruhme des

Weines. Gewohnt, mich überall ſtreng der Sitte des Hauſes meiner Gaſtfreunde anzubequemen, wagte ich nicht, Omar Effendi um Aufklärung des kitzlichen Punktes zu bitten.

Ich mußte meinem Wirthe alle Lieder und Sprüche der Weisheit ſagen, die ich von Mirza-Schaffy gelernt hatte, und der Weiſe von Adigion ſang mir dafür die ſeinigen vor. Ich fand darin eben ſo viel Anmaßung und Selbſtgefühl, aber bei Weitem nicht die Friſche und Originalität, wie in den Geſängen Mirza-Schaffy's.

Wir ſchrieben gemeinſchaftlich Briefe an Mirza-Schaffy; mein Wirth, um ſeine Freude über meinen Beſuch auszudrücken, und ich, um ihm nach langer Trennung wieder einen Bericht von meinen Erlebniſſen zu geben.

Wir rühmten gegenſeitig unſere Handſchrift, denn auf das Schönſchreiben wird im Orient ein ungemein großer Werth gelegt; ja, es wird als ein weſentlicher Beſtandtheil der Weisheit betrachtet. Darum kommt es hier nicht ſelten vor, daß ein Schriftgelehrter den andern auffordert, ihm einen Beweis ſeiner Schreibekunſt zu geben, und ihn verhöhnt, wenn die Probe ſchlecht ausfällt.

Die Artigkeiten, welche Omar-Effendi mir über meinen Brief ſagte, — den ich ihm zeigte, wie er mir den ſeinigen, — ſchrieb ich alle auf Rechnung Mirza-Schaffy's.

»Du thuſt wohl — entgegnete er — Deinen Lehrer zu preiſen; aber die Weisheit läßt ſich nicht ganz ſo verſchenken, wie ein anderes Ding: nur halb kann ſie gegeben, halb muß ſie gewonnen werden. Es läßt ſich kein Baum pflanzen auf Steinen, und keine Weisheit im Kopfe eines Thoren. Was ſagt Hafis:

„Nie wirſt Du das Juwel Deiner Wünſche erlangen
Durch eigene Mühe —
Und doch nie, o Hafis! wird es zu Dir gelangen
Ohne eigene Mühe!“

Ich zitirte ihm zur Entgegnung die Stelle aus der Bibel, wo es heißt: »Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, dem wird noch genommen was er hat.«

Er nickte einverſtändlich mit dem Kopfe, und ich fuhr fort: »Es geht mit den Sprüchen der Weisheit im Kopfe eines Thoren, wie mit dem Gelde in der Hand eines Bettlers, davon Saadi geredet: »In der Hand eines Bettlers bleibt das Geld ſo beſtändig, wie die Geduld im Kopfe eines Verliebten, und das Waſſer im Siebe!«

»Aber eben ſo ſchwer — rief Omar-Effendi — wie es iſt, die Weisheit in die Köpfe der Thoren zu bringen, eben ſo ſchwer iſt es auch, die Thorheit ganz zu vertreiben aus den Köpfen der Weiſen!«

»Weil auf dem fruchtbarſten Acker — entgegnete ich — auch das Unkraut am beſten gedeiht. Es genügt, wenn der guten Früchte mehr ſind als des Unkrauts, und dazu bedarf es ſchon großer Pflege und großen Kampfes. Ein Gleiches gilt von den Anlagen und Eigenſchaften der Menſchen. Was iſt die Reinlichkeit? ein Kampf gegen den Schmutz; — was iſt die Tugend? ein Kampf gegen das Laſter; — denn jedes gute Ding hat ſeinen ſchlimmen Gegenſatz, und je beſtändiger der Kampf, deſto größer der Werth des Menſchen, weil ſeine Kräfte nicht ermatten, ſondern geſtärkt werden in ſolchem Kampfe.«

Omar-Effendi ſah eine Zeitlang ſchweigend vor ſich hin, klopfte ſeine Tſchibuq aus, rückte an ſeinem Turban, und dann wandte er ſich zu mir und ſagte mit ernſtem Geſichte: »Ich möchte wiſſen, wer von uns Beiden der Weiſeſte iſt!«

Ich hatte Mühe, bei dieſer ſeltſamen Frage das Lachen zu unterdrücken, aber ich bezwang mich und erwiederte: »Wie kannſt Du ſolche Frage thun? Was iſt ein Waſſertropfen im Vergleich zur Perle? Was iſt ein Staubkorn im Vergleich zum Diamanten? Was bin ich im Vergleich zu Dir?«

Er lächelte zufrieden über meine Antwort, aber bestand nichtsdestoweniger darauf, zu erforschen, wer von uns Beiden der Weiseste wäre.

Ich war neugierig, wie er seine Forschungen anstellen würde. Er ging in's Haus, holte ein paar gleiche Stücke Papier, gab mir eines davon, legte das andere vor sich auf's Knie zum Schreiben, und sagte: »Nun schreib', ich werde zu gleicher Zeit mit Dir anfangen!«

Da ich noch immer nicht fassen konnte, wo er hinaus wollte, fragte ich ihn: »Sag' mir, o Omar-Effendi! was ist Dein Rath und Begehren?«

Er bedeutete mich, ich solle ihn in Versen besingen, und er werde mich besingen, und wer von uns am ehesten das Blatt Papier ausfüllte, der sollte der Weiseste sein.

Ich hatte Mühe, ihm klar zu machen, daß es ein großer Unterschied sei, sich nothdürftig in einer fremden Sprache ausdrücken zu können, oder Gasels darin zu schmieden. »Und wenn ich noch zwanzig Jahre Türkisch lernte — schloß ich — so würde ich doch nimmer so schöne Verse drin schreiben können wie Du!«

»So schreib' Du in Deiner Sprache — entgegnete er — und ich werde in meiner schreiben. Nachher aber sagst Du mir, so gut Du kannst, was Du geschrieben.«

Ich mußte mich fügen; wir setzten uns nieder, und der Wettkampf der Weisheit begann.

Es war mir natürlich leichter, eine Seite deutscher Knittelverse zu schreiben, als es ihm sein konnte, eine Seite mit seinen türkischen Hieroglyphen anzufüllen.

Ich schrieb was mir eben durch den Kopf fuhr, und als er bemerkte, wie ich meine Feder rührig handhabte, während er kaum ein Dutzend Buchstaben gemalt hatte, rief er mir zu, ja aufmerksam zu schreiben, denn er werde das Blatt

bewahren, und zeigen, wenn einmal wieder ein Weiſer aus dem Abendlande zu ihm gepilgert käme.

Ich ſchrieb langſam weiter; da ich aber ein ſchlechter Gelegenheitsdichter bin, ſo konnt' ich nichts Beſſeres thun, als die Knittelverſe zu vollenden in der Weiſe wie ich ſie begonnen hatte.

Ich war fertig, ehe er noch die Hälfte ſeines Blattes beſchrieben hatte, aber ich ſchwieg, und zog unbemerkt mein Notizbuch aus der Taſche, um die Verſe abzuſchreiben, zum Andenken an den ſeltſamen Kampf der Weisheit in Adigion.

Doch ſelbſt nachdem ich die Abſchrift genommen hatte, war Omar-Effendi noch immer nicht fertig.

»Haſt Du Dein Gedicht vollendet?« fragte er nach einer Weile.

Ich antwortete »Ja.«

»Zeige was Du geſchrieben!«

Ich ſuchte ihm die Knittelverſe zu verdolmetſchen, ſo gut es gehen wollte.

Und da vielleicht auch mancher Leſer neugierig iſt, den Inhalt jenes Blattes zu kennen, ſo laſſe ich den Urtext hier folgen, ungefeilt und unverfälſcht, in treuer Abſchrift aus meinem Tagebuche, um der Wahrheit getreu zu bleiben, ſo ſehr auch die Verſe darunter leiden mögen.

### An Omar-Effendi.

Ein Jeder hat ſein Schickſal hier im Leben,
Wie's Allah ihm, der Einige, gegeben.
Erfüllt der Menſch, was ihm das Herz bewegt,
Thut er, was Allah ihm in's Herz gelegt.
Mir ward der Hang, durch alle Welt zu wandern,
Daß ich der Menſchen Thun und Treiben lerne —
So zog' ich fort, von einem Land zum andern,
Und ließ die Heimat und die Meinen ferne.

Wohl oft fand ich, was Aug' und Herz ergötzte,
Doch nie, was meine Heimat mir erſetzte!
Ob trüb, ob heiter meines Schickſals Sterne,
Die Blicke ſchweiften heimwärts in die Ferne.
Bei Dir, o Omar! nur, ſah ich und hört' ich
Das Ferne nicht, und nur was gegenwärtig
Erfüllte mich: ſo freudebringend ward
In Deinem Hauſe mir die Gegenwart!
Ich wiegte mich auf Deiner Gärten Matten,
Ich ward gekühlt von Deiner Bäume Schatten,
Zum Klang der Tſchengjir ſchollen Luſtgeſänge,
Es harrte meines Winks der Diener Menge;
Ich labte mich an Deiner Weisheit Wort,
Du ſcheuchteſt Sorgen, Gram und Zweifel fort;
Ich ward geſonnt von Deiner Freundſchaft Blick,
Omar, bei Dir Nichts fehlte meinem Glück!
Gelobt ſei Allah, daß er mir im Leben
Durch Dich ſolch' ſchönen Augenblick gegeben!
Lob, Preis ihm, daß er Dir mich ließ begegnen,
Und mög' er Dich und alles Deine ſegnen!

Der Weiſe ſchien ſehr erfreut zu ſein über das Bild, welches ich von dem Genuß ſeiner Gaſtfreundſchaft gezeichnet; aber er weigerte ſich, mir das von ihm beſchriebene Blatt zu geben. Er ſagte, es ſei ihm nicht gelungen wie er es wünſchte, und er wolle mir etwas Beſſeres dafür aufſchreiben.

Da ich aber zuerſt fertig geworden war, ſo entſchied er den Kampf der Weisheit folgendermaßen: »In Deinem Stamme biſt Du der Weiſeſte — in meinem Stamme bin ich der Weiſeſte!«

Darauf drückte er kräftig meine Hand, und ging in ſein Harem, mit dem Verſprechen, bald zurückzukommen.

Nach einer Viertelſtunde erſchien er wieder und ſagte, er habe ſeiner Fatima erzählt von den Redeblumen, womit ich ſein Haus überſchüttet, und ſie habe mir dafür ein Geſchenk zugedacht, einen prächtig geſtickten Tabaksbeutel.

»Es ist eigentlich nicht schicklich für den Mann — fuhr er fort — von seinen Frauen zu sprechen, aber ich mache eine Ausnahme, um Dich zu ehren. Und hier — sagte er, indem er ein altes Buch aus seinem Gewande zog — hast Du ein Andenken von mir. Es ist das Beste, was ich Dir anbieten kann, denn es sind meine, meines Vaters und meines Großvaters Gedichte darin! Nimm es und behalt' es als Preis für den Sieg im Kampfe der Weisheit!«

Noch nicht zufrieden mit diesen reichen Gunstbezeugungen, setzte er sich nieder und schrieb mir das Gedicht auf, wodurch er das Herz seiner Fatima gewonnen. Es lautet in der Uebersetzung wie folgt:

„Welchen Werth, sprich, kann die Rose haben,
Wenn im Garten keine Nachtigallen?
Welchen Werth, sprich, kann Dein Haupthaar haben,
Wenn die Locken nicht vom Nacken wallen?

Mögst Du noch so schönen Wuchses prangen,
Mög' auch Rosenröthe Deine Wangen,
Nachtigallensang den Mund durchzieh'n:
Welchen Werth, sprich, hat Dein Leib, wenn ihn
Des Geliebten Arme nicht umfangen?
O, Fatima! stille mein Verlangen!"

* * *

Der schöne Tabaksbeutel wurde mir später in Konstantinopel gestohlen; das kostbare Buch aber besitze ich noch unversehrt; dasselbe befindet sich in diesem Augenblicke in den Händen des Herrn Professor Petermann, dem ich es geliehen habe mit dem Wunsche es herauszugeben, wozu mir selbst leider Zeit und Gelehrsamkeit mangelt.

# Neunzehntes Kapitel.

## Tiflis im Spätsommer. Rückkehr in die Schule der Weisheit.

Ueber Chertwis, Zalka und Manglis kehrte ich nach Tiflis zurück, um den Winter dort zuzubringen.

Der Geleitspruch, welchen mir Omar-Effendi mit auf den Weg gab, war wieder aus dem Gjüliſtan des Saadi, und lautete:

»Ein neu gepflanzter Baum kann durch einen ſtarken Mann leicht wieder aus der Erde gezogen werden; ſo der Baum aber eine Zeitlang geſtanden, und tiefe Wurzeln geſchlagen, wird man ihn ſelbſt mit einem Geſpann Pferde nicht herausreißen können.«

* * *

Es war am 8. Auguſt alten, oder am 20. Auguſt neuen Stils, als ich wieder in Tiflis eintraf, wo die Hitze noch ſo unerträglich war, daß ich ſofort auf's Neue einen längeren Ausflug in's Gebirge unternommen hätte, wenn das mit meinen maßgebenden Plänen und Umſtänden vereinbar geweſen wäre. Die durchſchnittlich höchſte Temperatur blieb bis zu Anfang September 25° R. im Schatten, eine Hitze die ſich vorübergehend ganz wohl ertragen läßt, die aber in Tiflis

deshalb so unerträglich ist, weil sie in Folge der eigenthümlichen Lage dieser von kahlen Bergen eingeschlossenen, wasserarmen Stadt selbst während der Nacht nur um wenige Grade abnimmt, so daß es fast zur Unmöglichkeit wird in geschlossenen Zimmern zu schlafen, und Jeder, wer es irgend einrichten kann, sein Lager auf dem Söller, dem Balkon oder der Gallerie des Hauses aufschlägt.

Durch die schon im Mai beginnende und über vier Monat anhaltende drückende Hitze werden in Tiflis verhältnißmäßig alljährlich eben so viele Menschen hingerafft, als wenn an anderen Orten irgend eine bösartige Seuche wüthet. Am meisten aber haben die Russen, wie überhaupt alle Fremden darunter zu leiden, welche in den (hier trotz ihrer Unzweckmäßigkeit leider immer mehr überhand nehmenden) nach europäischer Weise gebauten Häusern wohnen, während die Wohnungen der Georgier durch ihre eigenthümliche (an Süd-Italien und Griechenland erinnernde) Bauart und Einrichtung den wirksamsten Schutz gegen die Hitze bieten. Dieselben bestehen nämlich aus einem einzigen, halb unterirdischen, massiven Geschosse, welches als Dach eine wagerechte Schicht Lehm und Erde von etwa zwei Fuß Dicke auf sich trägt. Diese thonige, rings mit Kräutern bewachsene Erdlage zieht bei Nacht die Feuchtigkeit der Atmosphäre in sich hinein, welche in der Tageshitze wieder verdunstet und solchergestalt eine wesentliche Abkühlung erzeugt [1]). Eben so wirksam ist das während der heißen Tagesstunden von den Georgiern und Tataren oft wiederholte Besprengen des lehmgestampften Fußbodens. Mehr oder minder theilen alle georgischen und tatarischen Wohnungen die Eigenschaft unserer Keller, im Winter warm, und im Sommer kühl zu sein.

Ich war nicht so glücklich, der Vortheile eines georgischen Hauses theilhaftig zu werden, da mein Hauswirth, der armenische Fürst Tumanoff, obschon ein Landeseingeborener und

in ſeiner inneren Häuslichkeit ganz aſiatiſch eingerichtet, ſeinen Wohnungsgebäuden nach Außen einen europäiſchen Anſtrich zu geben bemüht geweſen war. Das Einzige worin er ſeinem heimatlichen Brauche auch nach Außen treu geblieben, war die ſchattige Gallerie, womit er das Haus umzogen hatte, und worauf ich während der heißen Jahreszeit faſt ausſchließlich wohnte und ſchlief. Hier wurde auch nach meiner Rückkehr von Achalzich, unter der Leitung Mirza-Schaffy's, der ſich durch die drückende Hitze wenig in ſeinen Gewohnheiten ſtören ließ, die Schule der Weisheit wieder eröffnet.

* * *

Der aufmerkſame Leſer wird ſich erinnern, daß mir Mirza-Schaffy nach meiner Rückkehr aus Armenien eine Sammlung ſeiner Lieder ſchenkte, welche er als den »Schlüſſel zur Weisheit« bezeichnete. Er ſchrieb dazu eine Vorrede, gleichſam um ſich vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, daß er ſeine größtentheils ſpielend gemachten Verſe zu Papier gebracht, denn im Grunde legte er, trotz des überall durchklingenden Selbſtlobes, wenig Gewicht darauf. Wenn es je einen Menſchen gegeben, der Thaten höher ſchätzte als Worte, ſo war es Mirza-Schaffy.

Viele der Lieder des Weiſen von Gjändſha, welche er auf Sängerfeſten oder ſonſt bei feierlichen Anläſſen geſungen, leben im Munde der Georgier und Tataren, ohne daß es ihm ſelbſt jemals eingefallen wäre, ſie durch das geſchriebene Wort feſtzuhalten. Man würde häufig gar nicht wiſſen, daß ſie von ihm herrühren, wenn es nicht orientaliſcher Brauch wäre, den Dichternamen jedem Gaſel einzuverleiben. Bekanntlich geſchieht dieſes meiſt auf höchſt naive Weiſe, indem der Dichter mit einer Fülle von Selbſtlob beginnt oder endet. Wie z. B. bei Hafis:

„Wer in Geſang und Melodie
Hafiſens Kunſt erreichen will,
Der gleicht der armen Schwalbe, die
Dem Adler ſich vergleichen will!“

Oder bei Mirza-Schaffy:

„Mirza-Schaffy! wie lieblich
Iſt Deiner Weisheitſprüche Klang!
Du machſt das Lied zur Rede,
Du machſt die Rede zu Geſang!“

* * *

Diejenigen Gedichte Mirza-Schaffy's, welche ſich überſetzen ließen, ohne Gehalt und Geſtalt des Originals weſentlich zu beeinträchtigen, führe ich dem Leſer hier in deutſchem Gewande vor.

Und da die meiſten gleichſam unter meinen Augen entſtanden und die Geſchichte ihres Entſtehens zuweilen eben ſo intereſſant iſt wie die Lieder ſelbſt, ſo flechte ich von den begleitenden Umſtänden Alles ein, was mir Intereſſantes davon im Gedächtniß geblieben.

Die Vorrede zum Buche der Weisheit lautet in der Ueberſetzung wie folgt:

Im Namen Allah's des Barmherzigen, des Erbarmungsreichen!

Nachdem wir dem Schöpfer des Himmels und Erde Lob und Preis dargebracht, beginnen wir, dieſes Buches eigentliche Natur und Beſchaffenheit zu offenbaren.

Auf wiederholtes Verlangen und Begehren ſeines Freundes und Jüngers Bunſten-Effendi [2]) (möge Gott ſeine Tage vermehren!) hat Mirza-Schaffy (deſſen Zuſtände Allah verbeſſern möge!) eine Sammlung ſeiner Kaßiden, Gaſels, Mokataat [3]), Mesnewiat [4]) und Rubajat [5]) in dieſes Buch ge-

ſchrieben, als eine Quelle der Erkenntniß, daraus die Thoren ſchöpfen und daran die Weiſen ſich erquicken mögen.

Es ſind in dieſer Sammlung enthalten Lieder der Freude, der Liebe und des Weines; Lieder des Troſtes und der Ermunterung; Lieder zum Preiſe alles Schönen und Guten, und Lieder zum Tadel und zur Geißel alles Schlechten und Gemeinen; Saatkörner der Weisheit, gemacht um ausgeſtreut zu werden auf den Acker der Wißbegier und in die Furchen der Empfänglichkeit; Lieder, gemacht zur Richtſchnur in Geſang und Wohlredenheit, auf daß Die, welche ſich darnach richten, die rechte Mitte halten und das Roß der Rede nicht auf die Bahn der Weitſchweifigkeit rennen laſſen, wie ſchon Nechſchebi geredet:

„Stets, Nechſchebi! im Maß der Mitte bleibe,
Sag' nicht zu wenig und ſag' nicht zu viel —
Und was Du ſchreibſt, nach dieſer Weiſung ſchreibe,
Der Mittelweg führt ſicher Dich an's Ziel!“

Es ſollen dieſe Lieder ferner eine Richtſchnur ſein zur Unterſcheidung der Werke ſchlechter Dichter und Heuchler (Schmutz auf ihr Haupt!) von den Werken ſolcher Dichter, welche aus der eigenen Bruſt ſchöpfen und ſtets die Bahn der Aufrichtigkeit wandeln, wofür es untrügliche Zeichen giebt. Ein ſchlechter Dichter iſt zu vergleichen einem Sumpfe, dem Keiner auf den Grund ſehen kann, nicht weil er tief, ſondern weil er unklar iſt, und daraus Niemand ſchöpfen kann, um ſich zu laben, noch um ſich rein zu waſchen von ſeiner Thorheit.

Von dem guten Dichter aber gilt wie geſchrieben ſteht:

„Er rühmt ſich hohen Beſitzes,
Und läßt ſeine Stimme ertönen
Als Fürſt auf dem Throne des Witzes
Und Herrſcher im Reiche des Schönen.“

Wodurch iſt Schiras wohl, die Stadt
Berühmt mit Roſ' und Wein geworden?
Wodurch berühmt der Rokuabad,
Berühmt Moſella's Hain geworden?

Nicht ihre Schönheit war der Grund,
Viel Schöneres auf Erden giebt es —
Sie ſind berühmt durch Dein Gedicht,
Durch Dich, Hafis! allein geworden!

Das Bonzenthum haſt Du geſtürzt,
Und Schiras' Ruhm haſt Du gegründet —
Es iſt durch Dich das Kleine groß,
Durch Dich das Große klein geworden!

Verherrlicht haſt Du Stadt und Hain,
Verſchönt den Strom und ſeine Ufer —
Durch Dich iſt jeder Stein der Stadt
Zu einem Edelſtein geworden!

Auch Tiflis iſt an Schönheit reich,
Hat Roſen, Wein und ſchmucke Mädchen —
Und durch Dich ſelbſt, Mirza-Schaffy,
Iſt auch ein Sänger ſein geworden!

Drum ſoll, was Schiras durch Hafis,
Tiflis durch Deine Lieder werden —
Denn aller Zubehör iſt Dir
Im herrlichſten Verein geworden.

Die ſtromdurchrauſchte Gartenſtadt,
Umragt von himmelhohen Bergen,
Und was darinnen blüht und lebt,
Mirza-Schaffy! iſt Dein geworden!

Ihr ſchönen Mädchen (merkt Euch das!)
Gehört jetzt mir und meinem Liede!
Mein ſind nun Augen, Wang' und Mund,
Sammt ihrem Glanz und Schein geworden!

Zum Paradieſe wird mein Lied
Für Schönheit, Blumen, Wein und Liebe —
Was eingeht in dies Paradies,
Iſt aller Sünden rein geworden!

Doch eine Hölle wird es ſein
Für Bonzen, Kuß- und Weinverächter —
Für dies Geſchlecht iſt jeder Vers
Zur Stätte ew'ger Pein geworden!

So ſoll durch alle Lande nun
Mirza-Schaffy! Dein Lied ertönen —
Für alles ſchöne Sein und Thun
Iſt es ein Wiederſchein geworden!

* * *

Du ſandteſt Deine Jünger aus,
Und es geſchah, wie Du verheißen:
Berühmt iſt Tiflis durch Dein Lied
Vom Kyros bis zum Rhein geworden.

---

Komm, Jünger, her! ich will Dich Weisheit lehren,
Du ſollſt des Daſeins Werth erkennen lernen —
Du ſollſt zum ächten Glauben Dich bekehren,
Das Wahre von dem Falſchen trennen lernen:

Die Lehre, wie des Wahns, der Thorheit Klippen
Klug zu umgeh'n, ſoll Dir im Liede werden —
Wohlredenheit und Anmuth Deinen Lippen
Und Deinem Herzen Glück und Friede werden!

Fort aus der alten Satzung dumpfen Räumen
Will ich den Fuß zu beſſerm Streben führen —
Bei Wein und Liebe, unter Roſenbäumen
Sollſt Du ein neues ſchön'res Leben führen!

Und wenn Du übſt was meine Lieder predigen,
So ſollſt Du's offen, frohen Muthes üben,
Der Heuchelei, des Truges Dich entledigen,
Und im Geheimen nichts als Gutes üben!

Kein Schwert hab' ich, die Thoren zu bekehren,
Wer Weisheit übt, legt Andern keinen Zwang auf;
Mein Joch iſt leicht — der Kern von meinen Lehren
Löſt ſich in Wein, in Liebe und Geſang auf.

Unendlich iſt der Schönheit Zauberkreis,
Unendlich ſehnſuchtsvollen Dranges bleiben
Die Menſchenherzen — doch wird ſtets der Preis
Den Zaubertönen des Geſanges bleiben!

---

Höre was der Volksmund ſpricht:
Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon ſein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit ſpricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben —
Und doch ſingt Mirza-Schaffy:
Wer da lügt, muß Prügel haben!

---

Mag bei dem Reden der Wahrheit auch große Gefahr ſein,
Immer doch, Mirza-Schaffy, mußt Du ehrlich und wahr ſein —
Darfſt nicht zum Irrlichte werden im Sumpfe der Lüge,
Denn alles Schöne iſt wahr, und des Schönen kannſt Du nie baar ſein!

Doch zu jeglicher Strafe und Unbill kluger Vermeidung
Hüll' Deine Weisheit in blumiger Worte Verkleidung,
Gleichwie die Traube mit köſtlichem Tranke erfüllt iſt,
Und doch von Laube und grünem Geranke umhüllt iſt.

---

Wo man fröhlich verſammelt in traulicher Runde iſt,
Ohne zu achten, ob's früh oder ſpät an der Stunde iſt —
Wo der Becher von Wein überfließt, und die Lippe von Witz,
Und ein roſiges Kind mit den Zechern im Bunde iſt:
Gerne dort weilſt Du, o Mirza-Schaffy! wo die Weisheit
Hinter den Ohren nicht feucht, und nicht trocken im Munde iſt.

---

Es ſucht der ächte Weiſe
Daß er das Rechte finde:
Jung wird er nicht zum Greiſe,
Alt wird er nicht zum Kinde!

Der Winter treibt keine Blüthe,
Der Sommer treibt kein Eis —
Was früh Dein Herz durchglühte,
Das ziemt Dir nicht als Greis!

Jung ſich enthaltſam preiſen,
Alt toll von Sinnen ſein,
Wird nie des wahren Weiſen
Rath und Beginnen ſein!

---

O ſelig, wem vom Urbeginn
Im Schickſalsbuch geſchrieben iſt,
Daß er beſtimmt zu leichtem Sinn,
Zum Trinken und zum Lieben iſt!

Der Zorn des Bonzen ſtört ihn nicht,
Moſcheenduft bethört ihn nicht —
Ob er allein — beim Becher Wein,
Ob er beim Lieb geblieben iſt!

Solch Loos iſt Dein, Mirza-Schaffy!
Genieß' es ganz und klage nie!
Denk beim Pokal — daß ſtets die Zahl
Der Wochentage ſieben iſt!

Am erſten Tag beginnt der Lauf,
Und erſt am letzten hört er auf —
Wie's kommt, ſo geht's — bedenke ſtets
Daß Glück nicht aufzuſchieben iſt!

Ein leichter Sinn, ein frohes Lied
Iſt Alles was Dir Gott beſchied;
Drum laß den Wahn — verfolg die Bahn,
Auf die Dein Fuß getrieben iſt!

---

Es hat die Roſe ſich beklagt,
Daß gar zu ſchnell der Duft vergehe,
Den ihr der Lenz gegeben habe —

Da hab' ich ihr zum Troſt geſagt,
Daß er durch meine Lieder wehe
Und dort ein ew'ges Leben habe.

---

Woran erkenneſt Du die ſchönſten Blumen?
An ihrer Blüthe!
Woran erkenneſt Du die beſten Weine?
An ihrer Güte!
Woran erkenneſt Du die beſten Menſchen?
An dem Gemüthe!

Woran erkenneſt Du den Scheich und Mufti?
An der Kaputze!
Die Antwort, Freund, iſt richtig — geh' und mache
Sie Dir zu Nutze!

---

Verbittre Dir das junge Leben nicht,
Verſchmähe was Dir Gott gegeben nicht!

Verſchließ Dein Herz der Liebe Offenbarung
Und Deinen Mund dem Trank der Reben nicht!

Sieh, ſchönern Doppellohn als Wein und Liebe,
Beut Dir die Erde für Dein Streben nicht!

Drum ehre ſie als Deine Erdengötter,
Und andern huldige daneben nicht!

Die Thoren die bis zu dem Jenſeits ſchmachten,
Die laſſen leben, doch ſie leben nicht.

Der Mufti mag mit Höll und Teufel drohen,
Die Weiſen hören das und beben nicht.

Der Mufti glaubt, er wiſſe Alles beſſer,
Mirza-Schaffy glaubt das nun eben nicht!

---

Ich liebe die mich lieben
Und haſſe die mich haſſen —
So hab' ich's ſtets getrieben
Und will davon nicht laſſen.

Dem Mann von Kraft und Muthe
Gilt dieſes als das Rechte:
Das Gute für das Gute,
Das Schlechte für das Schlechte!

Man liebt was gut und wacker,
Man kost der Schönheit Wange,
Man pflegt die Saat im Acker —
Doch man zertritt die Schlange.

Unbill an Ehr' und Leibe
Verzeihet nur der Schwache —
Die Milde ziemt dem Weibe,
Dem Manne ziemt die Rache!

---

Im Garten klagt die Nachtigall
Und hängt das feine Köpfchen nieder:
Was hilft's, daß ich so schöne Lieder
Und wunderſüße Töne habe —
So lange ich dies grau Gefieder,
Und nicht der Rose Schöne habe!

Im Blumenbeet die Rose klagt:
Wie soll das Leben mir gefallen?
Was hilft's, daß vor den Blumen allen
Ich Anmuth, Duft und Schöne habe —
So lang ich nicht der Nachtigallen
Gesang und süße Töne habe!

Mirza-Schaffy entschied den Streit.
Er sprach: laßt Euer Klagen beide,
Du Rose mit dem duft'gen Kleide,
Du Nachtigall mit Deinen Liedern:
Vereint, zur Lust und Ohrenweide
Der Menschen Euch in meinen Liedern!

---

Im Winter trink' ich und singe Lieder
Aus Freude, daß der Frühling nah ist —
Und kommt der Frühling, trink' ich wieder
Aus Freude, daß er endlich da ist.

---

Hochauf fliegt mein Herz, ſeit es ſein Glück aus Deines
Glücks Offenbarung zieht —
Und immer kehrt's wieder, wohin es der Liebe
Süße Erfahrung zieht —

Dem Springquell ähnlich, der himmelauf in
Toller Gebahrung zieht,
Und doch immer zurückkehrt von wo er gekommen iſt
Und ſeine Nahrung zieht.

---

Sie hielt mich auf der Straße an
Und fragte: „kannſt Du ſchreiben?“ — Ja! —
„So ſchreib mir einen Talisman!“
— Wird der Dein Weh vertreiben? — „Ja!“

Ich griff ſofort zum Kalemdan.
„Komm — ſprach ſie — treten wir in's Haus,
Dort ſchreibſt Du mir den Talisman,“
— Und darf dann bei Dir bleiben? — „Ja!“

Mit ihr in's Haus trat ich alsdann ....
Mirza-Schaffy, es währte lang!
Doch: ſchriebſt Du ihr den Talisman?
Und half Dein langes Bleiben? — Ja! —

---

## Sprüche der Weisheit.

---

Des Jahres Ende iſt der Neue Anfang.

---

Wer Alles auf's Spiel geſetzt,
Hat ſicher zu viel geſetzt.

---

Ein graues Auge
Ein ſchlaues Auge;
Auf ſchelmiſche Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue;
Doch eines ſchwarzen Augs Gefunkel
Iſt ſtets, wie Gottes Wege, dunkel!

---

Ein Jegliches hat ſeine Zeit,
Ein Jegliches ſein Ziel —
Wer ſich der Liebe ernſt geweiht,
Der treibt ſie nicht als Spiel.

Wer immer ſingt und immer flennt
Von Liebesglück und Schmerz,
Dem fehlt was er am meiſten nennt,
Dem fehlt Gefühl und Herz!

---

Sänger giebt es, die ewig flennen,
In erkünſteltem Gram ſich ſtrecken,
Wimmern als ob ſie ſtürben vor Schmerzen,
Ewig in falſchen Gefühlen entbrennen,
Weil ſie das rechte Gefühl nicht kennen,
Und darum auch in Andrer Herzen
Keine rechten Gefühle wecken.

Hüt' Dich vor ſolcher ſchwindelnden Richtung,
Vor des Geſchmacks und Verſtandes Vernichtung.
Friſch und ureigen
Mußt Du Dich zeigen,
Wie im Gefühle, ſo in der Dichtung.

---

Ich haſſe das ſüßliche Reimgebimmel,
Das ewige Flennen von Hölle und Himmel,
Von Herzen und Schmerzen,
Von Liebe und Triebe,
Von Sonne und Wonne,
Von Luſt und Bruſt,
Und von alledem
Was allzu verbraucht und gemein iſt,
Und weil es bequem,
Allen Thoren genehm,
Doch vernünftigen Menſchen zur Pein iſt.

---

Willſt Du den Geiſt im Geſang erſpüren
Und Dich erfreuen an ſeinem Duft:
Laß Dich nicht von eitlem Klang verführen,
Suche der Erde Gold nicht in der Luft.

---

Meide das ſüßliche Reimgeklingel,
Wenn Dir der Sinn nicht zum Herzen bringt —
Merke Dir, daß oft der gröbeſte Schlingel
Die allerzärtlichſten Verſe ſingt.

---

Wo ſich der Dichter verſteigt in's Unendliche,
Lege ſein Liederbuch ſchnell aus der Hand —
Alles gemeinem Verſtand Unverſtändliche
Hat ſeinen Urquell im Unverſtand.

---

Wenn die Lieder gar zu moſcheenduftig
Und ſchaurig wehn —
Muß es im Kopfe des Dichters ſehr ideenluftig
Und traurig ſtehn.

---

Wer nicht vermag ſeine Lieder zu ſchöpfen
Aus der eigenen Bruſt und der wirklichen Welt,
Der gehört ſelbſt zu den hirnloſen Köpfen,
Denen ſein hirnloſes Lied gefällt.

---

Wer in Bildern und Worten in Liebestönen
Zu überſchwenglich iſt,
Zeigt, daß er dem Geiſte des wahrhaft Schönen
Selbſt unzugänglich iſt.

---

Der kluge Mann ſchweift nicht nach dem Fernen
Um Nahes zu finden,
Und ſeine Hand greift nicht nach den Sternen
Um Licht anzuzünden.

---

Es iſt leicht, eine kluge Grimaſſe zu ſchneiden
Und ein kluges Geſicht,
Und gewichtig zu ſagen: dies mag ich leiden
Und jenes nicht!

Und weil ich dies leiden mag, ſo muß es gut ſein,
Und jenes nicht —
Vor ſolchen Leuten mußt Du auf der Hut ſein
Mit Deinem Gedicht!

---

Zu des Verſtandes und Witzes Umgehung
Iſt nichts geſchickter als Augenverdrehung.

---

Es iſt ein Wahn zu glauben, daß
Unglück den Menſchen beſſer macht.
Es hat dies ganz den Sinn, als ob
Der Roſt ein ſcharfes Meſſer macht,
Der Schmutz die Reinlichkeit befördert,
Der Schlamm ein klares Gewäſſer macht!

---

Wie auf dem Feld nur die Frucht gedeiht,
Wenn ſie Sonne und Regen hat,
Alſo die Thaten des Menſchen nur,
Wenn er Glück und Segen hat!

Wohl mag es im Leben
Der Fälle geben,
Daß Unglück die Seele läutert,
Wie Erfahrung den Blick erweitert.

Es giebt auch Fälle, wo der Arzt
Zur Heilung Gift verſchrieben hat,
Und Gift das Uebel vertrieben hat —
Doch wär' es nicht Uebereilung,
Aus ſolchem Fall die Erfahrung zu nehmen:
Zu jeglichen Uebels Heilung
Sei es nöthig Gift zur Nahrung zu nehmen?

---

Nicht immer am beſten erfahren iſt,
Wer am älteſten von Jahren iſt —
Und wer am meiſten gelitten hat
Nicht immer die beſten Sitten hat!

---

Mirza-Schaffy! Du müßteſt blind ſein,
Von Herzen ein Greis, von Glauben ein Kind ſein,
Wollteſt Du Dich in Deinem Thun und Dichten
Nach Glauben und Satzung der Thoren richten!

---

Es hat einmal ein Thor geſagt,
Daß der Menſch zum Leiden geboren worden;
Seitdem iſt dies, — Gott ſei's geklagt! —
Der Spruch aller gläubigen Thoren worden.

Und weil die Menge aus Thoren beſteht,
Iſt die Luſt im Lande verſchworen worden,
Es iſt der Blick des Volkes kurz,
Und lang ſind ſeine Ohren worden.

## Zwanzigstes Kapitel.

### Eine neue Seite der Weisheit des Mirza-Juſſuf, und ſeine Polemik mit Mirza-Schaffy.

Der aufmerkſame Leſer des erſten Theils von Tauſend und Ein Tag wird ſich gewiß noch Mirza-Jüſſuf's erinnern, des Weiſen von Bagdad, dem Mirza-Schaffy auf ſo ſchlagende Weiſe eine Probe ſeiner hohen Ueberlegenheit gab.

Mirza-Juſſuf hatte, trotz ſeiner Niederlage im Kampfe der Weisheit, die Hoffnung nicht aufgegeben, mich zum Schüler zu gewinnen. Er wagte freilich nicht, mich wieder zu beſuchen, aus Furcht, von dem Weiſen von Gjändſha abermals überraſcht zu werden, aber er wußte andere Mittel und Wege ausfindig zu machen, mich von ſeinen Beſtrebungen in Kenntniß zu ſetzen. Ein Bekannter von mir hatte ſchon ſeit längerer Zeit mit ihm Perſiſch getrieben und wirklich bedeutende Fortſchritte in dieſer Sprache gemacht, da es der Weiſe von Bagdad im Perſiſchen und Arabiſchen ſicher mit jedem Schriftgelehrten des Landes aufnehmen konnte. Ueberhaupt fehlte es ihm weder an Gelehrſamkeit noch an Verſtand; es fehlte ihm nur an Charakter und Zuverläſſigkeit; er war, wie man ſich in der Redeweiſe des Abendlandes ausdrücken würde, ein gelehrter Lump, einer von den Menſchen, die durch die Hinterthür wieder hereinkommen, wenn man ſie zur Vorderthür hinausgeworfen. Es verging faſt keine Woche, ohne daß er mir durch ſeinen Schüler Beweiſe ſeiner Zudringlichkeit gab. Bald ließ

er irgend eine ſchmeichelhafte Beſtellung an mich ausrichten, bald ſchickte er mir ein Gedicht, worin ich als ein wahrer Ausbund von Weisheit geprieſen wurde, bald ein Bild, worauf ich als Ruſtam auf einem Elephanten reitend dargeſtellt wurde.

Auf dieſe Bilder, welche er ſelbſt anfertigte und zwar ohne alle Beihülfe von Farben, Pinſel oder Stift, indem er blos vermittelſt ſeiner Nägel die Geſtalten auf das Papier warf, oder richtiger geſagt, in das Papier kniff, und ſolchergeſtalt auf ſehr künſtliche Weiſe eine Art Relief erzeugte, — legte Mirza-Juſſuf ganz beſonders Gewicht und in der That war ſeine Fingerfertigkeit in dieſer Beziehung allen Preiſes werth.

Ich äußerte mich deshalb auch ſehr lobſpendend über die mir geſchickten Bilder, wovon ich einige noch ziemlich unverſehrt aufbewahrt habe, — und ſandte ihm als handgreiflichen Ausdruck meines Dankes einen buntverzierten perſiſchen Spiegel, das angenehmſte Geſchenk das ich dem eitlen Manne machen konnte.

Nun aber war auch dem Uebermuthe Mirza-Juſſuf's keine Grenze mehr zu ſetzen; er zweifelte nicht länger daran, den Weiſen von Gjändſha vollſtändig bei mir ausgeſtochen zu haben, und während er einerſeits mich mit überſchwenglichen Phraſen und Verſen überſchüttete, ging er anderſeits ſo weit, Mirza-Schaffy in Knittelverſen zu verhöhnen. Zu gleicher Zeit ließ er mir durch ſeinen Jünger eröffnen, daß er die ſchönen Bilder immer während des Unterrichts zu machen pflege und daß es ihm gar nicht darauf ankomme, in einem Abend drei Bilder zu kneifen und daneben drei Gaſels zu ſingen, ohne für ſeinen Unterricht einen Denar mehr zu verlangen als Mirza-Schaffy.

Dem Weiſen von Gjändſha war es aufgefallen, daß Mirza-Juſſuf ſeit einiger Zeit den Kopf wieder gewaltig hoch

trug und auf dem Bazar und in den Straßen so verächtlichen Blickes an ihm vorüberging, als ob er die Pantoffelscene vollständig vergessen hätte. Noch mehr nahm es ihn Wunder, von seinem Rivalen in Knittelversen verhöhnt zu werden. Doch Mirza-Schaffy war kein Mann, der sich um Kleinigkeiten erzürnte; er ertrug alle Ausbrüche des Jussuf'schen Uebermuths mit jener Ruhe der Ueberlegenheit, die dem Weisen von Gjändsha so wohl stand. Er begnügte sich damit, seinen Nebenbuhler hin und wieder durch ein paar Verse zurechtzuweisen, welche gewöhnlich mehr Spuren von Laune als von Gereiztheit trugen, wie z. B.

Laß, Mirza-Jussuf, Dein Schmollen jetzt!
Ich bin zu munter, um Dir zu grollen jetzt —
Statt Haß auszusäen wie Du es thust,
Schlürf' ich aus meinem Becher, den vollen, jetzt!

Schon genug bist Du bestraft in der Welt hier,
Daß nichts Dir behagt, nichts gefällt hier —
Und ist doch für Jeden der zu genießen weiß,
Alles so herrlich gemacht und bestellt hier!

oder:

Seht Mirza-Jussuf an, wie er gespreizt einhergeht!
So faltet er die Stirn, wenn er gedankenschwer geht.
Er findet Alles schlecht, sich selbst nur gut und löblich,
Und schimpft auf alle Welt, weil sie nicht geht wie er geht!

Es ist die Art des Ochsen, daß er einen schweren Gang hat,
Und daß sein Brüllen stets unangenehmen Klang hat —
Doch: giebt ihm das ein Recht, die Nachtigall zu schmähen,
Weil sie so leicht Gefieder und wundersüßen Sang hat?

Es entspann sich solchergestalt zwischen den beiden Weisen was man bei uns eine Polemik nennen würde, wobei jedoch Mirza-Jussuf regelmäßig den Kürzeren zog, da er immer durch

Bitterkeit erſetzen mußte, was ihm an Witz abging. Seine Bitterkeit verwandelte ſich in förmliche Wuth, als ihm Mirza-Schaffy eines Tages folgendes Gedicht in's Haus geſchickt hatte:

Was Mirza-Juſſuf doch
Ein kritiſcher Geſell iſt!
Der Tag gefällt ihm nicht,
Weil ihm der Tag zu hell iſt.
Er liebt die Roſe nicht,
Weil Stachel ſie und Dorn hat,
Und liebt den Menſchen nicht,
Weil er die Naſe vorn hat!

Er tadelt Alles rings,
Was nicht nach ſeinem Kopf iſt —
Merkt Alles in der Welt,
Nur nicht, daß er ein Tropf iſt!

So liegt er immer mit
Natur und Kunſt im Kampf,
So treibt es Tag und Nacht ihn
Durch blauen Dunſt und Dampf!
Mirza-Schaffy belacht ihn
Mit ſchelmiſchem Geſicht,
Und macht aus ſeiner Bitterkeit
Das ſüßeſte Gedicht.

Mein weiſer Lehrer ſang mir in der Unterrichtsſtunde dieſe Verſe vor, ließ ſich eine friſche Pfeife bringen, ſchlürfte ein Glas Wein herunter und theilte mir dann ſeine Abſicht mit, Mirza-Juſſuf bei der erſten beſten Gelegenheit eine neue, handgreifliche Zurechtweiſung zu geben, da der Weiſe von Bagdad in der Wuth ſeiner Ohnmacht allerlei Unwahrheiten über uns verbreitet habe, ſo z. B., daß ich mir alle mögliche Mühe gebe, ihn zum Lehrer zu gewinnen, weil mit Mirza-Schaffy durchaus nichts anzufangen wäre, und beſonders weil ich eine große Liebhaberei für das Bilderkneifen hätte, eine dem Weiſen von Gjändſha vollſtändig unbekannte Kunſt. Ich

hätte deshalb ſchon verſchiedene Lockmittel angewendet, um den Weiſen von Bagdad zu bewegen wieder zu mir zu kommen; unter anderem hätte ich ihm einen prächtigen Spiegel geſchenkt und ihm noch viele andere prächtige Dinge verſprochen . . »Das einzig Wahre an der Geſchichte iſt — entgegnete ich Mirza-Schaffy — daß ich dem Weiſen von Bagdad allerdings einen Spiegel geſchenkt habe, einen kleinen, bunt verzierten perſiſchen Taſchenſpiegel. Dieſes Geſchenk war aber keineswegs berechnet ein Lockmittel zu ſein, deren es, wie Du ſelbſt weißt, weder für den Weiſen von Bagdad noch für irgend einen anderen Schriftgelehrten des Landes bedarf. Ich wollte Mirza-Juſſuf nur ein kleines Gegengeſchenk machen für die vielen Gedichte und Bilder, welche er nicht müde wird mir in's Haus zu ſchicken, und worunter ſich einige recht hübſche befinden.« — »Dann ſind ſie nicht von ihm ſelbſt!« — fiel Mirza-Schaffy ein.

»Wie kannſt Du das mit ſolcher Beſtimmtheit behaupten? Biſt Du nicht etwas ungerecht und parteiiſch in Deinem Urtheil über Mirza-Juſſuf? Wie kannſt Du wiſſen, daß ſeine Lieder ſchlecht ſind, ohne ſie geleſen zu haben?« — »Was für Fragen Du thuſt! Wie kann ich ungerecht ſein im Urtheil, wenn ich behaupte, daß auf Diſteln keine Roſen wachſen, daß aus Moräſten kein Wein fließt und auf dem Waſſer kein Gold ſchwimmt! Wenn Mirza-Juſſuf Dir ein ſchönes Lied giebt, ſo iſt es ſicher nicht von ihm ſelbſt, oder er hat nichts dazu hergegeben als die Worte; die Bilder und Gedanken ſind immer geſtohlen. Seine Weisheit iſt nicht wie ein Kern oder ein Saatkorn, eingeſenkt um aufzublühen und Früchte zu tragen; er hat viel geleſen und viel gelernt, aber ohne weiſer zu werden dadurch. Seine Sprüche der Weisheit ſitzen nicht tiefer, als Inſchriften eingekerbt in die Rinde eines Baumes. Zeige mir, was er Dir geſchrieben hat; ich werde Dir immer die Quelle ſagen aus der es gefloſſen.« —

Ich hatte in der That eine beſſere Meinung von der Begabung Mirza-Juſſuf's, und benutzte die Unterrichtsſtunde, um meinen Lehrer mit den Gedichten, welche ſein Nebenbuhler mir geſchickt hatte, bekannt zu machen.

Zuerſt kamen einige fromme, rein auf das Gefühl berechnete Gedichte, welche mit ihren weithergeholten Bildern und ihrer überſchwenglichen Ausdrucksweiſe um ſo weniger Eindruck auf mich machten, als ich wußte, daß ihr Inhalt durchaus im Widerſpruch mit Mirza-Juſſuf's Charakter ſtand. Der Weiſe von Gjändſha hielt es gar nicht der Mühe werth, dieſe Lieder einer ausführlichen Prüfung zu unterwerfen. Er nahm jedoch als gewiſſenhafter Lehrer dabei Anlaß, mir einige »Sprüche der Weisheit« einzuflößen, um — wie er bemerkte — mein Urtheil zu bilden und mich das Falſche vom Echten unterſcheiden zu lehren. Ich hatte mich ſchon hinlänglich an ſeine Eigenthümlichkeiten gewöhnt, um genau zu wiſſen, wann ich ſeine Worte niederzuſchreiben hatte, ohne daß es ſeinerſeits eines Fingerzeigs dazu bedurfte. Wenn immer er im Begriff war mir etwas in die Feder zu diktiren, ſo ſchlürfte er erſt ein Glas Kachetiner herunter, that ein paar tüchtige Züge aus ſeinem mit duftigem Tabak gefüllten Tſchibuq und ließ das rechte Bein nachläſſig vom Divan herunterhängen. Das Zurückziehen des Beines galt mir immer als ein ſicheres Zeichen, daß die Quelle ſeiner Weisheit für den Augenblick verſiegt war. Mirza-Schaffy war kein Mann von vielen Worten. Was er zu ſagen hatte, gab er ſtets kurz und ausdrucksſcharf von ſich. Sein ganzes Urtheil über die frommen Ergüſſe des Weiſen von Bagdad beſchränkte ſich auf die Verſe:

Wenn die Lieder gar zu moſcheenduftig
Und ſchaurig weh'n,
Muß es im Kopfe des Dichters ſehr ideenluftig
Und traurig ſteh'n.

Wir blätterten weiter, und das Nächste was unsere Aufmerksamkeit fesselte, war ein Liebeslied von etwa folgender Fassung:

Du weißt, daß Deine Blicke tödten,
Weil jeder scharf ist wie ein Pfeil —
Und meine machen Dich erröthen:
Wie finden wir nun Beide Heil?

O, magst Du immerhin mich tödten,
Ich dulb' es gern, mein süßes Leben!
Und magst, so viel Du willst, erröthen:
Nur laß mich Deinen Schleier heben!

»Nun wie gefällt Dir dieses?« fragte ich meinen streng urtheilenden Lehrer. — »Nicht übel — erwiederte er, — aber was Gutes daran ist, gehört Hafis an und nimmt sich sicherlich noch hübscher in seiner ursprünglichen Fassung aus.« — Er ließ wieder das Bein herunterhängen und sang:

„O Hafis! ein wundersam Vermächtniß
Liegt im Klang und Zauber Deiner Lieder —
Wer sie hört, behält sie im Gedächtniß
Und vergessen kann sie Keiner wieder!“

Nachdem wir hierauf einige auf mich gemünzte Loblieder durchgenommen hatten, deren stofflichen Inhalt Mirza-Schaffy dem Dichter Dshami zuschrieb, kamen wir wieder zu einem Liebesliede, welches mir von besonderer Schönheit der Sprache zu sein schien:

Auf ihrer seidnen Ottomane,
Umwogt von weichen Polstern liegt sie,
Das Rohr vom perlenden Kalljane
An ihre Rosenlippen schmiegt sie.

Und durch des Dampfes blauen Schleier
Hervor wie eine Sonne bricht,
Durchſtrahlt von wunderbarem Feuer,
Ihr majeſtätiſch Angeſicht.

Mein ganzes Sein vergeht vor Wonne,
Es treibt den Fuß, hinanzutreten —
Ich kniee hin vor dieſer Sonne
Und beuge mich ſie anzubeten!

»Alles zuſammengeſtohlen! — ſprach lächelnd Mirza-Schaffy — bald klingt Saadi durch und bald Chakani, bald Dſhami und bald Hafis!« —

Der Weiſe von Gjändſha wurde nachdenkend. Er rückte an ſeiner Thurmmütze, blies den Dampf ſeines Tſchibuq's in langen Zügen von ſich und das vom Divan heruntergleitende Bein ließ mich bald wieder zum Kalemdan greifen. Er ſang und ich ſchrieb:

Was iſt doch Mirza-Juſſuf ein vielbeleſ'ner Mann!
Bald lieſt er den Hafis, bald lieſt er den Koran,
Bald Dſhami und Chakani, und bald den Gjüliſtan.
Hier ſtiehlt er ſich ein Bild, und eine Blume dort,
Hier einen ſchönen Gedanken, und dort ein ſchönes Wort.

Was ſchon geſchaffen iſt, das ſchafft er wieder um,
Die ganze Welt ſetzt er in ſeine Lieder um,
Und hängt zu eig'nem Schmuck frembes Gefieder um,
Damit macht er ſich breit und nennt das Poeſie.

Wie anders dichtet doch und lebt Mirza-Schaffy!
Ein Leuchtſtern iſt ſein Herz, ein Garten ſeine Bruſt,
Wo Alles glüht und duftet von friſcher Blütenluſt.

Und bei des eig'nen Schaffens urwüchſiger Gewöhnung
Vergißt er auch den Klang, die Formvollendung nicht;
Doch überſieht er ob der Reime ſüßer Tönung,
Des Dichters eigentliche, erhab'ne Sendung nicht.

Den Mangel an Gehalt erſetzt ihm die Verſchönung
Des Liedes durch Blumenſchmuck und feine Wendung nicht.
Für Schlechtes und Gemeines bekehrt ihn zur Verſöhnung
Des Wortes Flitterſtaat, die Form und Endung nicht!

Er hielt einen Augenblick ein, netzte ſich noch einmal die Lippen und fuhr dann fort:

Lieber Sterne ohne Strahlen,
Als Strahlen ohne Sterne —
Lieber Kerne ohne Schalen,
Als Schalen ohne Kerne —
Geld lieber ohne Taſchen,
Als Taſchen ohne Geld —
Wein lieber ohne Flaſchen,
Als umgekehrt beſtellt!

# Einundzwanzigstes Kapitel.

## Hafis.

Die folgende Sitzung im Divan der Weisheit wurde damit ausgefüllt, daß Mirza-Schaffy mir ein paar der lieblichsten Gasels Hafisens erklärte, welche als echte Diamanten aus der Krone des persischen Dichterkönigs hier ihren Platz finden mögen.

Die Uebersetzung ist möglichst wortgetreu. Kenner der persischen Sprache mögen beurtheilen, ob es mir gelungen ist, auch den Duft und die Frische des Originals wiederzugeben.

1.

Wenn, schöne Maid von Schiras, Du
Wollt'st mein mit Herz und Hand sein:
Dein Grübchen sollte mir lieber als
Bochara und Samarkand sein! *)

Trinkt Wein und freut Euch dieser Welt!
Denn wie Mosella wird kein Hain,
Es wird kein Strom wie Roknabad
So schön in Eden's Land sein!

* Sprich: Bŏchārā und Sämärkänd.

Wie der Tatar auf ſeinen Raub,
So ſtürmt auf mich die Schönheit ein,
Raubt Herz und Ruhe mir, und bald
Wird hin auch mein Verſtand ſein!

Wie wahre Schönheit Nichts gewinnt
Durch Schminke, Putz und Flitterſtaat:
So Ihr durch uns Nichts — unſer Herz
Kann Euch nur Spiel und Tand ſein!

Sprecht mir von Wein und von Geſang,
Und grübelt ob dem Jenſeits nicht —
Denn keinem Weiſen war es je
Und wird es je bekannt ſein!

Wohl faſſ' ich's, wie Zuleikha [6]) kühn
Der Keuſchheit Schleier abgeſtreift,
Weil ſie, gerührt von Juſſuf's [7]) Reiz
In Liebe wollt' erkannt ſein!

Bleib', Mädchen, frei von Zwang und Furcht,
(Der Jugend ziemt des Alters Rath)
Wenn Dich ein Band umſchlingen ſoll:
Laſſ' es ein Roſenband ſein!

Du ſchmollſt mir, Kind? Ich zürne nicht,
Doch: ziemt das Bittre Deinem Mund?
Ein Quell von Süße ſollte der
Rubinenlippen Rand ſein!

Als ſollten Deine Worte all'
Wie Perlen auf der Schnur ſich reih'n,
Als ſollte der Plejaden Glanz
Ihr leuchtendes Gewand ſein:

So ſchön, Hafis! gelang Dein Lied!
Doch noch unendlich ſchöner iſt
Sie, der es gilt und der es ſoll
Geweiht von Deiner Hand ſein!

2.

Der Roſe Duft will mir nicht ſüß
Ohn' meines Mädchens Wangen ſein!
Und ohne Wein der Frühling nicht
Voll Luſt und Blüthenprangen ſein!

Ob Du im ſchatt'gen Lorbeerhain,
Ob Du in blum'gen Lauben weilſt:
Schlägt nicht die Nachtigall darin,
Wird bald die Luſt vergangen ſein!

Ob die Cypreſſe mich umſchwankt,
Ob mich ein Blumenmeer umwogt:
Stets wird nach einem ſchönen Kind
Mein Sehnen und Verlangen ſein!

Doch ſelbſt der Schönſten Gegenwart,
Der ſüße Mund, das Wangenroth,
Kann mir nur wahrhaft angenehm
Bei liebendem Umfangen ſein!

Schön iſt die Roſe, ſüß der Wein,
Doch nur mit Selma — wo ſie fehlt,
Wird jeder Schritt zu Glück und Luſt
Ein eitel Unterfangen ſein!

Was auch die Hand der Kunſt erzeugt:
Das ſchönſte Kunſtgebild kann nur
Voll Leben durch den Wiederſchein
Von meiner Selma Wangen ſein!

Dein eig'nes Leben, o Hafis!
Iſt ein zu werthlos Stückchen Geld,
Als könnte es von Selma's Hand
Für ihre Gunſt empfangen ſein! *)

*) Anmerkung. Geſangliebhaber mache ich auf die höchſt gelungenen Kompoſitionen aufmerkſam, durch welche unſer geniale Heinrich Marſchner dieſe Lieder verherrlicht hat. (Berlin, Bote u. Bock.)

3.

Willſt Du ſtets im Leben frei von
Kummer und Beſchwerden ſein,
Laſſe dieſe gold'nen Worte
Deinen Spruch auf Erden ſein:

Schmähe nicht den Feind im Unglück —
Traue nicht im Glück dem Freund,
Läßt das Glück ihn hochmuthsvoll in
Thaten und Geberden ſein.

4.

So geht es mit dem Glücke,
Daß ſeine ſchönſten Gaben,
Wie ſeine ſchlimmſte Tücke,
Nie lange Dauer haben.

Ein ewig Geh'n und Kommen,
Ein ewig Zieh'n und Wandern —
Was eine Hand genommen,
Das giebt es mit der andern.

Es wandelt Luſt in Wehmuth,
Zieht Niedriges nach oben,
Bekehrt den Stolz zur Demuth
Und ſtürzt wen es erhoben.

Niemand bei dem es bliebe,
Und Keiner der es faſſe —
Leicht iſt's in ſeiner Liebe,
Doch ſchwer in ſeinem Haſſe.

# Zweiundzwanzigstes Kapitel.

## Mirza-Schaffy als Kritiker.

Theils zu eigener Uebung, theils um dem Weisen von Gjändsha mehr Respekt einzuflößen vor den Sängern des Abendlandes, machte ich wiederholt Versuche, Lieder aus dem Deutschen und Englischen in das Tatarische zu übersetzen.

Diese Versuche waren für mich in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit. Ich sehe hier ab von den sprachlichen Vortheilen, welche mir daraus erwuchsen, und hebe blos die ästhetische Seite hervor.

Wir haben schon früher gesehen, daß Mirza-Schaffy auf eine schöne Diktion, auf Wohlklang und Formvollendung nur dann ein besonderes Gewicht legte, wenn sich ein wirklicher Gehalt damit vereinte. Er ließ es daher auch niemals als genügende Entschuldigung gelten, wenn ich bei Gedichten, deren Inhalt ihm nicht sonderlich gefiel, oder bei solchen, welche (wie das sehr häufig vorkam) gar keinen Inhalt hatten, die Schönheit der Sprache des Originals rühmend hervorhob. Hingegen gaben seine Bemerkungen über Bild und Gedanken in den von mir übersetzten Gedichten mir nicht allein immer Stoff zum Nachdenken, sondern ließen mich auch oft tiefe Blicke in die Anschauungsweise und Gefühlswelt der Orientalen thun.

Jene überſchwengliche Sentimentalität, die in der deutſchen Lyrik eine ſo große Rolle ſpielt und nicht wenig zu unſerer Entartung und Entnervung beigetragen hat, iſt den morgenländiſchen Dichtern ebenſo unbekannt wie unverſtändlich. Dieſe ſtreben immer einem realen, greifbaren Ziele zu. Aber um dieſes Ziel zu erreichen, ſetzen ſie Himmel und Erde in Bewegung. Kein Bild liegt dem Dichter zu weit und kein Gedanke zu hoch. Der Halbmond iſt ihm ein goldenes Hufeiſen, womit er das Roß ſeines Lieblingshelden beſchlägt. Die Sterne ſind ihm goldene Nägel, womit der Herr den Himmel befeſtigt, damit er nicht herabſtürzt aus Verlangen nach Selma. Die Cypreſſen und Cedern werden nur in den Hain gepflanzt zur Erinnerung an den Wuchs ſchlanker Mädchen. Die Trauerweide läßt klagend ihr grünes Haar herabhängen in's Waſſer, weil ſie nicht ſchlank iſt wie Selma. Die Augen der Geliebten ſind Sonnen, welche alle Gläubigen zu Feueranbetern machen. Die Sonne ſelbſt iſt nur eine leuchtende Lyra und ihre Strahlen ſind goldene Saiten, aus denen der Oſt die lieblichſten Akkorde lockt zum Preiſe der Erdenſchöne und Liebesmacht ...

Nehmen wir jetzt eines meiner Hefte aus der Schule der Weisheit zur Hand, um Mirza-Schaffy's Urtheil über die Poeſie des Abendlandes durch einige Beiſpiele zu veranſchaulichen.

Eine Auswahl kleiner Gedichte, welche ich von Göthe und Heine überſetzt hatte, ſagte ihm ganz beſonders zu. Ganz entzückt war er von dem Göthe'ſchen: Kennſt Du das Land ꝛc., und von dem Heine'ſchen Fiſcherliede welches mit den Verſen endet:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

Schwieriger war es, ihn mit den Schönheiten der Schiller'schen Gedichte bekannt zu machen. Er kam aber doch zu der Erkenntniß, daß jedes dieser Gedichte einen guten Kern in sich schließt, wenn es uns in sprachlicher Beziehung auch oft schwer war, den Kern aus der goldenen Umhüllung herauszuschälen. Wo solche Schwierigkeiten auftauchten, mußte ein uns befreundeter Armenier, H. Budakoff, der Lehrer der persischen Sprache am Gymnasium zu Tiflis war, aushelfen. Budakoff war sowohl der deutschen wie auch der englischen und französischen Sprache mächtig und es machte ihm selbst viel Vergnügen, Lieder aus diesen Sprachen in morgenländisches Gewand kleiden zu helfen.

Es wurde uns bei diesen Uebungen recht klar, wieviel selbst für die geistreichsten Menschen beim Genusse fremder Poesien verloren geht, wenn die Kenntniß des Bodens fehlt, darauf sie gewachsen sind und die Kenntniß der feineren Beziehungen, ohne welche oft die duftigsten Gedichte ganz unverständlich bleiben.

So versuchten wir eines Tages das Gedicht von Heine zu übersetzen, wo er von den Sternen sagt:

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön,
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache versteh'n!

Ich aber hab' sie erlernet,
Und ich vergesse sie nicht —
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht!

Budakoff verstand vollkommen den Witz dieses Gedichtes, aber unsere vereinten Kräfte reichten nicht aus, Mirza-Schaffy einen Begriff davon zu geben, eben weil weder die tatarische noch die persische Sprache einen entsprechenden Ausdruck für

das hat, was wir unter »Philologen« verſtehen. Wir konnten das Wort nur durch Dilbilir (Sprachenkundiger) überſetzen; ein ſolcher Dilbilir war aber Mirza-Schaffy ſelbſt, und wie konnte der Weiſe von Gjändſha zugeben, daß Andere die Sprache der Sterne beſſer verſtehen ſollten, als er und ſeines Gleichen?

Einige Lieder von Thomas Moore und Lord Byron machten ihm große Freude und waren ihm verſtändlich, ohne daß es eines Kommentars dazu bedurfte. Einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte das wunderbar ſchöne Gedicht von Rev. C. Wolfe: »Not a drum was heard, nor a funeral note etc.« [8]) Nicht ſo gut ging es mit Uhland und Geibel. Ich beſinne mich noch, wie ich von Letzterm ein hübſches Lied überſetzte, welches ich ſeitdem in Deutſchland oft wieder gehört und immer lebhaft dadurch an Mirza-Schaffy und ſein Urtheil erinnert wurde. Ich meine das Lied:

Die ſtille Waſſerroſe
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch iſt weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All ſeinen gold'nen Schein,
Gießt alle ſeine Strahlen
In ihren Schooß hinein.

Im Waſſer um die Blume
Kreiſet ein weißer Schwan,
Er ſingt ſo ſüß, ſo leiſe,
Und ſchaut die Blume an.

Er ſingt ſo ſüß, ſo leiſe,
Und will im Singen vergeh'n;
O Blume, weiße Blume,
Kannſt Du das Lied verſteh'n?

Mirza-Schaffy ſchüttelte den Kopf und ſchob das Lied bei Seite mit den Worten: »Ein thörichter Schwan!«

— »Gefällt Dir das Lied nicht? — fragte ich meinen Lehrer.

»Der Schluß iſt unweiſe« erwiederte er, »was hat der Schwan davon, im Singen zu vergeh'n? Er ſchadet ſich damit und nützt der Roſe nichts. Ich würde geendet haben:

Er faßt ſie mit dem Schnabel
Und trägt ſie mit ſich fort!«

# Dreiundzwanzigstes Kapitel.

## ...er aus dem »Buche der Weisheit« des Mirza-Schaffy.

(Fortsetzung.)

Dies soll Euch jetzt als neuestes Gebot
Verkündigt werden:
Es soll auf Erden nicht mehr ohne Noth
Gesündigt werden!

Wo nicht ein süßer Mund, ein schönes Auge
Verlangen weckt —
Da soll den Sündern alle Gnade nun
Gekündigt werden!

Jedweder Mund, der sich in schlechten Küssen
Versündigt hat,
Kann nur durch eine Flut von echten Küssen
Entsündigt werden.

---

Daß Du am Abend zu mir kommst,
Wird sehr zu Deinem Frommen sein —
Wenn Du am Morgen lieber kommst,
Es soll Dir unbenommen sein —
Komm' Du zu irgend einer Zeit,
Wirst allezeit willkommen sein!

Trinkt Wein! das iſt mein alter Spruch,
Und wird auch ſtets mein neuer ſein,
Kauft Euch der Flaſche Weisheitsbuch,
Und ſollt es noch ſo theuer ſein!

Als Gott der Herr die Welt erſchuf,
Sprach er: der Menſch ſei König hier!
Es ſoll des Menſchen Kopf voll Witz,
Es ſoll ſein Trank voll Feuer ſein!

Dies iſt der Grund, daß Adam bald
Vom Paradies vertrieben ward:
Er floh den Wein, drum konnt' es ihm
In Eden nicht geheuer ſein!

Die ganze Menſchheit ward vertilgt,
Nur Noah blieb mit ſeinem Haus,
Der Herr ſprach: weil Du Wein gebaut,
Sollſt Du mein Knecht, mein treuer ſein!

Die Waſſertrinker ſeien jetzt
Erſäuft im Waſſer allzumal,
Nur Du, mein Knecht, ſollſt aufbewahrt
In hölzernem Gemäuer ſein!

Mirza-Schaffy! Dir ward die Wahl
In dieſem Falle nicht zur Qual,
Du haſt den Wein erkürt, willſt nie
Ein Waſſerungeheuer ſein!

---

Schlag die Tſchadra [9]) zurück! Was verhüllſt Du Dich?
Verhüllt auch die Blume des Gartens ſich?
Und hat Dich nicht Gott, wie der Blume Pracht,
Der Erde zur Zierde, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all' dieſen Glanz, dieſe Herrlichkeit,
Zu verblühen in dumpfer Verborgenheit?

Schlag die Tſchadra zurück! Laß alle Welt ſeh'n,
Daß auf Erden wie Du Kind kein Mädchen ſo ſchön!
Laß die Augen herzzündende Funken ſprüh'n,
Laß die Lippen im roſigen Lächeln glüh'n,
Daß Dich Holde kein anderer Schleier umſchwebt,
Als mit dem Dich das Dunkel der Nächte umwebt!

Schlag die Tſchadra zurück! Solch ein Antlitz ſah
Nie zu Stambul das Harem des Padiſchah —
Nie ſäumte zwei Augen ſo groß und klar
Der langen Wimpern ſeidenes Haar —
Drum erhebe den Blick, ſchlag die Tſchadra zurück!
Dir ſelbſt zum Triumphe, den Menſchen zum Glück!

---

Wenn im Tanz die jungen Schönen
Sich im Mondenſcheine dreh'n,
Kann doch keine ſich ſo lieblich
Und ſo leicht wie meine dreh'n!

Daß die kurzen Röcke flattern,
Und darunter, roth bekleidet,
Leuchtend wie zwei Feuerſäulen
Sich die vollen Beine dreh'n!

Selbſt die Weiſen aus der Schenke
Bleiben ſteh'n voll Luſt und Staunen,
Wenn ſie ſpät nach Hauſe ſchwankend
Sich berauſcht vom Weine dreh'n!

Auch der Muſchtahid [10]), der fromme,
Mit den kurzen Säbelbeinen,
Spricht: ſo lieblich wie Hafiſa
Kann im Tanz ſich keine dreh'n!

Ja, vor dieſer Anmuth Zauber,
Vor Hafiſa's Tanzesreigen,
Wird ſich noch berauſcht die ganze
Gläubige Gemeine dreh'n!

Und was in der Welt getrennt lebt
Durch verjährten Sektenhader,
Wird ſich hier verſöhnt mit uns in
Liebendem Verein dreh'n!

O, Mirza-Schaffy, welch Schauſpiel,
Wenn die alten Kirchenſäulen
Selber wanken, und ſich taumelnd
Um Hafis's Beine dreh'n!

---

Die Diſtel ſprach zur Roſe:
Was biſt Du nicht ein Diſtelſtrauch?
Dann wärſt Du doch was nütze,
Dann fräßen Dich die Eſel auch!

Zur Nachtigall die Gans ſprach:
Was biſt Du nicht ein nützlich Thier?
Das, Blut und Leben opfernd,
Zum Wohl der Menſchen ſtirbt, wie wir?

Zum Dichter der Philiſter
Sprach: Was nützt Dein Geſang dem Staat?
Zur Arbeit rühr' die Hände,
Folg' der Philiſter Thun und Rath!

Philiſter, Gans und Diſtel,
Behaltet Euren klugen Rath!
Ein jeder von Euch treibe
Und thue was er immer that!

Der Eine ſchafft und müh't ſich,
Der Andere ſingt aus voller Bruſt —
So war es ſtets und überall
Zu guter Menſchen Glück und Luſt.

Mirza-Schaffy! wie lieblich
Iſt Deiner Weisheitsſprüche Klang!
Du machſt das Lied zur Rede,
Du machſt die Rede zu Geſang!

---

Mirza-Schaffy! nun werde vernünftig,
Laß Deines Weſens Unſtätigkeit —
Zu ernſterem Geſchäfte künftig
Verwende Deine Thätigkeit!

Sieh Mirza-Hadſchi-Aghaſſi[11]) an,
Was das ein Herr geworden iſt!
War früher ein ganz gemeiner Mann,
Wie er jetzt behangen mit Orden iſt!

Drum widme Deine Kräfte dem Staate,
Für den ſie ſonſt verloren ſind,
Weil meiſt die größten Herrn im Rathe
Zugleich die größten Thoren ſind.

Ich ſprach: viel Andre werden ſchon
Geſchickt zu ſolchem Platz ſein,
Doch ſchwerer dürfte für meine Perſon
Ein paſſender Erſatz ſein.

Darum: zeigſt Du mir einen Mann,
Der jetzt im Rathe Stimm' und Sitz hat,
Und ſolche Lieder ſingen kann
Wie ich, und meinen Geiſt und Witz hat:

So laſſe ich meine Unſtätigkeit,
Laſſe Trinken, Singen und Dichtung,
Und gebe meiner Thätigkeit
Sofort eine andere Richtung.

## Lieder der Klage.

---

Wieder iſt der Frühling in's Land gekommen,
Iſt in blumigem, buntem Gewand gekommen.

Sonſt als einem Freunde bin ich ihm entgegen
Mit einem vollen Becher in der Hand gekommen.

Jetzt meid ich ihn, denn unter ſeinen Blumen
Bin ich an der Verzweiflung Rand gekommen.

Bin um Zuleikha, und mit der Geliebten
Um Freude, Glück und Verſtand gekommen!

---

Ein ſchlimm'res Unglück als der Tod
Der liebſten Menſchen — iſt die Noth!
Sie läßt nicht ſterben und nicht leben,
Sie ſtreift des Lebens Blüthe ab,
Streift, was uns Lieblichſtes gegeben,
Vom Herzen und Gemüthe ab!
Den Stolz des Weiſeſten ſelbſt beugt ſie,
Daß er der Dummheit dienſtbar werde —
Der Sorgen bitterſte erzeugt ſie,
Denn man muß leben auf der Erde.

Noth iſt das Grab der Poeſie
Und macht uns Menſchen dienſtbar, die
Man lieber ſtolz zerdrücken möchte,
Als ſich vor ihnen bücken möchte.

Doch darfſt Du darum nicht verzagen,
Bis Dir das Herz zuſammenbricht:
Das Unglück kann die Weisheit nicht —
Doch Weisheit kann das Unglück tragen.

Verſcheuch' den Gram durch Liebsgekoſe,
Durch Deiner ſüßen Lieder Schall!
Nimm Dir ein Beiſpiel an der Roſe,
Ein Beiſpiel an der Nachtigall!

Die Roſe auch, die farbenpräcḥt'ge,
Kann nicht der Erde Schmutz entbehren, —
Die Nachtigall, die liebesmächt'ge,
Muß ſich von ſchlechten Würmern nähren!

---

Es hat der Schach mit eigner Hand
Ein Manifeſt geſchrieben,
Und alles Volk im Farſenland [13])
Iſt ſtaunend ſtehn geblieben.

„Wie klug der Sinn, wie ſchön das Wort!“
So ſcholl es tauſendtönig —
Man jubelt hier, man jubelt dort:
„Heil, Heil dem Farſenkönig.“

Mirza-Schaffy verwundert ſtand,
Das Schreien war ihm widrig,
Er ſprach: Denkt man im Farſenland
Von Königen ſo niedrig?

Stellt man ſo tief im Farſenland
Des Fürſten Thun und Treiben,
Daß man erſtaunt, wenn mit Verſtand
Sie handeln oder ſchreiben?

---

Mirza-Schaffy! liebliche Biene,
Lange biſt Du umhergeflogen,
Haſt von Roſen und Jasmine
Nektar und ſüße Düfte geſogen;
Höre jetzt auf zu wandern
Von einer Blume zur andern —
Kehr' mit dem Gefieder
Deiner duftigen Lieder,
Kehr' mit all Deinem Honigſeim
Heim, zur Geliebten heim!

# Vierundzwanzigstes Kapitel.

## Häuser und Straßenbilder. Eine tatariſche Wohnung und eine armeniſche Hochzeit in Tiflis.

Bei allem Anſehn, welches Mirza-Schaffy unter den tatariſchen und perſiſchen Schriftgelehrten genoß, war er in der ſogenannten »guten Geſellſchaft« von Tiflis gänzlich unbekannt. Dieſe »gute Geſellſchaft« beſtand vorwiegend aus den vornehmeren Militairs und der höheren ruſſiſchen Beamtenwelt, worunter eine Menge deutſche und einzelne franzöſiſche und ſpaniſche Namen ſich befinden. Dazu kamen zahlloſe Prinzen und Prinzeſſinnen aus dem alten georgiſchen Königshauſe und einzelne begüterte armeniſche und georgiſche Fürſten, deren Kleidung und Lebensweiſe ſchon mehr oder weniger einen europäiſchen Anſtrich trug.

Bei großen Diners, Bällen und ähnlichen außergewöhnlichen Feſtlichkeiten, war das aſiatiſche Element ſtärker vertreten. Man ſah dann in den prachtvollſten Gewändern und im koſtbarſten Waffengeſchmeide Fürſten der Kirgiſen, Truchmenen, Kabarder, Abchaſen, Gurier, Tuſchen, Mingrelier, Imeretber; Chane, Sultane und Häuptlinge verſchiedener Tataren- und Tſcherkeſſenſtämme.

Von den engeren Cirkeln der Geſellſchaft blieben dieſe fremden Elemente größtentheils ausgeſchloſſen; hier war das Franzöſiſche die vorherrſchende Sprache und der ſchwarze Frack,

oder die Uniform, die vorherrschende Tracht. Auch die Toilette der Damen war ganz den strengsten Pariser Anforderungen entsprechend. Einzelne, in den engeren Cirkeln heimische Damen aus georgischen Fürstenhäusern, wie die Tschawtschewadse's und die Gribojedoff's[13]) hatten sich, theils durch längeren Aufenthalt am Petersburger Hofe, theils durch Reisen im Auslande, so in europäische Tracht und Sitte hineingelebt, daß man sie nur durch ihre orientalische Schönheit von den übrigen unterscheiden konnte.

Die große Masse der georgischen, armenischen, tatarischen und persischen Bevölkerung von Tiflis, stand zu der Salon-Gesellschaft ungefähr in demselben Verhältniß, wie in der vormärzlichen Zeit das Ghetto von Prag zu der dortigen Aristokratie.

Es galt für »mauvais genre« das Haus einer nicht salonfähigen Familie zu besuchen, und Beamte wie Militairs fügten sich, mit wenigen genialen Ausnahmen, dem herrschenden Vorurtheile. Da jedoch in den Tiflíser Salons wenig mehr vom asiatischen Leben zu sehen war, als in irgend einem Salon von Paris, Wien oder Berlin, so suchte ich das asiatische mauvais genre, so oft sich mir Gelegenheit dazu bot.

Ein gesellschaftliches Leben in unserm Sinne des Wortes herrscht bei den Asiaten nicht, da gewöhnlich die Frauen streng von den Männern geschieden sind, und überhaupt Gesellschaften nur bei besonderen Anlässen (Hochzeit, Kindtaufe ꝛc.) stattfinden. Solche gesonderte Frauengesellschaften kann ein Fremder natürlich nur vom Hörensagen, oder durch ausnahmsweise, zufällige Begünstigungen kennen lernen.

Ich wohnte am Fuße des heiligen Davidsberges (der die wunderthätige Kapelle trägt), in dem Nebengebäude eines Hauses, welches der reiche armenische Kaufmann Tamamschew eigens für sich und die Familie seines Schwiegersohnes, des Fürsten Tumanoff, eingerichtet hatte.

Von dem Balkon, wie von der Terrasse meiner Woh-

nung aus, wo ich bei ſchönem Wetter jeden Morgen und Abend meinen Tſchibuq rauchte, konnte ich mit aller Behaglichkeit die ganze, mir zur Rechten liegende Stadt überſehen. Zur Linken brach ſich der Blick am heiligen Davidsberge, der jeden Donnerſtag durch die langen Züge ſchöner Pilgerinnen, die hinauf zur Kapelle wallfahrteten, ein gar anmuthiges Schauſpiel bot. Dicht neben meiner Wohnung, am Fuße des Berges, lagen einige halb unterirdiſche Saklis, aus welchen auch hin und wieder eine ſchlanke Georgierin hervorſtieg, um ſich auf das Dach ihrer eigenen dunkeln Steinhütte zu ſetzen, oder um eine Freundin auf irgend einem benachbarten Dache zu beſuchen. Das Haus Tamamſchew's lag meiner Wohnung gerade gegenüber, und über den nicht ſehr weiten Hofraum hinweg konnte ich, beſonders Abends, wenn Alles erleuchtet war, ziemlich genau ſehen, was in den Frauengemächern vorging.

Da ſaßen (bei jedem feſtlichen Anlaß) dreißig bis vierzig armeniſche Frauen mit gekreuzten Beinen auf einem großen, das ganze Zimmer ausmeſſenden Teppich, in buntem Kreiſe, alle angethan mit ſchweren, koſtbaren Stoffen, den Nacken von einem weißen Schleier überwallt, und das Leibchen zwiefach halbmondförmig ſo weit ausgeſchnitten, daß des Buſens beſſerer Theil offen zur Schau lag.

Ich kann hier die Bemerkung einſchalten, daß im Morgenlande die Frauen mit ihren Buſen noch viel weniger heimlich thun als bei uns. Dem ſtrengſten Schamgefühl iſt dort Genüge gethan mit dem Verhüllen des Geſichtes. Alle übrigen Körpertheile werden geringerer Berückſichtigung gewürdigt.

Es iſt um das Schicklichkeits- und Anſtandsgefühl (wie es im Grunde allen Völkern innewohnt, ſich aber auf die verſchiedenſte Art kundgiebt) ein eigenes Ding. Eine Schottin kann vor lauter Schamhaftigkeit in Ohnmacht fallen, wenn ſie einen Mann mit einem Barte ſieht, findet es aber ganz

ihren Begriffen von Anſtand gemäß, daß die Männer ohne Hoſen einhergehen, ein Zuſtand, der den Damen anderer Länder wieder das Blut der Scham in die Wangen treiben würde. Eine badende Europäerin wird, wenn ſie ſich von Männeraugen erſpähet weiß, alles Andere eher verhüllen als ihr Geſicht. Eine Aſiatin wird, unter ähnlichen Umſtänden, fremden Blicken alles Andere eher preisgeben als ihr Geſicht. Dieſe wenigen Beiſpiele mögen genügen um darzuthun, wie ſchwer es iſt, in dem was man Sitte und Anſtand nennt, die Scheidelinie zwiſchen dem Ernſten und Komiſchen, zwiſchen Weisheit und Thorheit zu ziehen. Der beſchränkte Menſch iſt immer am meiſten geneigt das zu belächeln, was über ſeinen engen Geſichtskreis hinausreicht; je weiter der Blick, deſto milder das Urtheil ....

Doch, kehren wir zu den armeniſchen Frauen zurück, welche Veranlaſſung zu dieſer Abſchweifung gegeben.

Von meiner Wohnung aus ſah ich oft ſtundenlang den Geſellſchaften der Tamamſchew und Tumanoff zu. Da ſaßen die zahlreichen weiblichen Gäſte in dem oben beſchriebenen Kreiſe, deſſen Mittelpunkt eine mit Backwerk, Erfriſchungen und eingemachten Süßigkeiten aller Art beladene Tiſchplatte bildete. Eine geraume Zeit hindurch blieben ſie Alle ſtumm und regungslos wie Wachsfiguren. Dann löſten ſie Eine nach der Andern ihre als Armbänder getragenen Tſchotken (Roſenkränze, welche nicht zum Beten ſondern zum Spielen beſtimmt ſind) los und ließen, in Ermangelung beſſeren Zeitvertreibes, die Perlen langſam die ſeidenen Fädchen herabgleiten, ohne andere Unterbrechung als ein gelegentliches Nippen von den auf der Tiſchplatte ſtehenden Süßigkeiten. Zuweilen nahm auch eine von den älteren Frauen das Wort, um ein Märchen oder eine Geſchichte zu erzählen; dann hörten die Umſitzenden immer ſo geſpannt zu, daß ſie das Spielen mit ihrer Tſchotka gänzlich außer Acht ließen. Hierauf be-

ſchränkten ſich die Anſprüche dieſer Frauen auf geſellſchaftliches Vergnügen. An eine lebendige, von der ganzen Geſellſchaft getheilte Unterhaltung war nicht zu denken.

Bewegter und lauter ging es in den andern Zimmern her, wo die Männer ihr Feſtgelag hielten. Hier hatte jeder Bekannte des Hauſes freien Zutritt, und wer am meiſten trinken konnte von dem in naphtabeſtrichenen Schläuchen aufbewahrten Landeswein, war der willkommenſte Gaſt. Wie bei den Frauen das Spielen mit der Tſchotka, ſo war bei den Männern das Trinken die Hauptſache, und wahrlich gehörte ein mit Naphta ausgeſtrichener Magen dazu, um es den Armeniern im Weintrinken gleichzuthun.

In denjenigen armeniſchen und georgiſchen Häuſern, wo man mit Beibehaltung aller ſonſtigen nationalen Eigenthümlichkeiten in geſellſchaftlicher Beziehung mehr den europäiſchen Sitten ſich anbequemt, pflegt es, in Folge des allezeit veredelnden Einfluſſes der Frauen, mäßiger bei den Trinkgelagen und lebhafter in der Unterhaltung herzugehen.

In eine ſolche gemiſchte Geſellſchaft wünſchte ich, bei Gelegenheit eines armeniſchen Hochzeitsfeſtes, meine freundlichen Leſer zu führen, und wäre gleich in medias res geſprungen, wenn ich nicht an dem Grundſatze feſthielte, meinen Schilderungen aus dem Leben immer mit hiſtoriſcher Treue die vorbereitenden und erklärenden Züge einzuflechten.

Bei der Schwerfälligkeit meines Geiſtes bedurfte ich ſelber ſtets einer anregenden Vorbereitung, um mich mit nöthiger Sicherheit und richtigem Blicke in fremde Situationen zu verſetzen. Deshalb waren meine Arbeitstage ſtreng geſchieden von den Tagen des Genuſſes. Lag mir am Morgen eine beſonders intereſſante Einladung für den Abend vor, ſo war den Tag über an kein ernſtes Studiren zu denken. Ich pflegte dann ein paar gute Bekannte aufzuſuchen, um mit ihnen die Stadt zu durchſtreifen, im Bazar zu verweilen, zwiſchen den

halbunterirdiſchen Wohnungen der Georgier umherzuklettern, das Treiben und Leben in den Karawanſerai's, auf Straße und Markt zu beobachten, und alles Neue von Intereſſe durch ein paar Züge in meinem Tagebuche zu bleibender Erinnerung anzumerken.

So geſchah es auch an jenem Tage, als ich die Einladung zu der armeniſchen Hochzeit erhielt. Ich legte meine Bücher und Hefte bei Seite, und machte mich auf den Weg, um einige Bekannte zur Begleitung aufzuſuchen.

Eine ungepflaſterte, unregelmäßige Straße führte von meiner Wohnung, bergab zwiſchen Weingärten ſich hinziehend, in die Hauptſtraße von Tiflis, zur Rechten von dem Palaſte des Sardaars (Oberbefehlshabers), und zur Linken von dem faſt eben ſo großartig gebauten, neuen Gymnaſium begrenzt.

Hier wurde mir der Weg dieſes Mal von einem zahlreichen Schwarm Tataren verſperrt, welche ſich vom Gymnaſium bis zum Sardaarpalaſte hin theils auf der Erde gelagert hatten, theils in einzelnen Gruppen umherſtanden und durch ihre grimmigen Blicke, lebhaften Bewegungen und lauten Worte meine Neugier auf's höchſte erregten.

Ich brachte bald in Erfahrung, daß es eine, ein paar hundert Mann ſtarke Deputation aus dem Innern des Landes war, nach Tiflis zu dem Zwecke gekommen, um den Sardaar zu bitten, ein Geſetz wieder aufzuheben, welches vorſchrieb, daß die Tataren ihren Tribut künftig in Hammeln entrichten ſollten.

Einige der Angeſehenern von ihnen waren als Wortführer in die Wohnung des Sardaars gegangen und hatten ſich, da dieſer verreiſt war, an ſeinen Stellvertreter gewendet, der ſich vergeblich bemühete, die Bittſteller durch unbeſtimmte Verheißungen loszuwerden. Sie verlangten eine beſtimmte Antwort und gaben zu verſtehen, daß, bis ſolche erfolgt ſei, die draußen lagernde Tatarenſchaar Tiflis nicht verlaſſen werde.

Der ſtellvertretende Generalgouverneur gab ſofort Befehl, die Tataren friedlich zu bedeuten, daß ſie die Stadt ohne Weiteres zu verlaſſen hätten, und falls ſie dieſer Weiſung nicht Folge leiſteten, Koſaken aufzubieten, um ſie mit Gewalt zu vertreiben. Dies hatte jedoch ſeine großen Schwierigkeiten, denn obgleich die Tataren unbewaffnet waren (man hätte ſonſt einem ſo großen Schwarme den Einzug in die Stadt nicht erlaubt), ſo ſetzten ſie doch den Koſaken ſo derb mit ihren kräftigen Fäuſten zu, daß man genöthigt war, noch Verſtärkungen herbeizuziehen und von der blanken Klinge Gebrauch zu machen, ehe es gelang, die wilden Nachkommen der goldenen Horde aus der Stadt zu vertreiben.

Schon während dieſes Schauſpiels, das die ganze Nachbarſchaft auf die Beine brachte, hatten ſich einige Bekannte zu mir geſellt, die ſich gleich bereit finden ließen, mich auf meiner Wanderung durch die Stadt zu begleiten.

Wir hatten kaum hundert Schritte zurückgelegt, als auf dem, mit der großen Straße von Tiflis zuſammenhängenden Eriwan'ſchen Platze, ein neues Schauſpiel eigenthümlicher Art unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm.

Etwa ein Dutzend von Kopf bis zu Fuß in die weiße Tſchadra gehüllter, alter Frauen, von ärmlichem Anſehen und der Mehrzahl nach von abſchreckender Häßlichkeit, kam feierlichen Zuges über den Platz geſchritten und machte in einer angrenzenden Straße Halt.

Ein paar der geſpenſterhaft ausſehenden Weſen verſchwanden in einem georgiſchen Hauſe, kamen jedoch nach kurzer Zeit wieder zum Vorſchein, um ſich auf's Neue mit dem Zuge in Bewegung zu ſetzen. Daſſelbe Manöver wurde bei jedem georgiſchen Hauſe wiederholt.

Zur Erklärung dieſes ſeltſamen Schauſpiels wurde mir geſagt, daß jedesmal bei anhaltender Dürre die armen Georgierinnen in Prozeſſion von Haus zu Haus ziehen, um Almoſen

zu ſammeln und dafür den lieben Gott zu bitten, daß er den Born ſeiner Barmherzigkeit erſchließe und Regen auf die lechzende Erde herabſende.

Zu dieſem Zwecke pilgern ſie, beladen mit Kreuzen, Heiligenbildern und anderm frommen Zubehör, hinaus ins Freie, um auf den Aeckern und für den Segen derer zu beten, welche Opfergaben geſpendet haben. Dieſe Feierlichkeit mit dem vorbereitenden Almoſenſammeln wiederholt ſich täglich, bis der Himmel endlich die Gebete erhört und Regen zur Erde ſendet.

Wir folgten den frommen Schweſtern nicht auf's Feld hinaus, da es meine Abſicht war, Mirza-Schaffy aufzuſuchen und ihn zu bitten, die für den Abend angeſetzte Unterrichtsſtunde auf einen anderen Tag zu verlegen. Ich hatte den Weiſen früher nie in ſeiner Wohnung geſehen, und es verlangte mich deshalb ſehr, einmal einen Blick in ſeine häusliche Einrichtung zu werfen, ein Verlangen, das von meinen Begleitern, die ſchon viel von Mirza-Schaffy gehört hatten, lebhaft getheilt wurde.

Wir wanden uns, in der Richtung nach dem Kyros zu, durch eine krumme, ſchmutzige Gaſſe, welche zu beiden Seiten von grauen Sakli's begrenzt, nur hin und wieder einmal ein etwas wohnlicheres Gebäude durchblicken ließ. Hausnummern giebt es hier natürlich nicht und eine georgiſche oder tatariſche Sakli iſt von der andern eben ſo ſchwer zu unterſcheiden wie ein Maulwurfshaufen von dem andern. Wir hatten deshalb große Noth, die Wohnung des Weiſen ausfindig zu machen, obgleich er mir den Platz ziemlich genau beſchrieben hatte. Erſt verſcheuchten wir durch unſere bloße Anrede ein paar junge rothhoſige Mädchen vom Dache, welche, ſtatt auf die ihnen vorgelegte Frage zu antworten, mit Blitzesſchnelle in ihre unterirdiſche Behauſung verſchwanden. Dann wurden wir ſelbſt verſcheucht durch ein paar zähnefletſchende Hunde,

welche, als wir auf unſerer Entdeckungsreiſe in ein Gehöft einbogen, mit wüthendem Geheul auf uns losſtürzten. Ein alter Tatar, der ernſten Blickes an uns vorüberwatſchelte, deutete zur Antwort auf unſere Frage nach Mirza-Schaffy's Wohnung, auf eine ferne Häuſergruppe hin, und wandelte dann ſeines Weges fort, ohne ſich weiter nach uns umzuſehen. Endlich waren wir ſo glücklich, einen ſchwarzäugigen, in die buntfarbigſten Lumpen gekleideten Jungen aufzutreiben, der uns für einen Abbas (etwa 6 Sgr.) in die Klauſe des Weiſen von Gjändſha zu führen verſprach. Er trieb uns erſt einen Theil des Weges, welchen wir gekommen waren, zurück, feuerte uns dann durch ſein Beiſpiel an, eine Reihe von Saklis zu überklettern, wobei wir mit großer Vorſicht verfahren mußten, um nicht durch die Oeffnungen in den platten Dächern irgend einer Familie uneingeladen in's Haus zu fallen, bis wir uns plötzlich in eine kleine, bergablaufende Sackgaſſe verſetzt ſahen, wo ſich vor uns ein niedriges, aber ziemlich umfangreiches Gebäude aufthat, welches mit ſeinen grauen Flügeln einen nichts weniger als reinen und ebenen Hofraum umſchloß. In dem linken Flügel, hinter welchem einige Bäume die Nähe eines Gartens verriethen, wohnte Mirza-Schaffy.

Wir hatten kaum feſten Fuß im Hofe gefaßt, als uns ein entſetzliches Hundegeheul wieder am Vorgehen hinderte und uns zwang, eine vertheidigende Stellung einzunehmen. Unſer jugendlicher Führer wußte jedoch durch die ſeltſamſten Kehl- und Ziſchlaute die bellend auf uns losſtürzenden Ungethüme bald zum Rückzuge zu zwingen; noch ein paar Schritte — und wir befanden uns in der Wohnung Mirza-Schaffy's.

Die Thüre wurde geöffnet von demſelben ſchmächtigen, gliedergeſchmeidigen Tatarenjüngling, durch deſſen Vermittelung Mirza-Schaffy einſt in den Beſitz meiner engliſchen Scheere kam, nachdem er den Blick des Verlangens darauf geworfen.

Wir traten in ein kleines, ſchmuckloſes Gemach, welches

mit einem größeren, etwas wohnlicher eingerichteten Zimmer zuſammenhing. Erſteres, wo der junge Tatar hauſte, bildete gleichſam das Vorzimmer zu letzterem, wo Mirza-Schaffy ſeine Wohnung hatte.

Beide Gemächer waren weiß übertüncht, der Fußboden war mit Matten belegt, in den Seitenwänden befanden ſich Niſchen, und im Hintergrunde des größeren Zimmers war eine Art von Kamin angebracht. Das Ganze trug einen ſehr einfachen und ſauberen Anſtrich.

Mirza-Schaffy lag mit untergeſchlagenen Beinen auf dem niedrigen, roth überkleideten Divan, als wir eintraten, und ſchien mit nichts Anderm beſchäftigt, als die Pfeife der Betrachtung zu rauchen. Vor ihm ſtand auf einer kleinen Tiſchplatte ein hoher, perſiſcher Kalljan, deſſen hochaufliegende Kohle bezeugte, daß er eben erſt wieder mit friſchen Tombagu (grobgeſchnittener Tabak, welcher blos aus dem Kalljan und Nargilé geraucht wird, im Gegenſatz zu dem feingeſchnittenen Tabak (Tütin) der für die Tſchibuqs beſtimmt iſt) gefüllt war.

Der Weiſe erhob ſich langſam, als er unſer anſichtig wurde, rief uns ein herzliches »Choſch gjäldinnis!« (Seid willkommen!) entgegen, und ſetzte ſich erſt wieder, als wir Alle um ihn her Platz genommen hatten. Der junge Tatar war inzwiſchen unaufgefordert beſchäftigt, uns Kaffee und Pfeifen zu beſorgen, und erſt als Jeder ſein dampfendes Schälchen vor ſich ſtehen und den dampfenden Tſchibuq im Munde hatte, begann die eigentliche Unterhaltung.

Ich hatte große Luſt, mich näher in der Wohnung umzuſehen, um die ganze Einrichtung in ihren Einzelheiten kennen zu lernen, hielt aber gewaltſam an mich, und bat meine Gefährten, ein Gleiches zu thun, da ich wußte, daß es uns weſentlich in der Achtung des Weiſen herabſetzen würde, wenn wir den Blick der Neugier gleich aus einer Ecke in die andere ſchweifen ließen.

Ich wartete deshalb einen günstigen Augenblick ab und wandte, nachdem ich meine Absagebestellung ausgerichtet, das Gespräch zunächst auf die Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden gehabt hatten, um zu Mirza-Schaffy's Wohnung zu gelangen. »Wie ist es nur möglich — schloß ich — daß Du mit Deinen feinen, grünen Pantoffeln und schmucken, buntgewirkten Strümpfen, bei schlechtem Wetter den langen Weg zu mir machen kannst, ohne jemals schmutzig zu werden, während wir selbst bei gutem Wetter nicht rein davonkommen?«

— Adab-der — das macht die Gewohnheit! — sprach er lächelnd. Darauf wandte er sich mit einer allgemein gehaltenen Frage an meine beiden Begleiter, die jedoch nicht gleich antworten konnten, weil sie nicht tatarisch verstanden. Das wollte er blos wissen, um mich ausforschen zu können, ob ihnen im Punkte des Weintrinkens zu trauen sei. Da er sich auf meine Veranlassung um eine Stelle beim Gymnasium bemühte und die Entscheidung noch nicht erfolgt war, so wollte er es vermeiden, die Schwierigkeiten, welche ihm frommthuende Nebenbuhler in den Weg gelegt hatten, leichtsinnig zu vermehren.

Nachdem ich ihn vollständig über meine Begleiter beruhigt hatte, rief er dem im Nebenzimmer kauernden Tatarenburschen die Anfangsworte eines Hafisischen Liedes zu: »Sfaki bijar badé!« (Schenke, bring' Wein!) Der Bursche sprang sofort auf und eilte geräuschlos zur Thür hinaus. Man sah es seinem verständnißflinken Wesen an, daß ihm dergleichen Aufträge nicht neu waren.

»Wer ist der junge Mensch?« fragte ich Mirza-Schaffy.

— Ein armer Verwandter von mir — antwortete der Weise — den ich seit dem Tode seines Vaters in's Haus genommen habe, um ihn in der Weisheit zu unterrichten. Es ist aber nichts mit ihm aufzustellen; der Mensch ist von der Natur für die Kutte bestimmt, und deshalb lasse ich ihn

ruhig bei seinem Vorsatze, ein Geistlicher zu werden. Der Muschtahid gilt ihm für eine größere Autorität als ich, und ein Kuß auf die Hand des alten wunderlichen Heiligen schmeckt ihm süßer als ein Glas Wein von mir. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Bursche selbst einmal Muschtahid würde. Er hat allen Stoff dazu. Gesichter kann er schneiden wie ein Derwisch, und winden und schmiegen kann er sich wie ein Aal. Den ganzen Tag sitzt er und schreibt alte Gebete und heilige Geschichten ab; das erbauet ihn und er verdient sich etwas Geld damit ....

Während Mirza-Schaffy noch so sprach, kam der junge Heilige mit einem großen Kruge Wein in's Zimmer, kramte aus einer durch einen rothseidenen Vorhang verhüllten Wandnische einige verschiedengestaltige Gläser hervor und war eben im Begriffe uns einzuschenken, als Mirza-Schaffy ihm den Krug abnahm, mit den Worten: »Ueberlaß mir das Weinschenken! Geh' Du und hole uns Deine Hefte her, der junge Weise hier will sehen, was Du diese Woche geschrieben hast.«

Der Bursche ging und brachte ein paar sauber geschriebene Hefte zum Vorschein, wovon das eine den Titel trug: »Lobgedicht auf die Ankunft der Russen in Eriwan,« und das andere: »Gebet der Tataren von Karabagh für den großen Padischah der Russen, den Herrscher der Erde u. s. f. u. s. f.«

Das erste Heft war in tatarischer, das zweite in arabischer Sprache, untermischt mit persischen Versen geschrieben, mit solcher Zierlichkeit und Sorgfalt, daß ich nicht umhin konnte, dem Schreiber etwas Artiges darüber zu sagen und den Wunsch zu äußern, eine ähnlich sorgfältige Abschrift der beiden Hefte zu besitzen.

Der junge Heilige, sehr erfreut über das ihm gespendete Lob, wollte mir gleich die Hefte zu Füßen legen, aber Mirza-Schaffy schickte ihn fort und sagte zu mir: »Laß das heute

ut ſein; er kann erſt noch eine Abſchrift davon nehmen und ır nächſten Unterrichtsſtunde bring ich Dir das Loblied ſammt em Gebete ſelbſt mit, um Dir Beides zu erklären. Und enn Du frommer darnach wirſt, ſo will ich ein Gelübde hun, keinen Wein mehr zu trinken!«

— Ich wäre neugierig, einmal einen Blick in Deine Bibliothek zu werfen, o Weiſer! Du haſt gewiß ganz andere Bücher als fromme Loblieder und Gebete. —

»Ich kann mit Hafis ſingen — entgegnete lächelnd der Weiſe: —

»Schon lang iſt mein letztes Buch verſetzt
In die Schenke für Wein gekommen,
Und es iſt dadurch über die Schenke jetzt
Ein Heiligenſchein gekommen!

Nun iſt die Schenke zum Bethaus mir,
Zur Werkſtatt und Wohnung geworden,
Und ich gehe nicht mehr hinaus, bis daß
Der Tod hereingekommen!«

»In der That — fuhr er fort — bedarf es keines kameels, um meine Bücher davon zu tragen.« Und er zeigte nir eine kleine, aber ſehr werthvolle Sammlung von perſiſchen ınd arabiſchen Manuſkripten, poetiſchen und philoſophiſchen Inhalts, die ſeinen ganzen literariſchen Reichthum ausmachten. Ich konnte die Frage nicht unterdrücken: — Aber wie iſt es nöglich, o Weiſer! daß Du täglich mit den ſchönſten Blumen norgenländiſcher Dichtung um Dich wirfſt wie der Oſt mit ıen Blumen des Frühlings, wenn der Born ſo gering iſt, ıaraus Du ſchöpfeſt? —

»Der Born iſt gering an Umfang, aber groß an Inhalt. Was die beſten Dichter Gutes geſchrieben haben, weiß ich ıuswendig, und wo ich etwas davon vergeſſe, lern' ich es

wieder. Von den ſchlechten Dichtern aber leſ' ich gar Nichts; wozu brauch' ich ihre Werke? Je reicher ich werde an Weisheit, deſto ärmer werde ich an Büchern. Jedesmal wenn ich Muſterung halte, finde ich noch etwas Ueberflüſſiges. Beſſer iſt es, ein gutes Buch hundert Mal zu leſen, als hundert ſchlechte Bücher Einmal. Je mehr Bücher, deſto mehr Verwirrung. Es iſt mir nie ein gutes Gedicht gelungen, wenn ich zuvor fremde Gedichte geleſen, weil ſich dann immer gar zu leicht Fremdes mit einſchleicht. Es iſt mir jedesmal ein gutes Gedicht gelungen, wenn ich bezaubert war von ſchönen Augen, von lieblichen Händen und Füßen, von duftigen Blumen, von gutem Wein, von reiner Frühlingsluft. Das ſind die Quellen, daraus man ſchöpfen muß! (Der Weiſe ſchlürfte bei dieſen Worten ein Glas Wein herunter, ſchenkte ſich gleich wieder ein und fuhr dann etwas aufgeregter fort:) Der kleinſte Blumengarten ſpendet mir mehr Duft als die größte Wüſte mit ihren Oaſen und Güter-beladenen Karawanen. Aus einer roſigen Mädchenwange ſauge ich mehr Begeiſterung, als aus allen fremden Dichtern zuſammengenommen. Ein kleines unſchuldiges Kind ſtimmt mich andächtiger und frommer als die längſte Predigt. Aus einem Glaſe Wein ſchlürfe ich mehr Witz, als aus den gelehrteſten Werken der Sufis und Philoſophen . . . .«

Er ſtopfte ſich einen friſchen Tſchibuq, während ich nach der Uhr ſah, denn der Tag neigte ſich faſt zu Ende. Es iſt Zeit zum Aufbruch — ſagte ich — wir müſſen uns noch rüſten zur Hochzeit; doch laß uns nicht ſcheiden, o Weiſer! ohne uns ein kleines Lied geſungen zu haben. Die Nachtigall ſingt am liebſten an feuchten Plätzen und der Sänger beim Weine. Ich liebe es, von luſtigen Gelagen einen poetiſchen Nachklang mit auf den Weg zu nehmen. —

»Jeder hat ſeine eigene Liebhaberei — erwiederte der Weiſe: —

Der Fromme liebt das Schaurige,
Der Leidende das Traurige,
Der Hoffende das Künftige,
Der Weiſe das Vernünftige.“

— Was kann es Vernünftigeres geben — warf ich ein — als ein Lied der Weisheit zum Klange des Bechers! — Von Neuem begann der Weiſe:

„Wenn Mirza-Schaffy den Becher erhebt,
Einen Witz in dem Munde:
Wie ſich freudig das Herz der Zecher erhebt
In der jauchzenden Runde!
Sie fühlen es, daß für die Tollheit der Welt
Sich zu jeglicher Stunde
Aus dem Geiſte des Weines ein Rächer erhebt,
Mit der Weisheit im Bunde!“

— Wie ich jetzt gehe, meinen Körper in Feſtesgewand zu kleiden, ſo hat Dein Geſang, o Mirza-Schaffy! meinen Geiſt feſtlich angethan. Und ſelbſt den Tribut des Dankes und der Freude, welchen ich Dir ausdrücken wollte, haſt Du mir aus dem Munde genommen und Deinem eigenen Liede einverleibt! —

Ich ſagte ihm dies, als wir ſchon aufgeſtanden waren, um Abſchied zu nehmen und er uns zur Hinterthür des Hauſes hinaus einen kürzeren Weg durch den Garten führte. Und wiederum begann er:

„Iſt ein Witz Dir zur rechten Stunde gekommen,
So antwortet Jeder, den Du nie gefragt haſt:
Du haſt mir das Wort aus dem Munde genommen,
Oft hab' ich gedacht, was Du mir geſagt haſt!

Mirza-Schaffy! das iſt Dein Geſchäft ſo!
Was die Andern denken, das ſchreibt Deine Hand —
Manch kernigen Witz umſchließt jedes Heft ſo,
Und all Deine Witze ſind einzig im Land!“

— Ich brauche des Lobes nicht mehr hinzuzufügen — entgegnete ich — aber ſag' mir, o Weiſer! wie Du es anfängſt, Reim, Bild und Gedanken immer ſo ſchnell zuſammenzufinden: bedarfſt Du denn gar keiner Vorbereitung zu Deinen Liedern? —

Der Garten, durch welchen wir gingen, trug ſchon das bunte Kleid des Frühlings. Die Blumen waren hervorgekommen im Graſe, der Weinſtock hatte Knoten gewonnen, von den Mandelbäumen fielen wie Schneeflocken die weißen Blüthen ab und die Roſenſträuche begannen zu knospen.

Mirza-Schaffy ſtreckte ſeine Hand aus und pflückte von den Blumen zu einem Strauß, reichte mir den und ſprach: »Siehe, dieſer Strauß iſt gepflückt in einem Augenblick, aber die Blumen dazu ſind nicht in einem Augenblick gewachſen! Alſo iſt es mit meinen Liedern.«

* * *

## Eine armeniſche Hochzeit.

Wir wenden uns nun, nachdem wir ſchwarzes Gewand angethan, dem in der Nähe der armeniſchen Kathedrale gelegenen Hauſe zu, wo die Hochzeit begangen wird.

Die armeniſchen Häuſer in Tiflis bilden den Uebergang von den georgiſchen und tatariſchen Sakli's zu den ruſſiſchen Paläſten im neuen Stadttheile. Sie ſind durchgängig wohnlich und reinlich, viele ſogar mit einer eigenthümlichen, aus europäiſchen und aſiatiſchen Elementen gemiſchten Eleganz eingerichtet. Einige haben beſondere Vorhöfe, andere Pfeilergetragene Vorhallen, und die meiſten ſind von zwei bis drei hölzernen Gallerien umwunden, welche in den engen Straßen durch Balkons erſetzt werden.

Das Haus des reichen armeniſchen Kaufmanns, zu deſſen

Hochzeitsfeier wir pilgern, gehört zu den wohnlichſten und beſteingerichteten. Wir entdecken ſchon von ferne, daß Feſtliches darin vorgeht. Die hohe Einfahr zum Vorhof und die Seitenmauern ſind mit hunderten von buntfarbigen Lampen überſäet. Auf dem Hofe drängen ſich Droſchken und Equipagen. Das Haus im Hintergrunde ſtrahlt, als ſprängen die Flammen aus Mauern und Dächern hervor. Die luftigen Gallerien, welche das Haus dreifach umſchlingen, ſind dicht mit Lampen beſetzt. Ebenſo ziehen ſich förmliche Lampengewinde zwiſchen den hellerleuchteten Fenſtern hin, während auf dem Dache Fackeln brennen.

Wir finden bei unſerm Eintritt in die ſchimmernden Gemächer ſchon eine zahlreiche, vorwiegend aus Armeniern und Georgiern beſtehende Geſellſchaft verſammelt, die Frauen ſämmtlich in ihrer maleriſchen Nationaltracht, unter den Männern wenige Ausnahmen in ſchwarzem Frack und Uniform. Die feſtlich geſchmückten Räume nehmen die ganze Breite des Hauſes ein. Mit Ausnahme des zum Tanzen beſtimmten Saales ſind alle Gemächer mit prachtvollen perſiſchen Teppichen belegt. In dem großen Mittelzimmer drängt ſich Tiſch an Tiſch, beladen mit ſtärkenden Getränken und appetit-reizendem Imbiß der verſchiedenſten Art: von dem ſtillwirkenden, aus ſilbernen Schälchen geſchlürften Liqueur bis zu dem wild aufbrauſenden Champagner; von der leichten, unſcheinbaren Sardine bis zum fetten, magenbeſchwerenden Lachs.

Die übrigen Zimmer ſind nur ſpärlich mit Tiſchen und noch ſpärlicher mit Stühlen bedacht. Die Frauen ſitzen gruppenweiſe auf den niedrigen, theils mit Seide oder Sammet überzogenen, theils mit Teppichen belegten Divans, welche ſich rings um die Wände ziehen. Eine lebendige Unterhaltung mit dieſen Frauen, die der Mehrzahl nach ſo unbeweglich da ſitzen wie Figuren in einem Wachskabinet, iſt auf die Dauer unmöglich, wenn man es nicht verſteht, ihre zur Schau getra-

gene Schüchternheit durch ganz beſondere Mittel zu verſcheuchen. Nur einige der Aelteren, welche mit der ruſſiſchen Sprache auch etwas von der ruſſiſchen Sitte angenommen haben, und einige der Jüngeren, welche in der adeligen Penſion von Tiflis erzogen ſind, und nicht allein ruſſiſch, ſondern auch franzöſiſch ſprechen, benehmen ſich unbefangener in der Unterhaltung.

Die Perle unter den weiblichen Gäſten iſt die junge Fürſtin Naſſinka Orbeljanoff, eine der lieblichſten Blumen, die je unter Georgia's Himmel gewachſen. Das jetzt verarmte Geſchlecht der Orbeljanoff, deſſen Geſchichte bis lange vor Chriſti Geburt zurückreicht, war einſt reich an Ruhm, Macht und Gütern. Die Vorfahren der jungen Fürſtin herrſchten als Könige in Armenien und Georgien. Aber aller Glanz und Ruhm ihrer Vorfahren wiegt die Schönheit der jungen Fürſtin Naſſinka nicht auf. Sie iſt keine von jenen üppigen Geſtalten, die man in Georgien vorherrſchend findet; aber ſie hat eine Feinheit der Züge und des Gliederbaues, eine Zierlichkeit der Hände und Füße, eine Fülle des Haares und einen ſo taubenſanften Ausdruck des Auges, daß ſie zu den lieblichſten Erſcheinungen zählt, die mir aus dem Morgenlande im Gedächtniß geblieben . . . .

Jetzt tanzt ſie mit einem jungen Armenier die Lesghinka, und Alt und Jung ſtrömt herbei, Frauen und Mädchen verlaſſen ihre Sitze, um das liebliche Weſen zu ſehen. Sie ſchlägt verſchämt das Auge nieder, biegt das Köpfchen zurück und ſtemmt die feinen Arme in die Seiten; plötzlich läßt ſie die Arme wellenförmig herabſchweben und hüpft leichtfüßig auf den gegenüberſtehenden Tänzer los; dieſer ſetzt ſich ebenfalls in Bewegung, um ihr entgegen zu eilen, aber Beide ſtreifen an einander vorüber, ohne ſich zu berühren; ſo ſchweben ſie fortwährend in kleinen Kreiſen umher, in ſtetem Entgegenkommen und ſtetem Ausweichen. Das Händeklatſchen der Umſtehenden begleitet die Bewegungen der Tanzenden.

Als der Tanz zu Ende war, wurde die Aufmerkſamkeit der Gäſte durch die vier Rhapſoden in Anſpruch genommen, welche das Feſt durch Spiel und Geſang verherrlichten. Der Eine ſpielte den Tar, der Andere den Tſchianu, der Dritte die Saß, der Vierte die Deira, Streichinſtrumente verſchiedener Geſtaltung — und dabei ſangen ſie Lieder zum Ruhme des Hauſes, des Brautpaars und der Gäſte.

Alles drängte ſich um die Sänger her, von denen beſonders ein alter Blinder die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden in Anſpruch nahm, weil er Jedem, der ihn darum bat, etwas Angenehmes in Verſen zu ſagen wußte. Seine Lieder waren nicht von Bedeutung, wirkten aber durch den Zauber des Improviſirens.

In einem Nebenzimmer ſtanden grüne Tiſche, auf welchen verſchiedene Gruppen alter Armenier Schach und Lotto ſpielten, während einige ruſſiſche Tſchinowniks eine Whiſtpartie machten.

Inzwiſchen machten fortwährend eine Menge Diener die Runde, die ausgewählteſten Leckereien, und beſonders ſüßes Backwerk aller Art umhertragend. Das Alles war blos zu vorläufigem Imbiß beſtimmt, denn das eigentliche Nachteſſen folgte erſt nach der Trauung, welche in der benachbarten Kathedrale, im Beiſein aller Gäſte, vollzogen wurde.

Das Innere des altehrwürdigen Gebäudes, wohin wir dem Brautpaar etwa in der zwölften Stunde folgten, machte bei der ſpärlichen Beleuchtung einen ſchauerlichen Eindruck, der aber bald wieder verwiſcht wurde, wenn man den Blick auf die vielen hübſchen Frauen und Mädchen ſchweifen ließ, welche gekommen waren der Feierlichkeit beizuwohnen. Sie drängten ſich oben und unten Kopf an Kopf, durch eiſerne Gitter getrennt von den Männern, wie das in der armeniſchen Kirche ſo Brauch iſt.

Da vielleicht auch manche meiner freundlichen Leſerinnen

neugierig iſt, die Einzelheiten einer armeniſchen Trauungsfeierlichkeit kennen zu lernen, ſo laſſe ich hier eine ausführliche Beſchreibung davon folgen, die bis auf den kleinſten Punkt mit all der Treue und Gewiſſenhaftigkeit abgefaßt iſt, welche die Wichtigkeit des Gegenſtandes erheiſcht.

Die Feierlichkeit beginnt mit der Einſegnung des Traurings, der auf einen Teller gelegt wird, wobei der Diakonus die Worte ſpricht:

»Nun laſſet uns beten zu dem Herrn des Friedens, nimm uns auf, Erlöſer! erbarme Dich unſer und ſegne uns, o Herr!«

Hierauf ſingt der Prieſter:

»Segen und Preis dem Vater, und dem Sohne, und dem heiligen Geiſte, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen!« Dabei ſchwingt er das Weihrauchfaß, das der Diakonus ihm gereicht. Dann wird ein Lied aus dem armeniſchen Geſangbuche geſungen, und der 18te Pſalm ſeiner ganzen Länge nach recitirt, obgleich die einzige Stelle dieſes Pſalmes, welche auf die Ehe Bezug haben könnte, im 20ſten Verſe vorkommt, wo es heißt: »Und er führte mich aus in den Raum; er riß mich heraus, denn er hatte Luſt zu mir.« Hierauf werden Stellen vorgeleſen aus dem Hohen Liede Salomonis 8. 14., aus dem Propheten Hoſea 14. 6., aus dem Jeſaias 27. 11., aus dem Briefe an die Galater 4. 27. und aus dem Evangelium Lucä 1. 26.

Und abermals beginnt der Diakonus:

»Laſſet uns den Herrn bitten für die Bewahrung der Gläubigen, derer die bei ihm ſind, und derer die er hier zur Vereinigung geladen hat.«

Hierauf betet der Prieſter:

»Ewiger Gott und Schöpfer des Weltalls! Dich bitten und zu Dir flehen wir, der Du voll Erbarmen ſorgeſt für Deine Geſchöpfe, nimm, o menſchenfreundlicher Herr, unſere

Bitten gnädig auf! Wie Du die Ehen unſerer Väter geſchloſſen haſt nach dem Geſetze Moſis, ſo haſt Du nach der Auferſtehung und Himmelfahrt Deines Eingeborenen uns ein neues Gebot gelehrt und das heilige Kreuz aufgeſtellt zur Heiligung der Ehe derer, ſo an Dich glauben und Deinen eingebornen Sohn. Gieb auch jetzt, o Herr, durch das allſiegende Kreuz, Kraft und Stärke denen die auf Dich bauen. Entferne von ihnen den Geiſt der Heuchelei und des Ungehorſams und alle böſen Lüſte; bewahre ſie vor Schändlichkeiten, vor dunkelen Wegen und vor Unreinheit des Wandels. Mache, daß dieſes Kreuz[14]) ſei zur Weihe und zur Grundlegung eines feſten Grundes, darauf das Gebäude der heiligen Ehe errichtet werde. Schmücke ihr Haupt mit der Krone der Schönheit, ſende über ſie den Segen der heiligen Dreieinigkeit, welcher ihnen Noth thut, und ihnen Ruhm bringt und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Friede ſei mit Allen! Heiliger und allgeprieſener Vater, der Du geſegnet und geheiligt haſt dieſes Kreuz im Namen Deines Eingeborenen, durch die Hand Deines ſündigen Dieners, durch die Segnungen Deines heiligen Geiſtes: auch jetzt bitte ich Dich, o Herr! ſende Deinen heiligen Geiſt hernieder zur Weihe des Gebäudes, welches ich jetzt hier gründe. Erhalte dieſe zwei unbefleckt gegen einander, geleite und führe ſie zu der Stunde in welcher ich die Krone des Ruhmes auf ihr Haupt ſetzen werde; denn Dir allein iſt die Ehre, und Dir allein gebührt der Ruhm und die Macht, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!«

Hierauf wird der Ring der Braut übergeben, und der Diakonus ſpricht:

»Bei dem heiligen Kreuze laßt uns den Herrn bitten, daß er durch daſſelbe uns errette von allen Sünden und uns erlöſe durch die Gnade ſeiner Barmherzigkeit. Allmächtiger Herr, unſer Gott! erlöſe uns und erbarme Dich unſer!«

Der Prieſter fällt ein: »Du Hort und Du Hoffnung der Gläubigen, Chriſtus unſer Gott! bewahre Deine Diener! Preis ſei dem Herrn!« Nun folgt das Vater unſer, womit die Einſegnung des Trauringes geſchloſſen wird und die Einſegnung des »Kleides der Krone« beginnt.

Das Kleid wird vor den Altar gebracht und es wiederholt ſich die am Eingange beſchriebene Feierlichkeit. Der Diakonus ſpricht: »Laßt uns beten zu dem Herrn des Friedens ꝛc. ꝛc.,« worauf der Prieſter erwiedert: »Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne ꝛc. ꝛc.« Abermals wird ein Kirchengeſang geſungen; dann folgt der Pſalm 44: »Eine Unterweiſung der Kinder Korah, vorzuſingen,« worin ſich ſonderbarer Weiſe ebenfalls nichts auf die Ehe Bezügliches findet, (obgleich Vers 2. 3.: »Denn wir werden ja um Deinetwillen täglich erwürget, und ſind geachtet wie Schlachtſchafe,« einſt richtig die politiſchen Zuſtände der Armenier bezeichnete). Ferner wird recitirt aus dem Propheten Jeſaias 61. 10., aus dem 1. Briefe Petri 3. 1., und aus dem Evangelium Johannes 2. 1. Sodann beginnt der Diakonus wiederum: »Laſſet uns beten zum Herrn ꝛc.,« und der Prieſter fällt ein: »Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne!« Hierauf ſegnet er das Gewand des Bräutigams mit dem Zeichen des Kreuzes und ſpricht folgendes Gebet:

»Segne, o Chriſtus, unſer Gott! mit geiſtigem Segen dieſes bräutliche Gewand, damit dem, der es anthut, nicht zu nahen wage die böſe Brut der Dämonen und Zauberer, ſondern daß er geſtärkt durch die Kraft Deines heiligen Kreuzes, erlöſt werde von allen Schlingen des Satans. Dir aber gebührt Ruhm und Macht und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit!«

Nachdem der Prieſter nun abermals das Gewand geſegnet mit dem Zeichen des Kreuzes und dabei gebetet: »Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Amen!« wird dem Bräutigam das Gewand angethan, unter dem Abſingen eines bezüglichen Kirchenliedes. Zum Schluß der Einſegnung ſpricht der Diakonus abermals die Worte: »Beim heiligen Kreuze laßt uns den Herrn bitten ꝛc. ꝛc.«

Ganz dieſelbe Feierlichkeit findet bei der Einſegnung des Kleides der Braut ſtatt, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ihr hochzeitliches Gewand nicht vor dem Altar anzieht, ſondern verborgen vor den Augen der Männer in einem beſonderen Raume, und daß der Geſang und das Schlußgebet dabei wegfällt.

Bevor nun die eigentliche Trauung, die Krönung, vollzogen wird, bewegt ſich der Zug noch einmal in das Haus der Braut. Hier muß dieſe niederknieen zu den Füßen des Bräutigams, und es werden über ſie die Worte geredet: »Ich habe David, meinen Knecht, gefunden; mit meinem heiligen Oel habe ich ihn geſalbt, meine Hand wird ihn aufnehmen, und mein Arm wird ihn ſtärken.«

Hierauf nimmt der Prieſter die rechte Hand der Braut und legt ſie in die rechte Hand des Bräutigams, mit den Worten: »Man nahm die Hand der Eva und legte ſie in die rechte Adams, und Adam ſagte: »Dieſes iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch; dieſe iſt Männin geheißen, weil ſie von ihrem Manne genommen iſt; deshalb ſoll der Mann Vater und Mutter verlaſſen und ſeinem Weibe anhangen, und ſie ſollen Beide Ein Leib werden. Was Gott alſo zuſammengefügt, das ſoll der Menſch nicht ſcheiden.«,

Der Diakonus:

»Laßt uns beten zu dem Herrn des Friedens ꝛc.«

Der Prieſter:

»Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne!«

Abermals wird ein Lied geſungen, wonach der Prieſter das Kreuz über die Häupter des Bräutigams und der Braut hält und dabei folgendes Gebet ſpricht:

»Herr, ewiger Gott! der Du die Unverbundenen und die Getrennten zuſammenfügeſt zur Vereinigung, und durch die Vereinigung ſie unzertrennbar verbindeſt; der Du geſegnet haſt den Iſaak und die Rebekka, und ſie offenbaret haſt als Erben Deiner Verheißung, indem Du, durch Dein untrügliches Wort, die aus ihnen entſproßten Stämme vermehrt haſt gleich dem Sand am Ufer des Meeres: Segne auch jetzt, gnädiger und barmherziger Gott! dieſen Deinen Knecht und Dieſe Deine Magd durch Deine Heiligkeit; leite ſie, daß ſie wandeln in guten Werken und auf dem Wege der Gerechtigkeit, zu thun was vor Dir wohlgefällig iſt; daß ſie leben in dieſer Welt nach Deinen Geboten und ſehen ihre Kindeskinder im Greiſenalter; und daß ihnen in jenem Leben zu Theil werden die unvergänglichen Güter und die unverwelklichen Kronen, in Chriſto Jeſu, unſeres Herrn, welchem gebührt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Herr Gott, der Du aus den Heiden Dir verlobt haſt die heilige Kirche, ſich darzuſtellen dem himmliſchen Bräutigam, und der Du geſetzt haſt als Krone das allſiegende heilige Zeichen; der Du die Zerſtreueten ſammelſt und ſie vereinigeſt zu unauflöslichem Bunde der Teſtamente; der Du geſegnet haſt die Erzväter und ſie gezeigt haſt als Erben Deiner Verheißungen: ſegne nun auch dieſen Deinen Knecht und Deine Magd durch die Kraft Deines Kreuzes, denn Du biſt barmherzig und menſchenfreundlich, und Dir geziemt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!«

Der Diakonus:

»Bei dem heiligen Kreuze laßt uns den Herrn bitten ꝛc. ꝛc.«

Nach Beendigung dieſer Ceremonien kehren ſie in die Kirche zurück, legen ihr Sündenbekenntniß ab und der Prieſter recitirt den 121. Pſalm. Hierauf werden zwei dreifädige Schnüre gedreht, zum Umwinden der Kronen, womit das

Paar beim Vollziehen der Trauung gekrönt wird. Die aus drei Fäden gewundene Schnur ist das Zeichen der Dreieinigkeit. Beim Drehen der Schnur des Bräutigams singen sie den 20., und beim Drehen der Schnur der Braut den 24. Psalm. Hierauf nimmt der Priester das Kreuz, hält den Brautleuten eine Anrede über die Bedeutung der Trauung und legt ihnen dann die Frage vor: »Versprechet Ihr vor Gott, in der Furcht Gottes gegeneinander zu bewahren die Festigkeit der von Gott gegebenen Liebe, und mit derselben Liebe wegen der Furcht Gottes willig zu tragen die gegenseitige Last, vornehmlich die körperlichen Leiden, Lahmheit, Blindheit, lange und unheilbare Krankheit und andere Uebel, wie die göttlichen Gesetze gebieten; versprechet Ihr, nehmt Ihr auf Euch, und bestrebt Ihr Euch das Gesagte zu vollbringen?« Und sie antworten: »Ja.« Darauf legt der Priester die rechte Hand der Braut in die Rechte des Bräutigams und sagt zu diesem: »Nach dem göttlichen Gebote, welches Gott den Vorfahren gegeben, gebe ich, der Priester N. N. Dir jetzt diese Braut zum Gehorsam. Bist Du ihr Herr?« Der Bräutigam sagt: »Ich bin ihr Herr durch den Willen Gottes.« Dann wendet der Priester sich zu der Braut: »Bist Du gehorsam?« Die Braut antwortet: »Ich bin gehorsam nach dem Befehle Gottes.« Dieselbe Frage und Antwort wiederholt sich dreimal. Dann sagt der Priester: »Wenn Ihr also mit einander in der Liebe Gottes bleibt, so wird Gottes Sorgfalt Euch bewahren beim Ausgang und Eingang, und segnen die Werke Eurer Hände, und Euch mit geistiger und leiblicher Güte vermehren, daß Ihr hier in Frieden und Frömmigkeit lebend, gewürdigt werdet, die verheißenen zukünftigen Güter zu erlangen durch die Gnade Christi, welchem gebührt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar.«

Dann wird der 117. Psalm recitirt bis zu den Worten: »Oeffnet mir die Pforten der Gerechtigkeit, daß ich eingehe

durch sie und bekenne den Herrn.« Sie treten nun ein durch die geöffnete Thür in das Allerheiligste, indem sie den 99. Psalm singen. Dann sagt der Diakonus: »Durch die heilige Kirche laßt uns den Herrn bitten, daß er durch sie uns erlöse von den Sünden, und errette durch die Gnade seiner Barmherzigkeit. Allmächtiger Herr, unser Gott, errette uns und erbarme Dich unser!«

Der Priester:

»An der Thüre des heiligen Tempels und vor dem göttlichen und glänzenden heiligen Zeichen, an diesem heiligen Orte beten wir an, in Furcht gebeugt. Wir preisen Deine heilige, wunderbare und siegreiche Herrlichkeit, und bringen Dir dar Preis und Ruhm mit dem Vater und dem heiligen Geiste, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!« Der Priester führt nun den Bräutigam und die Braut, und stellt sie vor den Altar, und sie sagen das Eingangsgebet der Kirche: »Schenke Frieden Deiner heiligen Kirche, Frieden und Unerschütterlichkeit vor dem Kriege der Feinde, und befestige in Einem Glauben die katholische Kirche. Dich bekennen wir, Herr und Gott, erlöse uns.«

Der Diakonus:

»Lasset uns beten zu dem Herrn des Friedens ꝛc.«

Der Priester:

»Preis und Ruhm dem Vater und dem Sohne!« Dann wird der 92. Psalm gesungen und die schon oft angeführten Gebetformeln wiederholen sich.

Der Bräutigam und die Braut küssen das Kreuz und der Priester im Ornate spricht:

»Barmherzig und menschenfreundlich bist Du, Gott, und Dir gebühret Ruhm und Macht. Herr, in Deiner Macht erfreue sich der König, in Deiner Erlösung frohlocke er sehr. Das Verlangen seines Herzens hast Du ihm gewährt und den Wunsch seiner Lippen hast Du ihm nicht vorenthalten.

Du haſt ihn gelangen laſſen zum Segen Deiner Süßigkeit und haſt auf ſein Haupt geſetzt die Krone aus einem koſtbaren Steine. Halleluja, Halleluja!« Dann wird vorgeleſen aus dem 1. Buche Moſes 1. 26. Ferner aus den Sprüchen Salomonis 4. 20. Aus Jeſaias 61. 9. Aus dem Brief an die Epheſer 5. 22. Ev. Matthäi 19. 1. Dann folgt der Glaube, worauf der Diakonus ſagt: »Laßt uns den Herrn bitten, unſere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens, Herr erbarme Dich, um von uns zu wenden alle Gedanken des Böſen! Laßt uns den Herrn bitten, uns zu ſchenken heilſame Gedanken und tugendhaftes Leben; laßt uns den Herrn bitten, uns zu bewahren unter dem Schatten ſeiner allmächtigen Rechte; laßt uns den Herrn bitten, den Widerſacher ſchnell unter unſere Füße zu ſtoßen; laßt uns den Herrn bitten, für die heimgegangenen Seelen, welche im wahren rechten Glauben in Chriſto entſchlafen ſind; laßt uns den Herrn bitten u. ſ. w.« Sie legen die Krone vor den Altar, der Prieſter ſegnet ſie und ſagt folgendes Gebet: »Herr, Gott der Macht, und Schöpfer aller Geſchöpfe, der Du genommen haſt Erde von der Erde, und gebildet den Menſchen nach Deinem Bilde, Mann und Weib haſt Du ſie gemacht und geſegnet, indem Du ſagteſt: Seid fruchtbar und mehret Euch, und erfüllet die Erde und machet ſie Euch unterthan. Die Sorge Deiner Liebe als Schöpfer gegen Deine Geſchöpfe iſt vorgebildet durch Deinen eingebornen, geliebten Sohn, unſern Herrn Jeſum Chriſtum, daß er kam und geboren wurde von der heiligen Jungfrau und die Menſchen zu neuem Leben rief, und das erſte Zeichen gab bei der Hochzeit zu Kana in Galiläa, als er durch göttliche Wunder erfreute das hochzeitliche Haus, indem er das Waſſer in Wein verwandelte. Auch jetzt bitten wir Dich, Herr, ſegne dieſe Ehe wie die der heiligen Erzväter, indem Du ſie unbefleckt bewahreſt in geiſtiger Liebe und Einigkeit in dieſem Leben. Mache ihren Samen fruchtbar;

laß ihre Kinder aufwachſen in Zucht und Sitte, zum Ruhme Deines allheiligen Namens, und daß ſie in Frieden in dieſer Welt ihr Leben bis in's hohe Greiſenalter verlängern, und gewürdigt werden der unendlichen Freuden des höhern Hochzeitsgemaches mit Allen, die Deinen Namen lieben, durch die Gnade und Barmherzigkeit Deines Eingebornen, unſers Herrn Jeſus Chriſtus, mit welchem dem Vater und dem heiligen Geiſte gebührt Ruhm, Macht und Ehre, jetzt und immerdar und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen! Friede ſei mit Allen. Wir demüthigen uns vor Gott. Geprieſen ſeiſt Du, allmächtiger Gott, der Du geſchaffen haſt alle Deine Geſchöpfe, die himmliſchen und die irdiſchen, durch Dein lebendiges Wort, und gebildet den Menſchen durch Deine Hand nach dem Bilde Deiner göttlichen Geſtalt. Du haſt geordnet und ihm verbunden als Genoſſen des Lebens das Gebein, welches Du genommen haſt von ſeinem Gebein, und Fleiſch von ſeinem Fleiſch, und ſie wurden beide Ein Leib. Du allein biſt barmherzig, der Du unſerer Menſchheit bereitet haſt die Krone des Himmels und der Erde. Segne, o Herr, die Ehe Dieſer, durch Deine Barmherzigkeit, wie Du geſegnet haſt die Ehe Abrahams und der Sara, Iſaaks und der Rebekka, Jakobs und der Rahel, und wie Du geſagt haſt durch die Apoſtel: Ehrwürdig iſt die Ehe und heilig das Ehebett. Heilig bewahre das Ehebett Dieſer, und ſchenke ihnen Nachkommenſchaft nach Deinem Willen, daß ſie geſegnet werden in Deinem lebendigen Worte, wie Du geredet haſt: Wachſet und mehret Euch, und erfüllet die Erde! Laß ſie wachſen im Wachsthum der Heiligkeit, auf daß ſich mehre ihre Nachkommenſchaft auf der Erde, und ſie würdig werden durch Dein Erbe, zu preiſen den Vater und den Sohn und den heiligen Geiſt, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit.« Hierauf nimmt er die Kronen, bekreuzigt ſie, ſetzt ſie auf das Haupt des Bräutigams und der Braut, und ſagt folgendes Gebet:

»In Deinem Namen, Du lebendiger Gott und Herr
chöpfer Himmels und der Erde, der Du gemacht haſt Alles
ırch das Wort auf Deinen Befehl! Du haſt gebildet Adam,
n erſten Menſchen, und haſt beſtätigt ſeine Ehe mit der Eva;
u haſt ihn gekrönt mit Deinem Ruhm und geſagt: Siehe,
ſind gut. Du haſt geſegnet die Ehe Seth's und von ihm
rmehrte ſich die Erde bis auf Noah. Du haſt geſegnet die
he Noah's und von ihm vererbte ſich die Ehe bis auf Abraham.
u haſt geſegnet die Ehe Abrahams und der Sara, Iſaak's
ıd der Rebekka, Jakob's und der Rahel, und ſie vermehrten
h auf der Erde und wurden im Himmel gekrönt. Du haſt
ſegnet aus dem Stamme Juda's den David, und aus der
achkommenſchaft Davids die Jungfrau Maria, und von ihr
ırdeſt Du geboren, Erlöſer der Welt; denn Du warſt der
rönet aller Heiligen. Durch dieſen Segen werde geſegnet
:ſe Krone, und die Ehe Dieſer, daß dieſer Dein Knecht und
:ſe Magd friedlich zubringen ihr ganzes Leben in Gottesfurcht,
ß der Satan ſich entferne aus ihrer Mitte, und Deine
armherzigkeit lebe über ihnen. Und Dir wollen wir bringen
reis und Ruhm mit dem Vater und dem heiligen Geiſte
,t und immerdar.«

Hierauf hält der Diakonus ein Gebet, das Meßopfer
rd gebracht und ſie nehmen Theil an dem heiligen Sakrament.

Folgt wiederum Geſang und das oben angeführte Doppel-
)et zwiſchen Prieſter und Diakonus; damit iſt die kirchliche
ierlichkeit geſchloſſen und der Zug kehrt ſingend zurück nach
n hochzeitlichen Hauſe.

Hier angelangt, wird der Bräutigam auf ein Sopha
etzt und die Braut zu ſeiner Rechten. Der Prieſter füllt
:en Becher mit Wein, ſegnet ihn und giebt den Neuvermählten
von zu trinken.

* * *

Bis zu dieſem Punkte ſtimmten die Hochzeitsfeierlichkeiten, denen ich beiwohnte, im Weſentlichen (d. h. einige Abkürzungen und Weglaſſungen der zahlloſen Geſänge, Citate und Gebete abgerechnet), überein mit den Vorſchriften und Anweiſungen der alten armeniſchen Kirchenbücher. Nun folgten aber verſchiedene Cermonien, deren ich in keinem Buche Erwähnung gethan finde, und die ich hier anführe, um dem Gang der Dinge treu zu bleiben, während ich für diejenigen wißbegierigen Leſer, welche die Abweichungen vielleicht kennen lernen möchten, die betreffenden Stellen unter den Beilagen im Anhange dieſes Buches folgen laſſe.[15])

Zuerſt wurde dem Bräutigam ein Schwert in die Hand gegeben, welches er, an der Thür ſtehend, emporhielt, und die Braut darunter durchſchlüpfen ließ, als ein Zeichen, daß ſie unter ſeinem männlichen Schutze allen Gefahren und Irrſalen entrinnen werde.

Dann wurde den Neuvermählten ſüßes Waſſer zu trinken gegeben, als Vorgeſchmack der reinen und ſüßen Genüſſe des ehelichen Lebens; oder (nach einer anderen Erklärung) zur Erinnerung an die Hochzeit zu Kana, wo das Waſſer in Wein verwandelt wurde durch die Hand des Heilandes.

Endlich wurde dem Bräutigam ein Teller gereicht, den er zur Erde warf und ihn zertrat mit ſeinen Füßen. Die Bedeutung welche ſich hieran knüpft, iſt wohl dieſelbe, welche dem Zerbrechen des Geſchirrs bei unſern Polterabenden, oder dem Zerbrechen des Glaſes bei den Hochzeiten der Juden zu Grunde liegt.

Als die Feierlichkeit zu Ende war, begann wieder Tanz, Spiel und Geſang, während im Speiſeſaale das Nachteſſen angerichtet wurde. Abermals drängte ſich Alles dem Zimmer zu, wo die junge Fürſtin Orbeljanoff mit dem Bruder des Bräutigams unter dem Händegeklatſch der Umſtehenden im Tanz der Lesghinka ſich ſchwang. Und ſo oft ich das Auge

auf die kleinen, feinbeschuhten Füßchen schweifen ließ, fielen mir die Worte aus dem Hohenliede Salomonis ein: »Wie schön ist Dein Gang in den Schuhen, Du Fürstentochter!«

Nachdem nun die vielen und reichen Hochzeitsgeschenke von den Gästen durchmustert waren, begann das Souper, und in der That, es war hohe Zeit dazu! Das lange Stehen in der Kirche, so wie das Anhören der vielen Gebete, Gesänge, Psalme, Sprüche und Ermahnungen, hatte bei den Meisten wieder ein förmliches Gefühl von Nüchternheit hervorgebracht.

Die Speisen wären sämmtlich vortrefflich gewesen, wenn die verschiedenen Arten von Pilaw (nach der dortigen Aussprache: Plow) nicht allzusehr den Beigeschmack des Safran, womit der Reis halbfingerdick überstreut wird, getragen hätten, und wenn ein guter Braten, im deutschen Sinne des Worts, in Tiflis wegen des fast durchgehends schlechten Fleisches und der mangelhaften Kochkunst, nicht zu den Unmöglichkeiten gehörte. Dagegen ließen die Fische in ihrer mannigfaltigen Zubereitung, die Backwerke und Süßigkeiten nichts zu wünschen übrig. Eben so waren die Weine, wozu Georgien, Armenien, Frankreich und der Rhein ihren Tribut geliefert, allen Preises werth.

So lange Essen und Trinken noch einander das Gleichgewicht hielten, ging es an den Tischen ziemlich ruhig her. Als aber die gewichtigen Speisen beseitigt waren, der Champagner zu fließen begann und das Trinken die Oberhand nahm, erscholl ein Stimmengewirr, wie es eine mit asiatischer Lebendigkeit geführte Unterhaltung, in welcher ein halb Dutzend Sprachen durcheinander gesprochen werden, nur zu erzeugen vermag.

In einer Ecke des Saales, an einem besonderen Tische, saßen die Sänger und Spielleute, und während die Einen Alles aufboten, um ihren Gesang nicht ungehört verhallen zu lassen, fägten die Andern so unbarmherzig auf ihre Instrumente

los, daß ſelbſt die an ſolche Schauſpiele gewöhnten Gäſte das Lachen nicht unterdrücken konnten.

Einen größeren Genuß als dieſe muſikaliſchen Kraftäußerungen dem Ohre gewähren konnten, hatte das Auge beim Anblick der ſchmucken Hochzeitsgäſte, wie ſie in langen Reihen die Tafeln entlang ſaßen, der Mehrzahl nach in der kleidſamen georgiſchen und armeniſchen Nationaltracht. Je lauter es wurde im Saale, deſto mehr lichteten ſich die Reihen der reichgeſchmückten Frauen, und nun begann erſt das eigentliche Trinken. Auf jedes »Allawerdy« mußte der, dem es galt, mit der Entgegnung »Jachſchi jol«[16]) Beſcheid thun bis auf die Nagelprobe. Der ſtattliche Archiréi, welcher die Trauung vollzogen, ſo wie die übrigen Geiſtlichen, deren Gegenwart das Feſtgelag heiligte, waren nicht die ſchlechteſten Trinker. Und als ich das Haus am hellen Morgen verließ, wiederhallten die Räume noch laut vom Becherklang und vom Hochzeitsjubel der Gäſte.

# Fünfundzwanzigstes Kapitel.

## Sitzungen im Divan der Weisheit. Ein arabisches Gebet und ein tatarischer Lobgesang zur Verherrlichung des Hauses des »Padischah's der Russen, des Herrn der Welt, des Königs der Könige«.

Das Gebet der Tataren von Karabagh für den großen Padischah der Russen, den Beherrscher der Erde ꝛc., und das tatarische Loblied auf die Ankunft der Russen in Erivan, bildeten in den nächsten Sitzungen im Divan der Weisheit den Hauptgegenstand unserer Unterhaltung.

Mirza-Schaffy hatte die Aufmerksamkeit gehabt, mir von erstgenanntem Aktenstücke eine eigenhändige Abschrift zu besorgen, die so schön ausgefallen war, daß der Weise sie selbst für ein wahres Meisterstück orientalischer Schreibekunst erklärte. Der darauf verwendete Fleiß war um so mehr anzuerkennen, als der Inhalt den Grundsätzen meines Lehrers durchaus zuwider lief.

Meine freundlichen Leser haben durch die Gedichte des Mirza-Schaffy nur Eine Seite morgenländischer Poesie der Gegenwart kennen gelernt; es ist billig und gerecht, daß ich sie auch mit der anderen Seite bekannt mache. Denn obwohl die Moslemin des Kaukasus weder Kirchenzeitungen noch politische Tagesblätter kennen, so haben sich dennoch unter ihnen, durch ihre Priester und Schriftgelehrten, verschiedene Parteien

gebildet, wovon die eine in den Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit ſchwelgt, wo der Zar dem tatariſchen Herrſcher des Landes die Steigbügel halten mußte, — und Träume einer glorreichen Zukunft nährt; während die andere der beſtehenden Macht ſchmeichelt und ihren Gott zur Erde herabzieht, um den Zar in den Himmel zu erheben — und die dritte endlich mit philoſophiſcher Ruhe im Genuß der Gegenwart lebt, und dem Zaren giebt was des Zaren, und Allah was Allah's iſt.

Natürlich treten dieſe Parteien, zerſplittert wie ſie ſind, und unterdrückt wie ſie leben, nicht ſo farbenbeſtimmt hervor wie die politiſchen und kirchlichen Parteien bei uns zu Lande; die verſchiedenen Richtungen zeichnen ſich nur deutlicher ab in den Prieſtern und Schriftgelehrten, welche als das konkrete Bewußtſein des Volkes zu betrachten ſind.

Welcher der genannten Parteien die hier in der Ueberſetzung folgenden, frommen Ergüſſe entſprungen ſind, wird der Leſer ſelbſt leicht errathen können.

## Das Gebet der Tataren von Karabagh.

»Ruhm dem Könige der Könige! Groß iſt ſeine Gnade! Es ergießt ſeine Liebe ſich über alle Auserwählten. Ruhm dem Herrſcher der Stärke und der Macht, dem Herrn der Gnade und der Gerechtigkeit, der den Bächlein und Strömen ihren Lauf vorſchreibt, und ſeine Gnade in den Regentropfen aus den Wolken herabträufelt, und nicht den Schuldigen von dem Unſchuldigen unterſcheidet, ſondern ihnen in Fülle Geſundheit, Mittel zur Erhaltung und Speiſe ſendet. Der den Himmel erſchaffen, die Säulen ſeines Thrones, und die Erde, das Lager ſeiner Sklaven, und die Berge, die Nägel der Erde, und der den neunten Himmel zum Fundament ſeiner

Macht geſetzt, und mit ſeinem Lichte das Licht der Sonne angezündet! Der den Hals der Himmel geſchmückt hat mit Perlenſchnüren, mit wandelnden Sternen. Deſſen Hand die Völker der Erde vor Empörung bewahrt und ſie gemacht hat, daß ſie ſein Bild erkenneten in ſeinen wunderbaren Schöpfungen, und der Alles was iſt, herrlich erſchaffen hat nach ſeinem eigenen Bilde. Der Könige eingeſetzt zur Erhaltung der Ordnung, zur Aufſicht über die Handlungen ſeiner Sklaven, und ſie bewahrt hat vor Unterdrückung und Tyrannei des Volkes, und ſie gemacht hat zu einer Stütze der Unterthanen und zu Helfern der Hülfsbedürftigen und Armen!

Alſo als den herrlichſten Edelſtein aus der Krone ſeiner Gnade hat er der Erde geſendet die Kaiſerin, die Beſchützerin der Welt, die Königin der Könige, die Krone der Sonne, die der Königskrone Hoheit verleihende, die das Weltall ſchmückende. Die das Weltall erleuchtende Sonne, der Stern der Herrſchaft, die hohe Stufe, die gerechte Königin aller Länder des Kaiſereichs und der Majeſtät. Die berühmten und glücklichen Staaten Gebietende, die die Völker der Erde beruhigende, die die Erde und Zeit Schmückende. Die Herrin, begabt mit einem Herzen, dem Meere gleich, und mit einer Hoheit, gleich der der Berge; die Königin aller Stufen des Himmels, in ihrem Glanze den Sternen unzähliger Völker vergleichbar. Die Beſchützerin der Könige der Welt und ihre Vertheidigerin, die glänzendſte Perle im Korbe des Glückes, der leuchtendſte Stern des hohen und glücklichen Geſtirnes. Der Edelſtein der Königlichen Krone, die koſtbare Perle, das Kleinod des Meeres. Die den Thron und die Krone Schmückende, die den Königen der Welt Gebietende, die den Gewaltigen auf Erden Kraft und Macht Verleihende, die die Reiche der Größe und Herrſchaft Unterwerfende, die allen mächtigen und reichen Staaten Gebietende, die das Banner ſtaatlicher Macht und ſtaatlichen Ruhmes Tragende, die den hohen und könig-

lichen Thron Verſchönernde. Die Königin des berühmteſten Thrones und Herrſcherin des Thrones Feridun's.[17]) Die Herrin, die der Sonne Glanz und dem Monde Licht Spendende; die Kaiſerin, die große und hohe Königin der Könige.

Und daneben der König der Welt, umgeben von der heiligen Schaar; der Herrſcher der Krone, des Thrones und der Fahnen. Iskjander[18]) und Darius ſind ſeine Sklaven. Sein Hof iſt dem Himmel gleich, ſein Heer den Sternen. Der ewige Himmel muß ſolchem triumphirenden Herrſcher viele Jahrhunderte ſchenken. Er iſt ſelbſt noch ein Jüngling, und jung iſt auch ſein Thron. Er iſt das Licht des Herzens, der Beherrſcher der Welt, der die Städte und Veſten Unterwerfende. — Als das Weltall die Gerechtigkeit dieſes Padiſchah's der Menſchheit ſah, vergaß es die Gerechtigkeit Nuſchirwan's.[19]) Wenn ſeine Heere gegen die Feinde ziehen, ſo erzittert das Kaffgebirge[20]) wie ein klirrend Glas, und vor dem Klange der Flöten und Trommeln ſeiner Heere erzittern Alle und erſchrecken ſehr. Der Herrſcher der Schwerter, Lanzen und Banner, der König der Könige der Welt ꝛc. ꝛc.: das iſt der große und gebietende Kaiſer, der Herr aller Reußen, Nikolai Paulowitſch, deſſen Reich Allah beſtehen läßt durch die Jahrhunderte, und deſſen Größe er ewig macht. Seine Majeſtät ſitzt auf dem königlichen Stuhle der Gerechtigkeit, die Grundlage des Rechtes befeſtigend. Er ſchwingt das Banner auf der Seite des Rechtes, und waltet herrlich auf dem Throne der Gerechtigkeit. Die Völker der Länder, welche unter dem Schutze und Scepter eines ſolchen Herrn ſtehen, der ſeinen Unterthanen Gerechtigkeit und Liebe erzeigt, der den Zephyr ſeiner Gnade und den Hauch ſeiner Barmherzigkeit über alle Städte wehen läßt wie der Wind über's Roſenbeet wehet; in deſſen Gefolge Iskjander geht, und deſſen Wächter Darius iſt, und von deſſen Gerechtigkeitsliebe

alle Völker überzeugt ſind: ihn müſſen wir aus reinem Herzen und ohne Heuchelei mit Nachtigallzungen im Gebete erheben, und den König würdig beſingen, der Dſhemſchid[21]) darin vergleichbar, daß ſeine gerechte Stimme fortwährend die Kette Nuſchirwan's erzittern macht, der durch ſeine Gerechtigkeit, gleich dem Lichte der Sonne, dieſe Welt erleuchtet, welche durch das Graus der Verbrechen verfinſtert iſt; — inbrünſtig müſſen wir beten für die Erhaltung und Fortdauer ſeines Lebens.

Jetzt iſt unſer Gebet zu den Pforten des Königs der Gerechtigkeit und das Verlangen zu dem Padiſchah des Rechtes, welcher alle Theile dieſer Welt zuſammengefügt und erſchaffen durch ſeine unvergleichliche Macht; der den hellblauen Atlas zum Sonnenſchirm gemacht des Weltall's; der den Himmel mit Sternen geſchmückt hat; der die Erde geordnet und ſie beſäet mit Menſchen und Dſhinnen (Geiſtern) und bekleidet mit grünem Schmuck ꝛc. ꝛc. ꝛc., zu ihm beten wir für das Glück und Gedeihen des hohen Selbſtherrſchers und ſeines kaiſerlichen Hauſes, für die Kinder der Macht und Größe, für die ſtolzen Aeſte und Zweige des kaiſerlichen Stammes. Ihre Majeſtät die Kaiſerin, das Sonnenantlitz des zariſchen Sternbildes, das die hellſtrahlende Venus verdunkelnde, das den Palaſt der Macht und des Glückes erleuchtende; die am Himmel des zariſchen Harems leuchtende Sonne, die Herrin der Völker, die Hüterin des mit den Früchten des Glücks beladenen zariſchen Fruchtbaumes, Alexandra Feodorowna. Wir beten für ihre ſtrahlende Nachkommenſchaft, für den Erben des Thrones der Herrſchaft, den Sohn des Königs der Könige ꝛc. ꝛc., den Großfürſten und Cäſarewitſch Alexander Nikolajewitſch. Mögeſt Du, o Gott! ſein Leben verlängern und ſeine Nachkommenſchaft ewig machen, und in ewiger Schönheit erhalten die das Harem ſeines Palaſtes verherrlichende angebetete Großfürſtin, die Zarewna Maria Alexandrowna! Und mögeſt Du auch erhalten

den hochgeehrten und großen Herrn, den uns durch ſeine grenzenloſe Liebenswürdigkeit über Alles theuern Großfürſten Michael Paulowitſch und ſeine hohe Gemalin. Mögeſt Du auch erhalten den reinen Perlenſchmuck, das Kleinod des Meeres, die Beherrſcherin der Anmuth, den Perlenglanz der Sonne, die koſtbarſte Perle im Korbe der Reinheit, die große Herrin und Fürſtin Maria Nikolajewna! Mögeſt Du erhalten in ewigem Glanze die Sonne im Harem des Palaſtes des Herrſchers der Macht, des großen Schahſadé Alexander Nikolajewitſch! Wir beten für die glücklich unter den Thronesdecken ſitzende Großfürſtin, die Palme des Lichtes und der Hoheit, Alexandra Alexandrowna, und die der Ehrerbietung, Verehrung, Hoheit und des Ruhmes würdigen Großfürſtinnen Maria, Eliſabeth und Jekaterina Michailowna, und die den hohen Saal der Verſammlung erleuchtende Lampe, die herrliche Palme des zariſchen Gartens des großen Schahſadé, die Fürſtin Maria Paulowna, und die Roſe des zariſchen Gartens, die Palme des zariſchen Blumenbeets, die große Schahſadé, die Fürſtin, Königin der Niederlande, Anna Paulowna ꝛc. ꝛc.«

In ähnlicher überſchwenglicher Weiſe geht es noch mehrere Seiten fort; doch glaube ich, daß der Leſer genug hat an dieſer Probe, um ſo mehr, als ſich die alten Bilder und Wendungen immer wiederholen und der verherrlichende Wirrwarr immer größer wird, jemehr es dem Schluſſe zugeht. Am Schluſſe ſteht in beſonders künſtlicher Schrift:

Dem Beherrſcher der Welten wird dieſes reine Gebet für den Kaiſer und den großen König der Könige dargebracht von

Mirza-Abul-Kaſſim,
Kadi des Kreiſes von Karabagh.

* * *

Ich laſſe nun das bei Gelegenheit des Einzugs der Ruſſen in Eriwan gedichtete tatariſche Loblied folgen, welches für den Leſer ſchon deshalb Intereſſe haben wird, weil es eine förmliche Schilderung der Eroberung jener berühmten Veſte enthält, welcher Fürſt Paskjewitſch ſeinen Beinamen Eriwansky zu verdanken hat.

### Tatariſches Loblied auf den Einzug der Ruſſen in Eriwan.

„Ich bete des Nikolai Paulowitſch Thron und Krone an;
Ich bete den von ihm allen Königen abgezwungenen Tribut an;
Ich bete des Katholikos Nerſes[22]) dargebrachte Hülfe an,
Ich bete ſeine in Etſchmiadſyn gehaltene Meſſe an.

Sieben Tage gab man Bedenkzeit und ſtürmte dann Eriwan,
Warf Kugeln und Bomben in die Stadt, daß Häuſer und Steine erdröhnten;
Man nahm den Haſſan-Chan[23]) feſt und überzog ſein Geſicht mit Schmerzen.
Nun fing das Tummeln unter den langbeinigen Sarbaſſen[24]) an;
Die Choraſſaner[25]) ſammelten ſich um den Melik[26]) und fleheten ſeine Hülfe an.
Die Muſchtahiden hatte man getödtet und es blieb kein Imamſadé.[27])

Ich bete des Nikolai Paulowitſch Thron und Krone an ꝛc. ꝛc.
Man warf Kugeln und Bomben auf Sardarabad;
Man nahm die Sarbaſſen gefangen, bärtige und unbärtige;[28])
Haſſan-Chan nahm die Flucht und die Ruſſen verfolgten ihn;
Er flehete zu Paskjewitſch: Befreie mich um Eures Kreuzes willen!
Wer hat je einen Sardaar wie Paskjewitſch geſehen?
Er beſiegte den Schach und die Schahſadé's und machte ihr Hab' und Gut zu Schanden.
Der arme Juſſuf, der dies Lied gedichtet hat, wozu braucht er die Güter der Welt!“

* * *

Mirza-Schaffy ſchien zu befürchten, daß die Weihrauchwolken des Lobes und der Glanz der Verherrlichung des Zarenhauſes in den obigen Ergüſſen der tatariſchen Muſe meine Phantaſie zu ſehr umdunſtet und meine Augen über die Maßen geblendet, denn er befahl mir, mein Schreibzeug (Kalemdan) zu bereiten, und — nachdem wir eine Flaſche Kachetiner zuſammen geleert — ſchickte er ſich an, mir einige ſeiner eigenen Lieder vorzuſingen, um — wie er ſich ausdrückte — vor dem Schluß der Sitzung den Geiſt durch ſeinen Geſang in derſelben Weiſe zu erfriſchen, wie der Wein eben den Magen erfriſcht habe. Hier folgen dieſe Lieder in deutſchem Gewande:

## Frage und Antwort.

„Du haſt ſo oft uns ſchon geſungen
Wie Deiner Liebſten Wangen ſind;
Wie Blumen, friſch im Lenz entſprungen,
Voll Luſt und Blüthenprangen ſind —
Warum iſt nie Dein Lied erklungen
Von Zeiten die vergangen ſind?

Auch Helden Deines Stammes waren
An Ruhm und hohen Ehren reich;
Es herrſchten Fürſten der Tataren
Einſt über alles Ruſſenreich,
Der Tatarchan gebot den Zaren
Und machte ſie den Sklaven gleich.

Er flog auf hohem Ruhmesflügel
Bis zu des großen Meeres Strand —
Stieg er zu Roß, hielt ihm den Bügel
Der Ruſſenfürſt mit eigner Hand,
Und reicht' ihm demuthvoll den Zügel
Und küßte knieend ſein Gewand.

Wohl ziemt's der goldnen Horde Sohn,
Der Väter That im Lied zu ehren,
Und mit des alten Ruhmes Ton
Zu wecken neues Ruhmbegehren!“

Ich ſprach: die alten Sagen melden
Von großen und von kleinen Helden,
Die weithin mit der goldnen Horde
Geſtreift zu großem Menſchenmorde.

Es drückt ein Volk das andre nieder,
Und ſchwelgt in Siegesruhm und Glück —
Das andre Volk erhebt ſich wieder,
Giebt die erlitt'ne Schmach zurück —
So iſt's in alter Zeit geſchehn,
So kann man's jetzt und immer ſehn;
Das iſt kein Stoff für meine Lieder.
Erſt machte ſich der Tatarchan
Das Volk der Ruſſen unterthan;
Dann rächten ſich die Ruſſenſchaaren
Und unterjochten die Tataren;
Sie haben ihren Lohn dahin!
Was ſchert es mich, ob Volk und Fürſten
Nach Kriegesruhm und Beute dürſten,
Solch Thun iſt nicht nach meinem Sinn.
Ein Jeder bleib' in ſeinem Kreiſe,
Ein Jeder thu' nach ſeiner Weiſe.

Ich ſinge nur was mir gefällt,
Und davon giebt es in der Welt
So viel, daß ich mich allezeit
Von dieſer Fülle nähren kann,
Und füglich die Vergangenheit
Mit ihrem Glanz entbehren kann.

Zweierlei laß Dir geſagt ſein,
Willſt Du ſtets in Weisheit wandeln
Und von Thorheit nie geplagt ſein:
Laß das Glück nie Deine Herrin,
Nie das Unglück Deine Magd ſein!

---

Ich glaub' was der Prophet verhieß:
Daß Lohn für gutes Streben wird,
Und uns dereinſt im Paradies
Ein wunderbares Leben wird —
Doch alles Schöne hier und dort
Muß man erkennen lernen,
Will man es ſicher immerfort
Vom Schlechten trennen lernen.
Drum üb' ich mich ſchon in der Zeit
Auf den Genuß der Ewigkeit.
Und ſollte des Propheten Wort
(Wer kann darüber klar ſein?)
Von ew'gen Himmelsfreuden dort,
Nicht wie wir hoffen wahr ſein,
So hab' ich doch ſchon in der Zeit
Ein gutes Theil erkoren,
Und die gewünſchte Seligkeit
Ging mir nicht ganz verloren!

---

Wie kann man den Duft der Blumen erkennen,
Bevor man ſie berochen?
Wie kann man die Blumen ſein eigen nennen,
Bevor man ſie gebrochen?

---

Thu' nicht ſo ſpröde, ſchönes Kind,
Wenn ich noch ſpät vorübergeh'
Und faſſe Dein weiches Händchen lind
Und heimlich einen Kuß erfleh' —

Der Dir ſo ſchöne Huldigung
Gebracht in reinem Liedesſchmuck,
Der braucht wohl nicht Entſchuldigung
Für einen Kuß und Händedruck.

Es wird ein jeder Kuß von Dir
Ein klingend Lied in meinem Mund —
Und jeder Händedruck giebt mir
Zu einem neuen Kuſſe Grund!

---

Niemand hört Dir gläubig zu
Wenn Du beginnſt: ich bin klüger als Du!

Drum: wenn Du Andre willſt belehren,
Mußt Du Dich erſt zu ihnen bekehren!

---

Nie kampflos wird Dir ganz
Das Schöne im Leben geglückt ſein —
Selbſt Diamantenglanz
Will ſeiner Hülle entrückt ſein,
Und windeſt Du einen Kranz:
Jede Blume dazu will gepflückt ſein.

---

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

### Mirza-Schaffy's eigenthümliche Ansichten über die Buchdruckerkunst, und seine Anweisungen zum Schönschreiben.

Zu jener Zeit besuchte mich in Tiflis der berühmte dänische Orientalist Westergaardt, der eben von seinem mehrjährigen Aufenthalt in Ostindien zurückkehrend, den Landweg über Persien eingeschlagen hatte, um eine Abschrift der Keilinschriften von Persepolis zu nehmen.

Reich beladen mit literarischen Schätzen des Morgenlandes, überließ er mir, um sein Gepäck zu erleichtern, Doubletten einiger in Kalkutta gedruckten persischen Bücher, welche ich mir vornahm unter Mirza-Schaffy's Leitung zu lesen, und gleich in der folgenden Sitzung damit zu beginnen.

Nicht wenig erstaunte ich aber, als mein Lehrer diese Bücher, nachdem er sie kaum eines Blicks gewürdigt, unwillig bei Seite warf und mich ein für alle Mal bat, mich mit dergleichen Basmak (Gedrucktem) forthin nicht einzulassen!

Es kostete einige Zeit und Mühe ehe ich begriff, daß der Zorn des Mirza nicht dem Inhalt der Bücher, sondern dem Umstande galt, daß sie gedruckt und nicht geschrieben waren.

»Aber warum — rief ich — o Mirza-Schaffy! ist Dir das Gedruckte so verhaßt? Erreicht es auch nicht die Schönheit

Deiner Schrift, ſo übertrifft es doch die Schlechtigkeit anderer Schriften und in jedem Falle wird den Werken der Dichter und Weiſen eine ſchnellere, größere und dauerndere Verbreitung dadurch geſichert, zum Nutzen des Volkes und zu ihrem eigenen Ruhme.«

Mirza-Schaffy blies in langen, vollen Zügen den Dampf ſeines Tſchibuqs vor ſich hin, ſchüttelte den Kopf, und würdigte mich weiter keiner Antwort. Vergebens bot ich all' meine Beredtſamkeit auf, um ihm die Segnungen der Buchdruckerkunſt zu veranſchaulichen: der Weiſe blieb halsſtarrig bei ſeiner Anſicht, daß alles Gedruckte vom Uebel ſei. Erſt nach und nach ließ er ſich, aufgemuntert durch eine Flaſche beſonders guten Wein, herbei, ſeine Anſicht durch Gründe zu unterſtützen.

Er ſchien über den Gegenſtand vorher niemals gründlich nachgedacht zu haben, da er dieſes Mal mit ſeinen Einwendungen und Gründen nicht ſo ſchlagfertig war, als er ſonſt zu ſein pflegte.

Daß ein Buch durch den Druck ſchnellere und allgemeinere Verbreitung fände als durch das geſchriebene Wort, konnte er natürlich nicht läugnen, aber er war durchaus nicht zu überzeugen daß daraus irgend ein erheblicher Nutzen entſpränge. Im Gegentheil meinte er, daß die Leichtigkeit mit welcher man zu einem Buche gelange, nur eine Veranlaſſung mehr ſei, es leicht damit zu nehmen, während die Schwierigkeiten des Beſitzes auch den Werth des Beſitzes erhöhten. Er verwies mich auf das Beiſpiel der meiſten reichen Leute, welche ihre Reichthümer zu ganz andern Zwecken verwendeten, als zu Büchern und Schätzen der Weisheit, wie ſchon das Sprichwort ſage: daß die Weiſen wohl den Werth des Reichthums zu ſchätzen wüßten, aber ſelten die Reichen den Werth der Weisheit.

Ein armer Gelehrter, welcher, um ſein Wiſſen zu vermehren, fremde Bücher ſelbſt abſchreiben, oder ſie mit dem Schweiße ſeines Angeſichts erkaufen müſſe, werde auch den

größtmöglichen Nutzen daraus zu ziehen ſuchen, und jedenfalls ſein Hab' und Gut nicht an ſchlechte Bücher verſchwenden. Was nun die Schnelligkeit der Verbreitung eines Buches anbelange, ſo habe es damit gar nichts auf ſich: hätte doch ſchon der König David geſagt, daß vor Gott tauſend Jahre wären wie ein einziger Tag. Bücher welche allen Menſchen ſchnell und leicht zugänglich wären, würden bei den Meiſten mehr dazu dienen eine müßige Stunde auszufüllen als wirkliche Wißbegierde zu befriedigen; ſie würden mehr Unheil als Segen ſtiften, mehr verwirren als erleuchten. Bücher ſeien im Grunde nur für Schriftgelehrte tauglich, welche wüßten was damit anzufangen; bei dieſen könne das Volk ſich Raths erholen, wenn es deſſen bedürfe. Wenn das Volk ſelbſt aber mit Druckſachen aller Art überſchwemmt würde, woher ſollte es die Klugheit und Zeit nehmen überall die richtige Auswahl zu treffen? Und dann: hat die Buchdruckerkunſt größere Dichter und Weiſen hervorgebracht als vorher lebten? Gehen nicht Perſien und alles Nachbarland von Jahr zu Jahr mehr ſeinem Verfall entgegen ſeit die gedruckten Bücher hier zu Markte gebracht werden? Bedurften Firduſi, Hafis und Saadi der Buchdruckerkunſt, um Eingang zu finden in allen Köpfen und Herzen? —

Mit ſolchen und ähnlichen Einwendungen füllte Mirza-Schaffy wohl eine ganze Stunde aus, bevor er zu dem eigentlichen Hauptgrunde ſeines Abſcheu's gegen die gedruckten Büche kam. Er behauptete nämlich, daß mit der eigenthümlichen Schrift jedes Weiſen und Dichters der Blüthenſtaub ihrer Sprüche und Lieder verloren gehe. Ein ſorgfältiger und geſchickter Abſchreiber könnte ſich mehr oder weniger nach ihnen bilden und es durch Fleiß und Ausdauer dahin bringen, ihnen in der Handſchrift nahe zu kommen, um ſolchergeſtalt wieder ein Reiz und Muſter für Andere zu werden, während bei der kalten Einförmigkeit der Typen alles Charakteriſtiſche verloren

gehe, da man doch nicht wohl nach den Handschriften aller Dichter und Weisen besondere Typen formen könne, ohne den eigentlichen Zweck der Buchdruckerkunst aus dem Auge zu verlieren ....

Hier muß ich den deutschen Leser zur richtigen Veranschaulichung des Obigen an frühere Stellen dieser Aufzeichnungen erinnern, wo zu wiederholten Malen hervorgehoben wurde, welch großes Gewicht alle Weisen des Morgenlandes darauf legen, daß der schöne Gedanke auch immer seinen schönen Ausdruck finde, wie im Worte so in der Schrift. Ist es überhaupt sehr schwierig, die leichten, kühn und anmuthig geschwungenen Züge der persischen Schrift durch das gedruckte Wort wiederzugeben, so würde das, bei der wunderbaren Grazie welche Mirza-Schaffy im Schreiben entwickelte, noch seine besonderen Schwierigkeiten haben. Daher rührt auch wohl hauptsächlich sein Widerwille gegen alles Gedruckte. Die kalte Einförmigkeit der Typen konnte ihm um so weniger gefallen, als er selbst immer die lebendigste Mannigfaltigkeit in seinen Schriftzügen offenbarte und die Buchstaben gewissenhaft dem Inhalte anpaßte, oder nach seinem eigenen Ausdrucke: dem Gewöhnlichen Alltagskleidung und dem Schönen Festgewand anlegte.

Seine Sprüche der Weisheit waren immer fest, scharf ausgeprägt, klar und einfach geschrieben, während die Schrift der Lieder, welche den Frauen galten, mit ihren zarten, kecken Linien, ihren anmuthigen und launenhaften Schwingungen, ihrer räthselhaften, schwer zu entziffernden Feinheit, gleichsam ein Abbild des weiblichen Charakters selber war.

Die Schriftzüge der Lieder zum Ruhme des Weines, der Liebe und irdischer Glückseligkeit waren voll Schwung und Feuer; in den Liedern der Klage war die Schrift sauber und deutlich, aber es fehlte ihr jede äußere Zier, kein Klecks hing als Thräne daran ....

In dieſem Sinne waren auch die Anweiſungen welche Mirza-Schaffy mir gab, wenn er mit meiner Handſchrift unzufrieden war; und um das Geſagte meinem Gedächtniſſe beſſer einzuprägen, pflegte er es am Schluſſe noch einmal kurz in einem Verſe anzubringen, wie z. B. der Anweiſung, überirdiſche Dinge und Weſen in Wort und Schrift zu behandeln, dieſer Vers folgte:

Richteſt Du zum Himmel Deinen Blick auf,
Sprichſt von Gott und Teufel: trage dick auf,
Denn die Ignoranz in ſolchen Dingen
Wiegt nur Unverſchämtheit und Geſchick auf.

* * *

Mirza-Schaffy legte um ſo mehr Gewicht auf ein ausdrucksvolles Schönſchreiben, je leichter es ihm wurde und je weniger Andere, trotz aller Anſtrengungen, es ihm darin gleichthaten.

Nur durch ſolche ausdrucksvolle Schrift — meinte er — könne dem Leſer die Abſicht des Dichters recht klar gemacht werden; noch beſſer wäre es freilich, wenn der Dichter ſeine Lieder gar nicht aufſchriebe, ſondern ſie dem Volke ſelbſt vorſänge; das wäre nicht allein der beſte Prüfſtein für den Werth der Lieder, ſondern es würde dadurch auch allen Mißverſtändniſſen am ſicherſten vorgebeugt. Und wie er gewöhnlich dem Worte die That gleich folgen ließ, ſo hub er auch dieſes Mal gleich nach obigem Erguſſe zu ſingen an, während er mich bedeutete zu ſchreiben, wie folgt:

Sollen gut meine Lieder der Liebe geſungen werden:
Müſſen perlende Becher in Liebe geſchwungen werden;

Müſſen Herzen und Lippen und Ohren zugleich
Von den Wellen des Weins und der Töne durchdrungen werden;

Müſſen, vom heiligen Geiſte des Weines belebt,
Klingend die Becher und klingend die Zungen werden:

Bis die Freude in uns wie eine Sonne aufgeht,
Davon die Sorgen, die Nebel des Geiſtes, bezwungen werden.

Roſen netzet der Thau, roſige Lippen der Wein —
So muß der Schönheit Geheimniß errungen werden!

Nur wo Liebe und Witz mit dem Becher ſie ſchleift,
Mag der Schliff ächter Versdiamanten gelungen werden,

Daß von der ſüßen Gewalt ihrer blendenden Glut
Alle fühlenden Herzen in Liebe umſchlungen werden!

Alſo ſchufſt Du Dein Lied, o Mirza-Schaffy,
Wie es geſchaffen, ſo muß es geſungen werden:

Daß vor lauter Entzücken und Wonnegefühl
Närriſch die Alten und — weiſe die Jungen werden!

* * *

Mit dieſem Liede wurde die Unterrichtsſtunde geſchloſſen; ich aber will dies Kapital nicht damit ſchließen, ſondern hier noch bemerken, daß Mirza-Schaffy's Anſichten über die Buchdruckerkunſt durchaus nicht vereinzelt daſtehen, ſondern von faſt allen Schriftgelehrten des Morgenlandes getheilt werden. Allerdings fließt bei den meiſten dieſer Herren der Widerwille gegen das gedruckte Wort aus derſelben trüben Quelle, die jeder Zunft jede Neuerung verleidet, welche irgendwie die zünftigen Vortheile zu beeinträchtigen ſcheint; und wie bei uns alle Fuhrleute gegen die Einführung der Eiſenbahnen eiferten,

weil ſie wähnten, daß ihre Pferde und Wagen dadurch überflüſſig würden, ſo eifern noch jetzt die Schriftgelehrten des Morgenlandes (ähnlich den Mönchen des funfzehnten Jahrhunderts) gegen die Buchdruckerkunſt, weil ihnen das Handwerk des Abſchreibens, eine Hauptquelle ihres Lebensunterhalts, dadurch mehr und mehr gelegt wird.

Unter allen Umſtänden verdient es als eine kultur-hiſtoriſche Merkwürdigkeit hervorgehoben zu werden, daß die Buchdruckerkunſt, obgleich ſeit ihrer Erfindung mehr als vierhundert Jahre vergangen, bis zu dieſem Tage noch ſo gut wie gar keinen Eingang in Perſien und der Türkei gefunden hat. Man bedient ſich ihrer nur zu Regierungszwecken und zur Verbreitung einiger, wenig geleſener Zeitungen, während jeder Schriftgelehrte es unter ſeiner Würde hält, irgend ein namhaftes Buch anders als in ſchöner Abſchrift zu beſitzen. So iſt es erklärlich, daß z. B. in Paris, Wien, Leipzig und andern literariſchen Centralpunkten des Kontinents mehr perſiſche Bücher gedruckt werden als in Perſien ſelbſt, obgleich hier keine Cenſur die Freiheit der Preſſe beeinträchtigt.

# Siebenundzwanzigstes Kapitel.

## Eine kurze Verstimmung.

Als Mirza-Schaffy das nächste Mal zu mir kam, schien er sehr schlecht bei Laune zu sein. Selbst die Sonne des Weines, die ich sofort aufgehen ließ, vermochte die Nebel seines Geistes nicht zu zerstreuen.

Auf meine Frage: was ihm fehle und ob ich nichts thun könne um ihn aufzuheitern? antwortete er nach morgenländischer Redeweise in so verblümten Phrasen und Versen, daß ich bei der natürlichen Schwerfälligkeit meines Geistes nicht klug daraus werden konnte.

»Du weißt, — rief ich endlich voll Ungeduld — daß es mir schwer wird Wortperlen zu durchbohren, Räthsel zu lösen; warum vermummst Du vor mir den Sinn Deiner Worte?«

Ohne mich anzusehen setzte der Weise sich mit untergeschlagenen Beinen auf den Diwan, zog das Schreibzeug aus seinem Gürtel, stellte es vor sich auf den Tisch, nahm ein Federmesser heraus und begann eine Rohrfeder (Kalem) zu schneiden, während er das Distichon sang:

Am leicht'sten schartig werden scharfe Messer,
Doch: schneidet man darum mit stumpfen besser?

»Ist Dein Geist schartig geworden?« fragte ich, neugierig, seiner Verstimmung auf den Grund zu kommen.

— Das nicht! — erwiederte er — aber man will es mit mir machen wie der Bärenführer mit dem Bären....

»Und wie macht es der Bärenführer mit dem Bären?«

— Er bricht ihm die Zähne aus und legt ihm einen Maulkorb an. Kennſt Du die Geſchichte nicht, die das Iskjandernamé*) vom Teufel erzählt, der einſt kam um Iskjander (Alexander) in der Regierungskunſt zu unterrichten? —

»Nein, die kenne ich nicht; erzähle ſie mir!«

— Einſt erſchien dem Prinzen der Teufel in Geſtalt eines Bärentreibers, mit einem großen Bären an der Kette, der vor ihm tanzte und ſprang, und jeglichem ſeiner Worte ſich fügte. So — ſagte der Bärentreiber zum Prinzen — mußt Du lernen Dein Volk zu regieren! Brich ihm die Zähne aus und leg' es in Ketten, und es wird nach Deiner Pfeife tanzen und jeglichem Deiner Wünſche ſich fügen! —

Durch weiteres Ausfragen kam ich nun nach und nach dahinter, daß Mirza-Schaffy ein heftiges Zuſammentreffen mit dem Muſchtahid (Oberprieſter) gehabt habe, der ihn einen Ketzer und einen Verderber der Jugend genannt, der durch ſeinen Lebenswandel wie durch ſeine Lieder allen gläubigen Gemüthern Anſtoß gebe und dafür den irdiſchen wie den himmliſchen Strafen nicht entgehen werde.

— Seine Drohungen würden mich wenig ängſtigen — ſagte Mirza-Schaffy — wenn der alte wunderliche Heilige als Oberhirt der ſchiitiſchen Heerde von Tiflis nicht wirklich Macht hätte mir zu ſchaden. Er ſelbſt trinkt mehr und beſſeren Wein als irgend ein Schriftgelehrter im Lande erſchwingen kann, und er iſt auch ſonſt kein Verächter von irdiſchen Genüſſen. Gott weiß, welcher Dämon (Diw) plötzlich in ſeine kurzen Säbelbeine gefahren, daß er auf meinen guten Ruf lostritt wie ein Elephant in der Hitze der Schlacht auf die Feinde! —

*) Das Buch von Alexander dem Großen.

Ich kannte den Muſchtahid, wie auch die Quelle, woher er ſeinen Wein bezog; zudem hatte ich einigen Grund, anzunehmen, daß meine Vermittelung in ſeinem Zwiſte mit Mirza-Schaffy nicht ohne Nutzen für Letztern ſein würde, und ſo gelang es mir bald, meinen weiſen Lehrer wieder einigermaßen zu beruhigen. Er rauchte eine Pfeife an, ließ ein Bein vom Divan herabhängen und ſang mir folgende Lieder vor:

Als ich ſang: ſeid fröhlich mit den Frohen,
Beuget Euch nicht knechtiſch vor den Hohen,
Seid nicht ſtolz und herriſch mit den Niedern —
Rühmte man die Weisheit in den Liedern.

Als ich nach der Weisheit wollte handeln:
Sagten ſie, das ſei ein thöricht Wandeln!

---

So ſprach ich, als die Heuchler zu mir kamen:
Wer mit ſich ſelber eins, iſt eins mit Gott —
Wer aber haßt und flucht in Gottes Namen,
Treibt mit dem Heiligen verweg'nen Spott!

---

Als ich Schönheit, Lieb' und Wein beſungen,
Iſt mir tauſendſtimmig Lob erklungen.

Als ich Schönheit, Lieb' und Wein genoſſen,
Mir mein Erdendaſein zu verſchönen:
Hat es plötzlich alle Welt verdroſſen,
Hörte ich mich ſchmähen und verhöhnen.

* * *

O Mirza-Schaffy! Du Sohn Abdullah's,
Ueberlaß die Heuchelei den Mullah's!
Folg' im Lieben und im Trinken immer
Schöner Augen, voller Gläſer Schimmer!

---

Sie glauben mit frommem Hadern
Den Himmel zu verdienen;
Der Zorn ſchwillt ihre Adern,
Der Haß färbt ihre Mienen.

Das Mordſchwert in den Händen
Verlangen ſie Glauben und Buße,
Und glauben, ſie ſelber ſtänden
Mit Gott auf dem beſten Fuße.

Ich aber ſage Euch daß
Gott ferne ſolchem Getriebe!
Ungöttlich iſt der Haß,
Und göttlich nur die Liebe!

---

Wer glücklich iſt, der iſt auch gut,
Das zeigt auf jedem Schritt ſich;
Denn wer auf Erden Böſes thut,
Trägt ſeine Strafe mit ſich!

Du, der in Deiner frommen Wuth
Des Zorns und Haſſes Sklave,
Du biſt nicht glücklich, biſt nicht gut:
Dein Haß iſt Deine Strafe!

---

Wer glücklich iſt, der bringt das Glück,
Und nimmt es nicht im Leben!
Es kommt von ihm, und kehrt zurück
Zu ihm, der es gegeben!

---

Fürcht' nicht, daß ich in das Gemeine
Und Rohe mich vertiefe,
So lange ich von gutem Weine
Und guten Witzen triefe.

Von manchem Liebesedelſteine
Der Glanz verborgen ſchliefe,
Wenn ihn der Duft von gutem Weine
Nicht in das Daſein riefe.

Wo bliebe der höchſte Berg, wenn ſeine
Höhe blos aufwärts liefe?
Zu Füßen wachſen ihm die Weine,
Er hält ſich durch die Tiefe!

Und ſo erkenne Du auch meine
Höhe in meiner Tiefe:
So lang' ich ſie bei gutem Weine
Durch guten Witz verbriefe!

---

Wähne Niemand ſich den Weiſen
Im Genuß des Weins vergleichbar:
Denn was wir im Trunke preiſen,
Bleibt den Thoren unerreichbar!

Durch den Wein zum Blumenbeet
Wird die Phantaſie verwandelt,
Drin der Odem Gottes weht,
Drin der Geiſt der Schönheit wandelt.

Blumen blühen uns zu Füßen,
Uns zu Häupten glühen Sterne —
Jene aus der Nähe grüßen,
Dieſe grüßen aus der Ferne!

Welch ein liebliches Gewimmel!
Freude blüht auf jedem Schritt mir —
Und den ganzen Sternenhimmel,
Sammt den Blumen, trag' ich mit mir!

---

Gott hieß die Sonne glühen
Und leuchten durch alle Welt;
Er hieß die Roſe blühen
Auf duftigem Blumenfeld.

Er hieß die Berge ſich thürmen
Und über die Lande erheben —
Ließ Winde wehen und ſtürmen,
Schuf vielgeſtaltiges Leben.

Er gab den Vögeln Gefieder,
Dem Meere ſein ewiges Rauſchen;
Mir gab er ſinnige Lieder,
Euch Ohren ihnen zu lauſchen!

---

Und was die Sonne glüht,
Was Wind und Welle ſingt,
Und was die Roſe blüht, —
Was auf zum Himmel klingt
Und was vom Himmel nieder:
Das weht durch mein Gemüth,
Das klingt durch meine Lieder!

---

Was Gott uns gab hienieden,
Das nennt man hier die Zeit;
Was jenſeits uns beſchieden,
Benennt man Ewigkeit.

Zum Unglück oder Glücke
Bereitet uns die Zeit —
Der Tod ſchlägt dann die Brücke
Zur blauen Ewigkeit.

Harrt unſrer Böſes, Gutes,
Wenn wir einſt ſcheiden hier?
Ich bin ganz frohen Muthes,
Und ſpreche ſelbſt zu mir:

Wer in der Zeit vernünftig,
Iſt glücklich in der Zeit,
Und wird ſo bleiben künftig
In alle Ewigkeit!

---

Nachts kam im Traum zu mir ein Engel,
Der hatte vom Himmel den Abſchied bekommen:
Weil er, voll lauter irdiſcher Mängel,
Das Himmelreich für die Erde genommen.

Gott ſprach zu ihm am Tag des Gerichtes:
Was man einmal iſt, das muß man ganz ſein;
Im Himmel himmliſchen Angeſichtes
Muß man voll lauter himmliſchem Glanz ſein.

Die Erde hat Wein, Geſang und Liebe, —
Der Himmel hat ſeinen himmliſchen Segen.
So lange Dein Herz voll irdiſcher Triebe,
Sollſt Du der irdiſchen Freuden pflegen!

Wer nicht im Leben erſtrebt das Beſte
Was meine Gnade bereitet auf Erden,
Dem bleiben zu viele irdiſche Reſte,
Der kann auch im Himmel nicht glücklich werden!

---

# Achtundzwanzigstes Kapitel.

## Des Weisen von Gjändſha zweite und letzte Liebe. Schluß der Lieder des Mirza-Schaffy.

Ihr erinnert Euch noch jener Mondſcheinſcene, wo wir bei unſerer nächtlichen Wanderung durch die Straßen von Tiflis Mirza-Schaffy überraſchten, als er ſingend einer neuen Schönen ſeine Huldigungen darbrachte. Dieſe Liebe hatte tiefer Wurzel geſchlagen in ſeiner Bruſt als ich Anfangs glaubte, und trotz ſeiner Behauptung, daß ein Verliebter keine vernünftigen Verſe machen könne, datiren einige ſeiner lieblichſten Gedichte aus jener Zeit. Hieher gehört das in einem früheren Kapitel mitgetheilte Gaſel: »Wenn zum Tanz die jungen Mädchen ꝛc.;« ferner das Lied: »Schlag die Tſchadra zurück, was verhüllſt Du Dich?« und ein anderes, Euch noch unbekanntes Gedicht, welches ich hier um ſo mehr mittheilen muß, als es eine lebendige Schilderung Hafiſa's, der zweiten und letzten Liebe Mirza-Schaffy's, enthält:

O, wie mir ſchweren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn ſie ſo leichten Ganges
An mir vorüber ſchwebt!

Herab vom Rücken weht
Ein blendend weißer Schleier;
Durch ihre Augen geht
Ein wunderbares Feuer;

Die ſchwarzen Locken wühlen
Um ihres Nackens Fülle;
Der Leib, der Buſen fühlen
Sich eng in ihrer Hülle.
All überall Bewegung,
All überall Entzücken,
Daß ſich in toller Regung
Die Sinne mir berücken,
Daß wunderbaren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn ſie ſo leichten Ganges
An mir vorüber ſchwebt.

Narziſſen blüh'n und Roſen
Am himmelblauen Kleide,
Darunter flammen Hoſen
Von feuerrother Seide —
Die kleinen, zarten Füße,
Die weichen, feinen Hände,
Der Mundrubin, der ſüße,
Der Zauber ohne Ende!

O, wie mir ſchweren Dranges
Das Herz im Leibe bebt,
Wenn ſie ſo leichten Ganges
An mir vorüberſchwebt!

* * *

Nur wenn mein weiſer Lehrer bei beſonders guter Laune angeregt durch Wein und trauliche Unterhaltung, gelang ihr hin und wieder ihm ein ſolches Lied zu entlocken, denn erbarer Weiſe ſuchte er es ſonſt immer ſorgfältig zu verhen, das Geſpräch auf ſeine Hafiſa zu bringen. Ich konnte e den Schlüſſel zur Löſung dieſes Räthſels nicht finden, mich ein Zufall darauf führte.

Ich hatte eines Tages meinen Spaziergang etwas länger

als gewöhnlich ausgedehnt und fand nach meiner Rückkehr Mirza-Schaffy ſchon auf mich wartend im Divan der Weisheit. Um ſich die Zeit zu vertreiben, hatte er ſein Kalemdan hervorgeholt und ein auf dem Tiſche liegendes Stück Papier mit Verſen beſchrieben, was er gewöhnlich in ähnlichen Fällen zu thun pflegte, nur mit dem Unterſchied, daß er ſonſt ſeine Verſe ruhig liegen ließ, oder ſie nur aufhob, um belehrende Erklärungen daran zu knüpfen, während er dieſes Mal das beſchriebene Papier haſtig beiſteckte, als er meiner anſichtig wurde. Ich that, als ob ich nichts bemerkt hätte, und als ich in das offenſtehende Nebenzimmer ging, um mich umzukleiden, begann er ein Lied von Hafis zu ſingen:

„Wenn die Winde, Mädchen! Deiner Locken Duft
Nach Hafiſens Grabe wehen,
Werden aus ſeiner ſtillen Gruft
Tauſend ſchöne Blumen erſtehen!“

»Was fangen wir heute an, o Mirza-Schaffy?« fragte ich, nachdem ich Wein beſorgt und ihm zugetrunken hatte.

Er klopfte ſeinen Tſchibuq aus und erwiederte: — Nimm Papier und Kalem zur Hand, ich werde Dir Gaſele von Fiſuli vorſingen! —

Er ſang und ich ſchrieb:

„Um zu Dir, mein Leben, zu kommen, hab' ich Leben gegeben,
Sei barmherzig, denn durch Dich erſt kam ich zum Leben!

Einen Edelſtein ſucht' ich, und zur Fundgrube hat mich
Das Schickſal geleitet zum Lohn für mein Streben!

Eine Ameiſe bin ich, die weit umher irrte,
Bis Salomo's Palaſt ihr Obdach gegeben!

Wie ein Tropfen Waſſer zum Ocean geſchwommen,
Komm ich armer Fiſuli zu Dir, ſüßes Leben!“

»Der Sinn des Gaſels würde mir beſſer gefallen — ſagte ich — wenn im Schlußdiſtichon Dein Name, o Weiſer! ſtatt des Namens Fiſuli enthalten wäre.«

— Willſt Du Lieder von mir hören? Ich werde Dir ſingen. —

»Deine Lieder hör' ich immer gern; aber die Bedeutung meiner Worte war dieſes Mal eine andere. Ich meinte nicht es wäre mir lieber geweſen, daß das Lied Dich zum Verfaſſer hätte, ſondern daß der Sinn ſeiner Worte auf Dich paßte.«

Mirza-Schaffy ſah mich überraſcht und betroffen an.

»Du mußt mir nicht zürnen, o Weiſer! — fuhr ich fort — daß ich den Blick der Neugier in die Falten Deines Herzens geworfen. Es iſt Theilnahme und Freundſchaft für Dich, was mich dazu treibt. Ich weiß, daß Du verliebt biſt; Du ſelbſt haſt es mir geſagt. Und wäre dem nicht ſo, ich hätte es errathen, wie der Volksmund ſpricht: »Moſchus und Liebe können nicht verborgen bleiben.« Du haſt mir auch geſtanden, daß dieſe Liebe keine eitele und gewöhnliche ſei, keine duftloſe Tulpe, die der leiſeſte Wind hin- und herbewegt, ſondern ein ſtarker Roſenbaum, der tiefe Wurzeln geſchlagen und von gutem Geruch iſt. Es iſt die Art der Roſen, daß ſie blühen und duften, und die Natur der Verliebten, daß ſie fröhlich und guter Dinge ſind. Du aber biſt traurig, o Mirza-Schaffy! und das thut mir weh. Du biſt traurig, wenn Du es auch unter Trinken und Singen zu verbergen ſucheſt. Ich möchte die Urſache Deines Grams wiſſen; vielleicht könnte ich Dir helfen. Aber Du umhüllſt Dein Herz mit dem Schleier des Geheimniſſes; ſogar Deine Lieder verſteckſt Du vor mir!« Ich wies dabei auf die Taſche hin, worin er das beſchriebene Blatt Papier verborgen hatte.

Mirza-Schaffy verſank eine Weile in tiefes Nachdenken, blies, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, den Dampf ſeines Tſchibuq's in längeren Zügen vor ſich hin, ſtürzte ein paar

Gläſer Wein herunter, und reichte mir dann das beſchriebene Blatt mit den Worten: — Da lies! und ich will Dir Alles erzählen, was ich auf dem Herzen habe, wenn Du es hören willſt! —

Ich nahm zuvor das Blatt, um zu ſehen was darauf ſtand. Es waren ein paar flüchtig hingeworfene Lieder, überſchrieben: Hafiſa.

Das erſte lautete:

Neig', ſchöne Knospe! Dich zu mir,
Und was ich bitte, das thu' mir,
Ich will Dich pflegen und halten;
Du ſollſt bei mir erwarmen,
Und ſollſt in meinen Armen
Zur Blume Dich entfalten!

---

Das zweite hatte ſcheinbar gar keinen inneren Zuſammenhang mit dem erſten, war aber doch in demſelben Gedankengange geſchrieben.

Hier folgt es:

Ei Du närriſches Herz,
Das Dich klagend gebeugt haſt!
Du bejammerſt den Schmerz,
Den Du ſelber erzeugt haſt!
Du verzweifelſt in Gefahr heut,
Und ſuchſt ſelbſt doch die Gefahr!
Und ich kenne Deine Narrheit,
Und bin ſelbſt ein ſolcher Narr!

---

»Du weißt, — begann Mirza-Schaffy ſeine Erzählung — daß der Vater Haſiſa's mir gleich Anfangs die beſtimmte Erklärung geben ließ, nicht eher von meiner Minne hören zu wollen, bis ich den ſicheren Nachweis geliefert, daß ich im Stande ſei, genügend für den Unterhalt einer Familie zu ſorgen.« —

— Wie oft ſoll ich Dir wiederholen, — unterbrach ich den Weiſen — daß dieſes ſich ſehr leicht erreichen läßt, wenn Du meinem Rathe folgſt und eine Stelle als Lehrer der tatariſchen Sprache beim Gymnaſium annimmſt! —

»Wenn das ſo ginge, würde ich mich ſchon fügen, aus Liebe zu Haſiſa; aber — es geht nicht!«

— Dann iſt es Deine eigene Schuld! Ich habe den Direktor Kulſhinsky erſt vor ein paar Tagen geſprochen und aus ſeinem eigenen Munde gehört, daß alle Schwierigkeiten leicht zu beſeitigen wären, wenn Du nur Ernſt machen wollteſt. —

»Hab' ich nicht gethan was ich konnte? Hab' ich nicht meiner Zunge Gewalt angethan im Reden und Schweigen? Bin ich nicht von einem Hauſe zum andern gepilgert wie ein Fakir, mit dem Blicke der Demuth? Hab' ich nicht Bittſchriften eingereicht ganz nach Deiner Weiſung? Aber nun ſitz' ich ſchon ſeit ein paar Monaten auf dem Teppich der Erwartung, und bin nicht klüger als vorher.«

— Haſt Du denn gar keine beſtimmte Antwort erhalten? —

»Antworten genug. Es ſchien überall, als nickte man mir zu mit dem Blicke der Gewährung: aber ich wurde von einem Tage zum anderen vertröſtet. Endlich, wie ich glaube aus dem Vorhofe des Zweifels eingehen zu können in die Pforte der Gewißheit, erhalte ich eine große Schrift, wovon ich kein Wort verſtehe. In dem Wahne, es ſei die Beſtätigungsſchrift meiner Einſetzung, eile ich damit zu meinem Vermittler[29]) und bitte ihn, die Heirathsangelegenheit jetzt eilig zu betreiben: dieſe Schrift ſei eine beſſere Gewähr für den Vater Haſiſa's, als der Nachweis des größten Vermögens. Der Vermittler nahm die Schrift und richtete meinen Auftrag aus. Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als er zwei Tage darauf zu mir kam mit dem Blick des Zornes und mich ſchmähete mit bitteren Worten, daß ich ihn hintergangen hätte mit meiner Rede!«

— Wie ging das zu? —

»Der Vater Hafisa's, des Ruſſiſchen ſo wenig kundig wie ich, ſchickte, bevor er ſich in weitere Unterhandlungen einließ, die Schrift zum Mufti und erbat ſich von dieſem ein Fetwa (Gutachten), ob die Schrift genügenden Ausweis über meine Vermögenszuſtände gebe? Die Antwort lautete verneinend.«

— Wie war das Fetwa abgefaßt? —

»Wie alle anderen. Es giebt dafür eine vorgeſchriebene Form, welche der Mufti blos auszufüllen braucht, was gewöhnlich mit Einem Worte geſchieht. Der Vermittler brachte mir eine Abſchrift des Fetwa und . . . .

— Kannſt Du mir — unterbrach ich meinen Lehrer wieder — den wortgetreuen Inhalt davon ſagen? —

»Was ſollt' ich nicht! aber ich will es Dir lieber zeigen wie es iſt; ich hab' es bei mir.«

Und der Weiſe zog aus einem zuſammengerollten Hefte von Seidenpapier, welches er immer bei ſich trug, das Fetwa, welches folgendermaßen abgefaßt war:

»Die Hülfe kommt von Gott!

Frage:

Giebt dieſe ruſſiſche Schrift hinlängliche Auskunft über Mirza-Schaffy's Vermögenszuſtände?

Antwort:

Nein! — Gott weiß es am beſten.

Dieſes ſchrieb

der arme
Mullah-Hadſhi-Juſſuf,
dem Gott vergeben wolle.«

»Der Vater Hafiſa's — fuhr Mirza-Schaffy fort — ließ ſich nun in ſeinem Grimme eine vollſtändige Ueberſetzung der ruſſiſchen Schrift geben, woraus er mit nicht geringem Staunen erſah, daß nichts darin enthalten war, als eine Aufforderung vom Direktor Kulſhinsky an mich, daß ich am nächſten Donnerſtag, Nachmittags 5 Uhr, im Gymnaſium erſcheinen ſollte, um mich in der tatariſchen Sprache examiniren zu laſſen.« . . .

Hier hielt der Weiſe einen Augenblick inne, und that einen tüchtigen Zug aus dem Glaſe, um das Feuer ſeines Unmuths zu löſchen. Er war ſichtbar überwältigt von den Erinnerungen, welche durch ſeine Erzählung wieder lebendig vor ihm auftauchten. Beſonders kränkend ſchien ihm der Gedanke zu ſein, daß man *ihm* hatte umuthen können, ſich examiniren zu laſſen, und noch obendrein in einem ruſſiſchen Gymnaſium! Dieſer Gedanke drängte in dem Augenblicke alles Uebrige in den Hintergrund. Mirza-Schaffy, der erſte Weiſe des Morgenlandes, der Stolz ſeines Stammes, der Herrſcher im Reiche der Schönheit, die Perle in der Muſchel der Dichtkunſt — ſoll ſich examiniren laſſen in ſeiner eigenen Sprache!

Ich begriff ganz die Glut des Zornes, die ſein Antlitz röthete, die Flut der Gefühle, die ſeine Bruſt durchwogte. Es trieb mich, Balſam in ſeine Wunden zu träufeln: »Frägt man auch die Sonne — rief ich — ob ſie leuchtet? oder die Roſe ob ſie duftet? und iſt es nicht ein eben ſo thörichtes Beginnen, die Frage des Zweifels an Mirza-Schaffy zu richten: ob er weiſe ſei? oder ihn prüfen zu wollen in ſeiner Wiſſenſchaft? Aber ſo wenig die Sonne finſter wird, wenn es einem Thoren beikommt, an ihrer Klarheit zu zweifeln, ſo wenig mußt auch Du Dich erzürnen, wenn die Thoren Zweifel in Deine Weisheit ſetzen! Haſt Du nicht ſelbſt geſungen:

„Verſcheuch den Gram durch Liebsgekoſe,
Durch Deiner ſüßen Lieder Schall!
Nimm Dir ein Beiſpiel an der Roſe,
Ein Beiſpiel an der Nachtigall:

Die Roſe auch, die farbenpracht'ge,
Kann nicht der Erde Schmutz entbehren;
Die Nachtigall, die liebesmächt'ge,
Muß ſich von ſchlechten Würmern nähren!“

Singe mir ein Lied von Deiner Hafiſa, das wird Dich in beſſere Laune verſetzen. Nachher erzählſt Du mir beim Glaſe Wein das Ende Deiner Geſchichte! —

Meine Worte hatten ihren Eindruck auf den Weiſen nicht verfehlt. Er trank mir ein »Allahwerdy« zu, ſtellte ſeinen Tſchibuq bei Seite, ließ das Bein vom Divan herabſinken und hub an zu ſingen:

„Wenn dermaleinſt des Paradieſes Pforten
Den Frommen zur Belohnung offen ſteh'n,
Und buntgeſchaart die Menſchen aller Orten
Davor in Zweifel, Angſt und Hoffen ſteh'n:

Werd' ich allein von allen Sündern dorten
Von Angſt und Zweifel nicht betroffen ſteh'n,
Da lange ſchon auf Erden mir die Pforten
Des Paradieſes durch Dich offen ſteh'n!“

Er lächelte ſelbſtgefällig, als ich ihm Lob geſpendet für ſein Gedicht. Erfreut über die gute Wirkung, welche mein Rath auf ihn geübt, ſagte ich zu ihm: — Siehſt Du, Mirza-Schaffy, welch ein glücklicher Menſch Du biſt! Der bloße Gedanke an Deine Liebe heitert Dich auf. Wie glücklich wirſt Du erſt ſein im vollen Beſitze der Geliebten! Hat nicht Rechſchebi Recht, wenn er ſingt, daß die Liebe ſchon deshalb das Schönſte auf Erden ſei, weil Fürſt und Derwiſch gleich ſind in ihr? —

»Aber Nechſchebi hat auch geſagt — entgegnete Mirza-Schaffy: — ein Menſch ohne Geld iſt ohne Anſehen, und ein Haus ohne Geld iſt wüſte! — Soll ich die Liebe in ein wüſtes Haus bringen? Früher fiel es mir nie ein, an dergleichen zu denken; jetzt aber macht mich der Gedanke oft trübe.«

— Laß die Klage — rief ich — o Mirza-Schaffy! Es wird ſich Alles noch zum Guten wenden; durch den kleinen Irrthum mit dem ruſſiſchen Papiere iſt an der Sache ſelbſt nichts verdorben. Du haſt Dich einmal entſchloſſen, Deine Freiheit aus Liebe für Haſiſa zu opfern, und mußt Deinem Entſchluſſe treu bleiben. Ich ſehe keinen erheblichen Grund, warum Du die Stelle am Gymnaſium nicht erhalten ſollteſt....

»Aber das Examen!«

— Wird ſich beſeitigen laſſen! Es wäre zu thöricht, Zweifel zu ſetzen in Deine Wiſſenſchaft. Es iſt Geſetz bei den Moskow, daß jeder Lehrer der in den Dienſt der Regierung tritt, zuvor einem Examen ſich unterwerfen muß, weil der Thoren hier viele ſind und der Weiſen wenige. Das Geſetz iſt alſo wohlbegründet; aber man wird eine Ausnahme machen mit Dir. —

»Man würde eine Ausnahme machen, wenn ich ſtatt meiner Lieder zum Preiſe des Weines und der Schönheit, lange Gebete geſchrieben hätte voll Blendwerk und Heuchelei, wie Mirza-Abul-Kaſſim, der Kadi von Karabagh. Nur den Schlangen gelingt es, ſich überall durchzuwinden!«

Erſt nachdem ich dem Weiſen durch Fragen aller Art das Ende ſeiner Geſchichte entlockt hatte, begriff ich wie es zuging, daß trotz meiner beruhigenden Zuſprache, trotz Trinken und Singen, doch noch ein Reſt von Bitterkeit in ihm zurückgeblieben. Der Vater Haſiſa's hatte nämlich in ſeiner Botſchaft an Mirza-Schaffy mit beſonderer Schärfe den Punkt hervorgehoben, daß es wohl eben ſo zweifelhaft mit ſeiner Weisheit wie mit ſeinem Vermögen ſein müſſe, da ſelbſt die

Moskow es für nöthig hielten, ihn erſt einer Prüfung zu unterwerfen.

War es ſchon tief kränkend für Mirza-Schaffy, daß man im Hauſe Hafiſa's von ihm glauben konnte, er habe durch Ueberſendung der ruſſiſchen Schrift einen abſichtlichen Betrug begehen wollen, ſo ging es ihm doch noch tiefer zu Herzen, daß man Zweifel in ſeine Weisheit ſetzte.

— Glaubſt Du denn — fragte ich ihn — daß Hafiſa Dich deshalb weniger lieben wird? —

»Nein.«

— Oder fürchteſt Du ihre Mutter? —

»Nein, die Mutter iſt eben ſo verliebt in meine Lieder, wie die Tochter in mich.«

— Nun, was haſt Du denn noch für Beſorgniſſe? Mit dem alten geldgierigen Vater wollen wir ſchon fertig werden, wenn Du nur erſt in Amt und Würden biſt und die Mittel haſt, das Hochzeitsgemach zu bereiten. Für die Beſeitigung der Schwierigkeiten des Examens will ich ſchon ſorgen. —

Es war mir vollkommener Ernſt mit dem was ich ſagte; denn ich zweifelte nicht, daß ſich bei freundſchaftlicher Beſprechung mit der obern Schulbehörde ein vermittelnder Ausweg finden ließe, der Strenge des Geſetzes Genüge zu thun, ohne den Stolz des Weiſen zu beugen.

Auch gelang es mir endlich, meinen verliebten Lehrer in allen Stücken ſo vollſtändig zu beruhigen, daß er zuletzt Witze über ſich ſelbſt machte und bei mir blieb bis ſpät am Abend.

»War mir's doch gerade — ſprach er lächelnd — als wäre meine Weisheit luſtwandeln gegangen im Dunkel des Abends! Ich kam um Weisheit zu lehren, und mußte Weisheit lernen. Man könnte den Weibern böſe werden, daß ſie eben denen die ihnen am meiſten anhangen, den Kopf am meiſten verdrehen, wenn es nicht gar zu liebe Geſchöpfe wären!

Bei ihnen wächſt der Verſtand mit der Liebe — bei uns nimmt er ab:

Mirza-Schaffy! wie groß war Dein Verſtand,
Kaum fand er Platz in Deinem Haupt!
Und doch: wie klein war jene weiße Hand,
Die Herz Dir und Verſtand geraubt!«

— Das ſind die Widerſprüche der Liebe, — warf ich ein — eine große Hand hätte Dein Herz ſchwerlich davon getragen! —

»Du redeſt weiſe! — entgegnete er ſchmunzelnd — doch muß man über die Widerſprüche im Leben nicht zu viel grübeln; das Herz leidet darunter, und der Verſtand gewinnt nichts dabei. Die Liebe bringt Herz und Verſtand zu fortwährendem Widerſpruch. Das Herz ſieht in der Liebe die größte Seligkeit, und der Verſtand ſieht darin die größte Plage auf Erden. Und doch iſt es nur die Liebe, die den Menſchen zum Menſchen macht.«

— Ein alter Weiſer meines Stammes — fiel ich ein — hat Aehnliches geſagt:

„Wer ohne Weiber könnte ſein,
Wär frei von vielen Beſchwerden —
Wer ohne Weiber wollte ſein,
Wär nicht viel nutz auf Erden!«

Er drückte ſeine hohe Zufriedenheit aus über die Weisheit des Spruches, ſchlürfte ein Glas Wein herunter und machte ſich bereit fortzugehen, aber ich hielt ihn zurück mit den Worten: — Mirza-Schaffy! Du weißt, welch lebendigen Antheil ich nehme an Deiner Liebe, und doch haſt Du mir noch nicht einmal erzählt, wie es zuging, daß Du Hafiſa kennen gelernt! —

»Was iſt davon zu erzählen?«

— Alles was Du weißt! ich höre dergleichen gerne, bis auf die geringfügigſten Umſtände herab. Zünde Dir noch einen Tſchibuq an und ſpinn' Deine Geſchichte ab in aller Behaglichkeit beim Glaſe Wein. —

»Das wird nicht lange dauern — ſprach der Weiſe von Gjändſha: —

Sich ſehn, ſich lieben, ſich wählen:
Was iſt da viel zu erzählen?«

— Ich möchte gern wiſſen — entgegnete ich — wie Du dazu gekommen biſt, Hafiſa zu ſehen, ſie zu lieben und zu wählen! —

»Das iſt ganz einfach. Du haſt den Weg gemacht zu meiner Wohnung und weißt, welche Straßen es zu durchwandern giebt, um dahin zu gelangen. Du weißt auch, daß allabendlich beim Mondenſcheine die Mädchen auf den Dächern weilen, und ſich vergnügen durch Tanz, Geſpräch und Geſang. In der erſten Quergaſſe durch welche der Weg führt, wenn man die Häuſer der Armenier und Ruſſen hinter ſich hat, hatte ſeit einiger Zeit ein liebliches Weſen von hohem Wuchs meine Blicke gefeſſelt. Ich ſah das holde Geſchöpf zum Erſtenmal an demſelben Abend wo ich Dir die Geſchichte von Zuleïkha erzählte, und obgleich mein Herz überfloß von der wehmüthigen Erinnerung an meine Jugendliebe, ſo war ich doch ſo bezaubert von der Schönheit des ſchlanken Mädchens auf dem Dache, daß ich nicht umhin konnte den Blick der Bewunderung auf ſie zu werfen. Eine kurze Weile that ſie als bemerkte ſie mich nicht. Als ich aber ſtehen blieb, und meine Mütze abnahm, um mir den Kopf etwas zu lüften, — denn von der Erzählung, vom Trinken und vom Gehen war mir ſehr heiß geworden — verſchwand ſie plötzlich vom Dache .... Schwer im Kopfe und Herzen ging ich nach Hauſe und legte mich nieder.

Aber ich konnte die ganze Nacht keine Ruhe finden. Wenn ich einmal ein Viertelſtündchen einſchlief, ſo erſchien mir Zuleikha im Traume. Bald aber wurde ihr Bild wieder verdrängt von dem ſchönen Mädchen auf dem Dache in der Quergaſſe. Dann erwachte ich plötzlich und ſtreckte mich unruhig hin und her auf dem Lager, und machte mir ſelbſt Vorwürfe ob meiner Träume, als ob ich daran Schuld wäre. Am folgenden Morgen ſprach ich zu mir: Mirza-Schaffy, werde Dir klar in Deinem Beginnen! Du haſt Jahre lang in Ruhe und Weisheit gelebt, und haſt Dich geſtreckt auf dem Teppich der Sorgloſigkeit: willſt Du Dich abermals einſchiffen auf dem ſtürmiſchen Meere der Liebe, trotz allen bitteren Erfahrungen der Vergangenheit? Oder willſt Du fortfahren ein ruhiges Leben zu führen? Ich beſchloß das Letztere, und als ich wieder zu Dir kam, um Dich zu unterrichten, vermied ich es, den Weg durch die Quergaſſe zu gehen. Ebenſo that ich bei der Rückkehr in meine Wohnung. Trotzdem verbrachte ich die Nacht noch unruhiger als zuvor. Und am folgenden Morgen ſprach ich zu mir: Mirza-Schaffy, was willſt Du Dein Herz verhüllen mit dem Schleier der Täuſchung! Du biſt verliebt. Wo ein Haus brennt, und man eilt nicht hinzu es zu löſchen, da wird es zu Grunde gerichtet von den Flammen. Mit dem Herzen aber iſt es umgekehrt. Hier vermag kein Waſſer zu löſchen. Wo ein Herz Feuer gefangen, findet es nur Heil, wenn es gelingt noch ein anderes Herz zu entzünden. Darum thue, was das Schickſal Dir vorſchreibt! Und ich that alſo. Vor Allem verlangte es mich, die Geſtalt des ſchönen Mädchens einmal beim Tageslichte zu ſehen, um mich zu überzeugen, ob mich der Mondenſchein nicht getäuſcht hatte. Mehrere Tage vergingen, ehe ich die Erfüllung meines Wunſches erreichte. Am Ende des vierten Tages aber war ich ſo glücklich, das ſchöne Mädchen auf dem Dache zu erblicken. Sie ſah ſich nach allen Seiten um, aber es war Niemand rings auf den

Dächern zu ſehen; auch in der Straße war es ſtill wie gewöhnlich zu der Zeit, ehe die Männer vom Bazar heimkehren.

Ich ſtellte mich dem Hauſe gegenüber ſo auf, daß ich die ganze prachtvolle Geſtalt ſehen konnte, von den kleinen Füßchen an bis zu dem lockenumwallten Köpfchen. Und ſie erſchrak nicht vor mir, wie die Jungfrauen ſonſt zu thun pflegen beim Anblick der Männer, ſondern ſie lüftete ihr Angeſicht und ſchauete lächelnd auf mich hernieder, ſo ſtrahlenden Blickes, daß es mich warm überlief vor Wonne und Seligkeit, denn ſie erſchien mir am Tage beim Sonnenlicht noch viel ſchöner als im Mondenſchein. Das Glück macht den Augenblick zur Ewigkeit und die Ewigkeit zum Augenblicke. Darum weiß ich nicht, wie lange ich da geſtanden, verloren im Anſchauen des herrlichen Mädchens auf dem Dache; ich weiß nur, daß ich ſo lange ſtehen blieb als ich ſie ſehen konnte. Wie ein Traumbild war ſie vor mir aufgeſtiegen, wie ein Traumbild verſchwand ſie plötzlich. Ich ſetzte meine Mütze zurecht« . . . .

— Da haſt Du gewiß wieder Deinen weißen Kopf gezeigt! — fiel ich ein.

»Etwas gelüftet weil es ſehr heiß war — entgegnete er ſchmunzelnd — und erſt beim Nachhauſegehen bemerkte ich, daß es lebhafter in den Straßen geworden war. Vermuthlich war dieſes die Urſache des Verſchwindens meiner Schönen geweſen. Ich war wie ein Trunkener und Alles drehete ſich vor meinen Augen. Ja, ich wußte nicht beſtimmt, ob ich wachte oder ſchlief, und kniff mich in's Bein und in den Arm, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich wach ſei. Denn gerade ſo wie mir die Jungfrau auf dem Dache erſchienen, hatte ich ſie im Traume geſehen:

Drum traut' ich meinen Augen kaum
Im Angeſicht der ſchönen Maid —
Mir ward die Wirklichkeit zum Traum,
Mir ward der Traum zur Wirklichkeit!

Werde Dir klar, o Mirza-Schaffy! — ſprach ich zu mir ſelbſt — galt Dir der lange, ſeelenvolle Blick der Jungfrau, ſo darfſt Du das Auge des Verlangens auf ſie werfen — galt er Dir nicht, ſo wär' es eine Thorheit, länger Dein Herz zu verſengen im Feuer ihres Angeſichts! Um die Wahrheit zu erforſchen, ſchrieb ich ein duftiges Lied, in der Abſicht, ihr daſſelbe bei der erſten Gelegenheit vorzuſingen, oder falls ſich dieſem Beginnen Hinderniſſe in den Weg ſtellen ſollten, das Lied um das Zweiglein eines Mandelbaumes gewickelt, ihr auf's Dach zu werfen.«

— Weißt Du das duftige Lied auswendig, o Mirza-Schaffy? ſo ſing' es mir vor! — Alſobald hub der Weiſe zu ſingen an:

„Ein Blick des Augs hat mich erfreut —
Der Zauber dieſes Augenblicks
Wirkt immerfort in mir erneut
Ein leuchtend Wunder des Geſchicks.

Drum eine Frage ſtell' ich Dir,
Horch huldvoll auf, mein ſüßes Leben:
Galt jener Blick des Auges mir,
So magſt Du mir ein Zeichen geben!

Und darf ich Deinem Dienſt mich weih'n,
Und biſt Du meinem Arm erreichbar:
So wird mein Herz voll Jubel ſein,
Und meiner Freude nichts vergleichbar!

Dann leb' ich fort durch alle Zeit
Im Wunderleuchten des Geſchicks
Den Augenblick der Seligkeit,
Die Seligkeit des Augenblicks!«

»Kurze Zeit darauf gelang es mir — fuhr Mirza-Schaffy fort — eine günſtige Gelegenheit zu erſpähen, ihr das Lied

vorzuſingen. Doch war ich kaum mit der erſten Hälfte zu Ende, als wir durch das Erſcheinen weiblicher Geſtalten auf den benachbarten Dächern geſtört wurden. Meine Schöne ſah ſich erſchrocken um, und gab mir dann ein Zeichen zu gehen. Ich folgte dem Winke, aber warf ihr zuvor meine ſorgfältig geſchriebene Frageblume vor die Füße, und hatte im Weggehen die Freude zu ſehen, daß ſie das Mandelzweiglein, darum das feine Papier mit rothem Faden gewunden war, aufnahm und damit verſchwand. Sie war im Beſitz meines Liedes, und das genügte mir, um eines günſtigen Erfolges gewiß zu ſein! Hatte doch ſchon ihr freundliches Anhören meines Geſanges mir Alles geſagt was ich wiſſen wollte!

Am folgenden Abend fand ich mich wieder ein zur gewöhnlichen Stunde. Die ſchöne Jungfrau ſaß mit verhülltem Antlitze auf dem Dache, wandte ſich aber ſchnell um, ſobald ſie meiner von ferne anſichtig wurde. Ich ging langſam am Hauſe vorüber, ließ ſpähend die Blicke hinaufſchweifen, aber ſie ſah nicht herab zu mir. Plötzlich kam hinter dem Hauſe her eine hochgewachſene alte Frau auf mich zugeſchritten und flüſterte mir mit rauher Stimme die Worte zu: Folge mir, Mirza-Schaffy, von ferne! — Sie kannte meinen Namen; wer konnte es anders ſein als eine Botſchafterin von meiner Schönen? Ich folgte ihr wie ſie mich bedeutet hatte, und nach kurzer Wanderung blieb ſie ſtehen vor einer kleinen, einſam liegenden Sakli, deren Dach kaum mannshoch über der Erde war. Dort ſchlich ſie hinein, als ſie ſich noch einmal winkend nach mir umgeſehen. Ich kroch ihr nach in die dürftig ausgeſtattete, ſpärlich erleuchtete Sakli; ein paar hübſche Kinder, zehn- bis zwölfjährige Mädchen, welche auf einer Matte ſaßen und mit weiblicher Handarbeit beſchäftigt waren, erhielten die Weiſung auf's Dach zu gehen, um die friſche Luft zu genießen, und ich blieb allein mit der alten Frau.

»Mirza-Schaffy — hub ſie an — was giebſt Du mir,

wenn ich Dir eine gute Nachricht verkünde? An meinem Munde hängt Dein Schickſal!« Ich gab ihr Alles was ich bei mir hatte; aber ich verſprach ihr mehr für kommende Zeiten. Nun erzählte ſie mir, was ich ſchon errathen hatte, daß Haſiſa (dies iſt der Name der ſchönen Jungfrau) den Blick des Wohlgefallens auf mich und mein Lied geworfen. Aber zugleich erfuhr ich, daß es ſchwer halten würde, in den Beſitz Haſiſa's zu gelangen, da ihr Vater, ein alter, geldgieriger Kaufmann, ſchon verſchiedene Bewerber abgewieſen hätte, weil er einen zu großen Käbin (Kaufpreis) für ſeine Tochter verlangte.

Es würde des Erzählens kein Ende werden, wollte ich Dir Alles wiederholen, was ich noch mit der geſchwätzigen Alten verhandelte. Sie hatte große Luſt, ihre Botſchaft in zwei Theile zu ſondern und mich zum folgenden Abend wieder zu beſtellen, um eines doppelten Lohnes gewiß zu ſein, aber es gelang mir durch Schmeichelworte und Verſprechungen ihr Alles zu entlocken was ſie wußte. Ich verabredete mit der Alten einen Plan, worauf ſie nur nach langem Widerſtreben und gegen das Verſprechen einer beträchtlichen Summe, die ich vor Ausführung des Plans bezahlen mußte, einging. Meine ganze Baarſchaft reichte kaum hin, ihr Begehren zu erfüllen, aber welche Opfer bringt man der Liebe nicht! Unſer Plan ging dahin, mich in Weibergewand zu kleiden, wozu die Alte, welche mir an Höhe des Wuchſes faſt gleich kam, das Nöthige herbeiſchaffen mußte. Am folgenden Abend war ſchon Alles hergerichtet, und ſo gelungen war meine Verkleidung, daß ich auf dem Wege zu Haſiſa's Hauſe zwei Mal von verliebten Männern angeſprochen wurde« . . . .

— Aber verrieth Dich Dein Bart nicht? —

»Ich hatte das Geſicht, nach Art der Türkinnen, ſolchergeſtalt verhüllt mit den Tüchern der Schamhaftigkeit, daß nur die Augen zu ſehen waren. Ueber den Tüchern trug ich noch einen Schleier, und den ganzen Körper umſchlang die

weiße Tſchadra, ſo daß ich bei Alt und Jung durch meinen Anzug als ein Muſter ſtrenger Sitte und jungfräulicher Verſchämtheit erſcheinen mußte. Auf dieſe Weiſe konnte ich allabendlich mit Hafiſa verkehren, ohne den geringſten Verdacht rege zu machen. Ihre Liebe wuchs mit meinen Beſuchen und meinen Liedern, und wir verlebten ſelige Stunden des Beiſammenſeins, bis zufällig ihre Mutter hinter das Geheimniß kam. Sie hatte mich reden gehört mit Hafiſa, und der Klang meiner Stimme hatte ihren Argwohn erweckt. Dazu fiel ihr meine große Geſtalt auf, und ihre Neugier trieb ſie, unſer Geſpräch zu belauſchen. Die erſchrockene Hafiſa wagte nicht zu leugnen, als ſie von der Mutter zur Rede geſtellt wurde, und nun gab es eine Scene des Jammers, die ich nicht auffriſchen mag in der Erinnerung. Alles wäre verloren geweſen, wenn die Mutterliebe nicht den Sieg davon getragen hätte. Die Thränen der Tochter, die Betheuerungen ihrer heißen Liebe zu mir und endlich meine Gedichte rührten das Herz der Mutter, denn ich hatte in einem Liede geſagt: die Frau welche Hafiſa geboren, müßte ſelbſt eine Peri ſein in Anmuth und Hoheit, und ſie verdiente, daß alle Königinnen der Welt ihre Sklavinnen wären. Der Schoß, dem dieſe Roſe entſproſſen, ſei dem duftigſten Blumenbeete vergleichbar, und ihr Buſen beſtehe aus Zwillingen des Vollmondes. Als die Mutter dieſe Verſe las, verwandelte ſich ihr Haß in Freundſchaft für mich und ſie ſelbſt begünſtigte fortan meine Bewerbung um die Hand ihrer Tochter. Ich mußte einen Vermittler ſuchen, um beim Vater um die Hand Hafiſa's anzuhalten. Der Alte aber hatte ſo wenig Sinn für mich, wie für meine Gedichte, und der Antrag wäre rund abgeſchlagen, hätte die Mutter nicht ihr gewichtiges Wort dazwiſchen geſprochen. Die Heirath würde längſt vollzogen ſein, wenn ich im Stande geweſen wäre, den verlangten Käbin zu erſchwingen und einen befriedigenden Nachweis über meine Vermögensumſtände

zu geben. Dazu kommt nun der unglückliche Vorfall mit der ruſſiſchen Schrift. Das Fetwa des Muſti hat dem Vater Veranlaſſung gegeben, ſich beim Muſchtahid und bei den Mullahs näher nach mir zu erkundigen. Du kannſt Dir denken, welche Meinung dieſe Säulen des Glaubens von mir haben! Ihr Urtheil würde günſtiger lauten, wenn ich Gebete ſchriebe wie Mirza-Abul-Kaſſim von Karabagh. Das Uebrige weißt Du.«

So weit Mirza-Schaffy. Kurz darauf mußte ich Tiflis verlaſſen. Doch nahm ich beim Abſchiede die gegründete Hoffnung mit, daß in Folge der Verwendung einflußreicher Freunde, der Weiſe von Gjändſha dem Ziele ſeiner Wünſche näher ſei, als er ſelbſt glaubte.

In Konſtantinopel erhielt ich einen kurzen Brief von ihm, worin er mir anzeigte, daß er nicht am Gymnaſium, ſondern an der Garniſonſchule eine gute Stelle erhalten habe; und aus anderer Quelle erfuhr ich, daß er ſeinen Pflichten mit großer Gewiſſenhaftigkeit obliege.

Bald darauf erhielt ich ein anderes Schreiben, woraus ich erſah, daß Mirza-Schaffy gegründete Hoffnung hatte den Berg der Seligkeit glücklich zu erſteigen, nachdem der Vater Haſiſa's (Friede ſeiner Aſche!) am Gallenfieber geſtorben war. Die Mutter hatte gegen die Verbindung nichts weiter einzuwenden, und ſo lag zwiſchen den Wünſchen der Liebenden und deren Erfüllung nur noch die Kluft der ſchweren Geduldsprobe, welche die übliche Trauerfriſt vorſchrieb. Inzwiſchen gelang es dem Weiſen durch Fleiß und Sparſamkeit ſo viel Geld zu erübrigen als nöthig war, um das übliche Brautgeſchenk zu erſchwingen und die mannigfachen Hochzeitsausgaben zu beſtreiten. Die leidige Trauerfriſt — doppelt traurig für den, der nichts dabei zu betrauern hat als die Trauer ſelbſt — verſtrich, und die Hochzeit wurde mit möglichſtem Pompe begangen.

Da ich vermuthe, daß diejenigen meiner freundlichen

Leſer, welche die Geduld gehabt haben, mir bis hieher mit Aufmerkſamkeit zu folgen, auch neugierig ſein werden, etwas Näheres über den eigentlichen Schluß der Geſchichte, d. h. über die Hochzeit ſelbſt, zu erfahren, ſo gebe ich hier einen kurzen, aber für den Zweck genügenden Auszug der verſchiedenen Mittheilungen, welche mir ſpäter darüber zugingen.

Acht Tage nach Beendigung der Trauerzeit ſchickte Mirza-Schaffy eine alte Verwandte zur Mutter Hafiſa's, um den Tag der Verlobung feſtzuſtellen. Dieſer Tag wird von den Perſern schirîni-churân (das Eſſen der Süßigkeiten) genannt, weil der Bräutigam die zur Verlobungsfeier im Hauſe der Braut verſammelten Eltern und Verwandten beider Theile mit ſüßem Gebäck, Zucker und Eingemachtem bewirthen muß. In Bezug auf die Verlobten iſt dieſer Brauch eine Anſpielung auf die Süßigkeiten, die ihrer im Eheſtande warten. Die Frauen ſitzen von den Männern getrennt durch die in der Mitte des Zimmers kaum einen Fuß über den Teppich ſich erhebende Tiſchplatte, auf welcher die Süßigkeiten ſtehen. Nachdem Frauen und Männer ſo eine Zeitlang mit untergeſchlagenen Beinen geſeſſen, mit einer Miene als ob die Einen von dem Daſein der Andern nichts bemerkten, begrüßen ſie ſich gegenſeitig und erfreuen ſich dann gemeinſchaftlich der muſikaliſchen Genüſſe, welche den Tag beſchließen. Die bei ſolchen Gelegenheiten gebräuchlichen Inſtrumente ſind: die Saß, die Tſchengjir, Handpauke und Trommel, durch deren Zuſammenwirken ein (für Europäer) wahrhaft herz- und ohrzerreißendes Getöſe erzeugt wird, während die Perſer und Tataren ſich nichts Ergötzlicheres denken können als ein ſolches Konzert. Und ſo groß iſt die Macht der erſten Eindrücke und Gewöhnungen über die Geſchmacksrichtung der Menſchen, daß junge Aſiaten, welche früh ihrer Heimat entfremdet und in Petersburg erzogen und geſchult wurden, bei ihrer gelegentlichen Rückkehr in die Heimat doch das Trommeln und Pauken-

ſchlagen der aſiatiſchen Spielleute weit lieber hören und höher ſtellen, als alle muſikaliſchen Genüſſe, welche die Petersburger Konzerte ihnen boten . . . .

Am Tage nach der Verlobung verſammeln ſich die Frauen im Hauſe des Bräutigams, um die Geſchenke für die Braut abzuholen, welche mindeſtens in einem goldenen Ringe, Stoffen zu einem möglichſt koſtbaren weiblichen Anzuge nebſt Shawl, Schuhen, Seife, Chenna (zum Färben der Nägel und Fingerſpitzen) und Alkohol (zum Färben der Augenbrauen) beſtehen müſſen. Die Trägerinnen der Geſchenke laſſen es bei dieſer Gelegenheit natürlich auch an einem möglichſt verführeriſchen Aufputz, wobei weiße und rothe Schmincke, Bemalen der Augenbrauen und Fingerſpitzen in erſter Linie ſtehen, nicht fehlen. Eine Verwandte des Bräutigams führt die Braut in die Mitte des Zimmers, bedeckt ſie mit dem Shawle, und ſteckt ihr den Verlobungsring an den Finger. Nun werden in feierlicher Weiſe die üblichen Glückwünſche und Begrüßungen dargebracht, und in denſelben Gefäßen, welche die Geſchenke des Bräutigams für die Braut enthielten, überſendet die Braut am dritten Tage ihre Geſchenke dem Bräutigam. Dieſe beſtehen hauptſächlich in zierlichen Stickereien von ihrer Hand, in Stoffen zu einem Anzuge und allerlei ſonſtigen Toiletten-Gegenſtänden.

Hierauf folgt die Ausrüſtung zur Hochzeit, d. i. die gewöhnlich ziemlich lange dauernde Zeit, in welcher die Verlobten ihre Hochzeitsgewänder anfertigen laſſen; ein höchſt wichtiger Akt, der im Hauſe der Braut zu häufigen und zahlreich beſuchten, rathpflegenden Frauen-Verſammlungen Anlaß giebt. Inzwiſchen läßt der Bräutigam faſt keinen Tag vergehen, ohne ſeiner Braut ein kleines Liebeszeichen zu überſenden, ſei es ein Korb mit feinem Obſt, oder ein kleiner Schmuck, oder ein Blumenſtrauß, oder endlich eine Keule oder ein Rückenſtück von einem recht fetten Hammel, um einen guten Leumund bei der Mutter der Braut zu erhalten.

Obgleich nach Brauch und Sitte des Glaubens und Landes die Verlobten vor der Hochzeit einander nicht ſehen ſollen, ſo wird es doch von den jungen Leuten nicht ſo genau damit genommen, und während der oben erwähnten Zeit ſuchen und finden ſie oft Gelegenheit zu einem heimlichen Stelldichein, da im Morgenlande die Anziehungskraft zwiſchen den Geſchlechtern wo möglich noch größer iſt als im Abendlande, wie es denn auch ein alter Weiſer des Morgenlandes war, der die kühne Behauptung wagte, daß, wenn auf der ganzen Erde nur zwei Menſchen lebten, ein Mann und eine Frau, die beiden in kurzer Zeit zuſammentreffen würden, ob ſie auch getrennt wären durch Länder und Meere . . . .

Iſt endlich der Tag der Hochzeit feſtgeſetzt (wobei von den alten Rechtgläubigen ein Sterndeuter zu Rathe gezogen wird), ſo ſorgt der Bräutigam für eine ausreichende Bewirthung der Hochzeitsgäſte im Hauſe der Braut, wo — ſoweit der beſchränkte Raum dies zuläßt — Jeder das Recht hat ſich als Gaſt zu melden.

Bei dem Hochzeitsvertrage ſelbſt ſind nur die geladenen Verwandten und Bekannten zugegen. Es iſt dies ein förmlicher rechtsgültiger Vertrag, worin eine Summe oder Werthangabe feſtgeſetzt wird, welche der Mann verpflichtet iſt ſeiner Frau auszuzahlen für den Fall, daß er ſich ohne ihr Verſchulden von ihr ſcheiden laſſen ſollte.

Die Braut wird dreimal gefragt, ob ſie wirklich Diejenige ſei, wofür der Bräutigam ſie halte, und ob ſie mit den Beſtimmungen des Ehevertrags einverſtanden ſei? Nach der dritten Frage giebt ſie ihre Antwort, welche dem Mullah mitgetheilt wird, der ſein Beglaubigungsſiegel auf das Papier drückt, wonach ſich die Verſammlung zerſtreut.

Damit iſt die formelle Vermählung, die Civilehe vollzogen. In vielen Familien läßt man nun den Mullah noch einige Stellen aus dem Koran abſingen, um die Feierlichkeit

der Scene zu erhöhen, und im Innern des Landes kommen, je nach dem altherkömmlichen Brauche, noch eine Menge anderer Ceremonien vor.

Nach dem Schluſſe des Ehevertrages (Kabâle) wird die Braut von den weiblichen Gäſten in's Bad und von dort in das Haus irgend einer Verwandten geführt. Am eigentlichen Vermählungstage holt man die Harrende in möglichſt pomphaftem Aufzuge, unter Lärm und Muſik ab, und führt ſie in ihre künftige Wohnung, wo ihr Herr und Gatte, nachdem er ſich im Bade geſalbt und geſchmückt, in jeder Hand eine Kerze tragend, ſie feierlich empfängt und in das Schlafgemach führt. Hier werden die Kerzen in zwei mit Reis gefüllte Schalen geſteckt; der Gatte nimmt ſeiner Neuvermählten das Obergewand ab, umhüllt ſich ſelbſt damit, holt eine Schale mit friſchem Waſſer, wäſcht ihr die Füße und beſprenkelt darauf mit dem Waſſer alle vier Ecken des geheiligten Gemachs. Dann wird gebetet; ein paar Frauen fügen die Hände der Neuvermählten zuſammen, worauf man, ſich zurückziehend, ſie dem Schutze Allah's und des Propheten anempfiehlt und ſie ſo, bei verriegelter Thüre, ihrem Schickſale überläßt....

# Neunundzwanzigstes Kapitel.

## Die Frauen im Orient.

„Wie iſt aber das Schickſal einer Frau im Morgenlande?“ höre ich manche meiner freundlichen Leſerinnen fragen, und ich will verſuchen die Frage, ſo gut ich es vermag, zu beantworten. Das Schickſal Hafiſa's kann uns — als ein ſelten glücklicher Ausnahmsfall — dabei allerdings ſo wenig zum Maßſtabe dienen, wie das Loos der wenigen bevorzugten Frauen, welche in ihren Männern Alles finden was ihr Herz begehrt, und deren Wünſche nach Vergnügen und Zerſtreuungen nicht über die enggezogenen Schranken des Hauſes hinausreichen.

Der Regel nach iſt die Stellung der Frau zum Manne im Orient nicht viel beſſer als die Stellung einer Sklavin zu ihrem Herrn. Der Mann kauft ſie um einen beſtimmten Preis ihren Eltern ab, und kann ſich um einen beſtimmten Preis ihrer zu jeder Zeit wieder entledigen, ohne daß ſie auch nur das Recht hätte ihre Kinder mitzunehmen.

Geſellſchaftliche Vergnügungen in unſerem Sinne des Worts kennt man im Orient nicht. Theater, Opern, Konzerte, öffentliche Spaziergänge, Bälle, Abendunterhaltungen, Vergnügungsreiſen und dergleichen Zerſtreuungen und Annehmlichkeiten ſind den Frauen hier etwas ebenſo Unbekanntes, wie eine anmuthige und gemüthliche Häuslichkeit. Der einzige Ort

ihrer geſelligen Zuſammenkunft iſt das Bad. Hier bringen ſie denn auch den größten Theil ihres Tages zu, und hier ſucht es Jede der Andern in Zungenbeweglichkeit, Putz und Flitterſtaat zuvorzuthun, da ihnen ſonſt, außer dem Harem, keine Gelegenheit geboten wird, ihre Reize und Schmuckſachen zu entfalten und ihrer Zunge den Zügel ſchießen zu laſſen. Da liegen ſie, halb enthüllt auf weichen Teppichen ausgeſtreckt, Stunden lang aus kleinen Schälchen ſchwarzen Kaffee ſchlürfend und ihren Tſchibuq oder Kalljan dazu rauchend. Die Koſtbarkeit dieſes Tſchibuqs, ſo wie die Pracht ihrer Gewänder und ſonſtigen Zierrathe, und endlich die Zahl ihrer Sklavinnen bilden den Maßſtab, wonach ſie ihre Stellung untereinander bemeſſen, ſich gegenſeitig anziehen und abſtoßen, befreunden und befeinden, loben und ſchmähen, bewundern und beneiden. Dieſes bezieht ſich natürlich nur auf ſolche Frauen, deren Männer in einer gewiſſen Wohlhabenheit leben. Von den ganz armen Frauen, welche weder Sklavinnen noch Dienerinnen halten können und alle Hausarbeit ſelbſt thun müſſen, läßt ſich im Vergleich mit den armen Frauen bei uns zu Lande, außer den durch das Klima bedingten Verſchiedenheiten, nichts ſonderlich Abweichendes melden. Das Loos der Armuth ſieht ſich überall ſo ziemlich gleich. —

Werfen wir, um die Stellung einer in günſtigern Verhältniſſen lebenden Frau im Morgenlande richtig aufzufaſſen, einen Blick auf die Knospe aus welcher die Blume ſich entfaltet.

Die Kindheit der Mädchen iſt hier eine ſehr kurze; mit dem zwölften Jahre wird die Jungfrau ſchon mannbar und muß nun ihr Geſicht verhüllen vor den Augen der Menſchen. Wo iſt aber ein hübſches Geſicht, welches ſich nicht gern ſehen ließe? Der Wunſch zu gefallen iſt zu natürlich und menſchlich, um ganz unterdrückt werden zu können, und wo ihm keine unnatürlichen Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, da ſorgt die Natur insgemein ſelbſt dafür, daß er nicht ausarte in

Gefallſucht. Solche unnatürlichen Hinderniſſe treten aber den Mädchen im Orient auf jedem Schritt entgegen, und zwingen ſie, heimlich und durch Liſt zu erreichen, was ihnen öffentlich durch Brauch und Sitte der Heimat verſagt wird.

So kann die wahre Tugend des Weibes hier nicht gedeihen, und das, was dafür gehalten wird, widerſtrebt der menſchlichen Natur zu ſehr, um von ihr aus freien Stücken als Tugend anerkannt und geübt zu werden; daß verbotene Frucht aber am meiſten lockt, iſt eine Erfahrung ſo alt wie die Welt. Deshalb reicht auch in der That die weibliche Tugend im Orient nicht über den Haremskerker hinaus und die Leidenſchaft der Frauen kennt hier keine andere Grenzen als die, welche ihr gewaltſam geſteckt werden.

Das junge Mädchen wächſt im Vaterhauſe auf, wie eine Blume im Treibhauſe, und verläßt, wenn ſie heirathet, den einen Kerker nur, um ihn mit einem andern zu vertauſchen. Sie hat leſen, ſchreiben, ſingen und allerlei weibliche Arbeitskünſte gelernt, aber ohne ſich das Leben dadurch wirklich verſchönern zu können, denn je mehr ihr Verſtand und ihre Einbildungskraft geweckt werden, deſto lebendiger wird ſie ſich ihrer erniedrigenden und hülfloſen Lage bewußt. Das Leſen des Korans kann ihr keinen Troſt bieten, da die Verheißungen des Propheten von ewigen Strafen und Belohnungen ſich nur auf die Männer beziehen; und an den Dichterwerken ihres Landes kann ſie ſich wohl berauſchen, aber nicht laben, da das in dieſen Werken geſchilderte Glück in zu grellem Widerſpruche mit den gegebenen Verhältniſſen ſteht, denn der Grundzug der perſiſchen Lyrik iſt durchgehends ein geiſtvolles Beſpötteln und Bekämpfen des Beſtehenden, und eben deshalb ſprudeln dieſe Liederquellen ſo übermüthig, friſch und lebendig, weil ſie von ihrer Höhe herab die ſtarren Satzungen des Glaubens und der Sitte keck überſpringen, durchbrechen und mit dem Schaum ihres Witzes beſpritzen. Ein Liebesglück wie es Haſis

predigt, kann heutzutage nur eine Geliebte des Mirza-Schaffy finden, und ſolche Geiſter ſind im Morgenlande ſelten.

Es gehört hier zu den Ausnahmsfällen, daß ein Mädchen einem Manne die Hand reicht, den ſie wirklich liebt. In der Regel entſcheiden die Eltern über das Schickſal ihrer Tochter, und ſehen bei der Wahl des Eidams weniger auf vortreffliche Eigenſchaften des Körpers, Geiſtes und Herzens, als auf eine einflußreiche Stellung, Rang und Vermögen. Nun denke man ſich ein friſches, blühendes Mädchen von zwölf bis funfzehn Jahren verheirathet mit einem ſechzig- oder ſiebzigjährigen Manne, den ſie nie geſehen und von dem ſie höchſtens weiß, daß er vielleicht ſchon ein paar Dutzend eben ſo blühende und junge Mädchen vor ihr ſeinen Lüſten geopfert. Unter den Augen dieſes Mannes eingekerkert und bewacht wie eine Verbrecherin, muß ſie ſich in ihrem einförmigen Haremsleben noch glücklich preiſen, wenn ſie ſeine einzige Frau iſt und nicht ein halb Dutzend zänkiſcher, neidiſcher und verbitterter Nebenbuhlerinnen über ſich hat, die nach dem Rechte der Anciennetät, das auch in dem Harem gilt, ihr das Leben um ſo ſchwerer machen, je wohlgefälliger der Herr und Gebieter auf ſie blickt.

Nimmt man einen ſolchen Fall, der zu den gewöhnlichen gehört, und erwägt man dabei, daß eine junge Haremsſchöne bei ihrem ſüdlichen Feuer vielleicht in einem Monat mehr von der Leidenſchaft geplagt wird als eine ehrbare Nordländerin während ihres ganzen Lebens, ſo wird man es begreiflich finden, daß die Hareme des Morgenlandes wahre Spinngewebe von Intriguen, Ränken und Unſittlichkeiten ſind. Denn weil hier die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes auf nichts weniger hinausläuft als den Geiſt zu bilden und das Herz zu veredeln, und weil die Mädchen von Jugend auf nur wüſte und verwildernde Beiſpiele ſehen, ſo gewöhnen ſie ſich ſchon früh daran, alles Lebensglück nur in einem rohen Sinnentaumel, oder in

gleißenden Aeußerlichkeiten zu ſuchen. Es gehört in der That eine grundedle, harmoniſch angelegte, wunderbar begabte Natur dazu, unter ſolchen Verhältniſſen und Einflüſſen die ächte Weiblichkeit zu wahren und gleichſam inſtinktartig das Rechte zu finden. Und wenn ſie das Rechte gefunden, ſo müßte ſie auch den Rechten finden, um es wahren zu können, ein Fall, der, wo nicht unmöglich, doch äußerſt ſelten iſt. Ich wiederhole es: der Regel nach iſt die Stellung der Frauen im Orient (nach germaniſchen Begriffen von Frauenwürde) eine unfreie und unſittliche; und weil bei der Vielweiberei ein veredelnder Einfluß auf die Kinder nicht gedacht werden kann, ſo ſind die Hareme als die Quellen aller Uebel zu betrachten, welche die muhammedaniſchen Völker ſeit Jahrhunderten heimſuchen und ſie ihrem ſichern Untergange entgegenführen. Ausnahmen davon bilden die lebensfriſchen Stämme des Kaukaſus, die eigentlich nur dem Namen nach Muhammedaner ſind und mit der Vielweiberei ſo wenig zu thun haben wie mit anderen Auswüchſen entarteter Leidenſchaft, welchen in Perſien und der Türkei jährlich viele tauſende von Menſchen zum Opfer fallen . . . .

Daß es trotz der ſklaviſchen Stellung der Frauen im Orient, wie ich ſolche oben in nackter Wahrheit zu ſchildern verſucht habe, doch häufig einer ſchönen oder klugen Frau gelingt, einen dummen oder verliebten Mann vollſtändig zu beherrſchen, iſt eben ſo leicht erklärlich wie die Thatſache, daß die meiſten Frauen das Entwürdigende ihrer Stellung gar nicht fühlen, und daß Diejenigen, welche Gelegenheit gehabt haben europäiſches Leben kennen zu lernen, mit einer wahren Verachtung und tugendhaften Entrüſtung auf ihre europäiſchen Schweſtern herabſehen, die unverhüllten Geſichtes über die Straßen wandeln und auch mit andern Männern als ihren Ehegatten ſprechen und verkehren.

In heimlicher Sicherheit mit einem Manne zu ver-

kehren der ihr gefiele und ihm Alles zu gewähren was ihm gefiele, würde das Gewiſſen einer Perſerin oder Türkin ſchwerlich beunruhigen; aber auf offener Straße mit einem vielleicht ganz ungefährlichen Manne über ganz gleichgültige Dinge zu ſprechen: welch ein Greuel! — So richtet ſich Urtheil, Anſtands- und Schicklichkeitsgefühl immer genau nach den Einflüſſen und Gewöhnungen unſerer heimiſchen Umgebung. Um ſich davon zu überzeugen, braucht man freilich weder nach Perſien noch nach der Türkei zu reiſen, wo ſich die Begriffe wenigſtens an althergebrachte, unveränderliche Formen knüpfen, während bei uns die tyranniſche Mode alljährlich neue Formen und neue Begriffsverkehrtheiten erzeugt, ſo daß die oft gehörten Ausdrücke: »Man thut das nicht; man trägt das nicht; das paßt ſich nicht!« nichts Anderes bedeuten als: »Ich und meine Frau Nachbarin von Krähwinkel thun das nicht, tragen das nicht und halten das nicht für paſſend, ſeit wir das letzte Mode-Journal geſehen haben.« —

Wie ſich die meiſten Verkehrtheiten auf einen urſprünglich ganz vernünftigen Gedanken zurückführen laſſen, ſo läßt ſich auch Manches zu Gunſten des morgenländiſchen Brauches ſagen, welcher will, daß die Frauen ſich nur für ihren Mann ſchmücken und nur vor ihm ihr Geſicht enthüllen, während es ihre Aufgabe ſein ſoll, außer dem Hauſe nur verhüllt und in möglichſt unanſehnlicher Tracht zu erſcheinen. Bei uns findet bekanntlich das umgekehrte Verhältniß ſtatt: die Frauen verwenden zu Hauſe geringe Sorgfalt auf ihre Toilette, und putzen ſich nur, wenn ſie Geſellſchaft bei ſich ſehen, oder in Geſellſchaft gehen, alſo mit einem Worte: ſie entfalten ihre Reize und ihren Putz mehr um Anderen als um ihrem eigenen Manne dadurch zu gefallen, und der Mann ſeinerſeits ſieht es mit Stolz und Befriedigung, daß ſeine Frau von andern Männern als eine ſchöne und elegante Erſcheinung bewundert wird. Der Morgenländer dagegen hält es für

recht und ſittlich, ſtreng darüber zu wachen, daß die Reize ſeiner Frau keine ſündigen Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, und darum muß ſeine Frau beim Ausgehen ihre zierlichen Füßchen in möglichſt großen Stiefeln und ihren feinen Wuchs in möglichſt weiten Gewändern verbergen, während ſie vom Geſichte nichts ſehen laſſen darf als was ſie ſelbſt zum Sehen braucht: die Augen. Zu Hauſe aber muß ſie ſo feine und elegante Pantoffeln tragen, wie man dergleichen bei uns nur als Seltenheiten ſieht, und muß überhaupt ihren Körper mit einer Sorgfalt baden, ſalben, pflegen und bekleiden, wie etwas Aehnliches bei uns ebenfalls nicht zu der Regel gehört.

Das Sittliche und Gute was dieſem Brauche zu Grunde liegt, wird aber wieder aufgehoben durch den Mißbrauch der Vielweiberei, der, wie man es nicht genug wiederholen kann, die Quelle alles Uebels iſt, weil er kein rechtes Familienleben aufkommen läßt und dadurch dem Staate ſeine beſte und dauerndſte Grundlage nimmt.

Freilich läßt der tatariſche Luſtſpieldichter Mirza-Feth-Ali-Achundow in Tiflis einen ſeiner Helden ſagen: die Vielweiberei, wie ſie bei ihnen herrſche, ſei nicht ſchlimmer als die Vielmännerei bei den Franzoſen: »Die Vielweiberei bedeutet, daß ein Mann an einer Frau nicht genug hat, und die Vielmännerei bedeutet, daß eine Frau ſich nicht mit einem Manne begnügt. Die erſtere Sitte herrſcht bei uns, und die letztere herrſcht in Paris . . . .«

Daß etwas Wahres darin liegt, läßt ſich (auch über die Grenzen von Paris hinaus) nicht läugnen, nur muß hinzugefügt werden, daß die »Vielmännerei« bei uns unter allen Umſtänden als etwas Unerlaubtes, Ungeſetzliches und Strafwürdiges betrachtet wird, während die »Vielweiberei« im Morgenlande durch Religion, Brauch und Sitte geheiligt erſcheint und deshalb um ſo verderblicher in ihren Folgen wirkt, weil kein Geſetz ihr abſchreckend und ſtrafend entgegentreten kann.

Auch liegt es wahrlich nicht an den Frauen des Orients, daß ſie die »Vielmännerei« nicht mehr treiben als ſie thun. Anlage und Luſt dazu ſind gewiß in hohem Grade bei ihnen vorhanden, und nichts fehlt als die — Gelegenheit! Wo dieſe ſich darbietet, wird ſie ſchwerlich unbenutzt gelaſſen. Auch laſſen die Frauen kein Mittel unverſucht, um die Schwierigkeiten zu beſeitigen, welche ihrem Verkehr mit Männern im Wege ſtehen, trotz aller Gefahren, welche ihnen dabei drohen. Mit Hülfe der Blumenſprache, vermittelnder Derwiſche und beſtechlicher Dienſtboten wird manche geheime Verbindung angeknüpft und manche verbotene Liebesblume auf den Beeten des Harems gezogen.

Wie dem immer ſein möge: die Lebensfreuden ſind den Frauen des Morgenlandes karg zugemeſſen. Gewöhnlich iſt die Zeit ihrer Blüthe ſchon mit dem dreißigſten Jahre dahin, und an einer Aſiatin, die nicht mehr durch Schönheit reizt, iſt ſonſt wenig Reizendes zu entdecken. Das Geſicht welkt zuſammen, der Charakter verbittert ſich und die Stimme wird ſo widerlich kreiſchend, daß ſie gleichſam allen menſchlichen Ausdruck verliert.

# Dreissigstes Kapitel.

## Tiflis im Winter. Salon- und Volksleben.

Ich habe Euch bis jetzt Tiflis und seine Bewohner immer nur an schönen Frühlingstagen und aus verklärender Ferne gezeigt; — laßt uns nun die Bilder einmal zu einer andern Jahreszeit, und in der Nähe betrachten.

Es ist Winter. Wir haben zur Nacht ein paar Grad Kälte gehabt; dem schon zu dicker Schicht angewachsenen Schnee droht noch anderer zu folgen; der Himmel ist grau umwölkt und benimmt alle Aussicht auf die Gebirge; kaum noch bemerkt man aus der Ferne die hohe Bergveste von Tiflis, die so unheimlich aussieht, als wolle sie mit ihrem Schneemantel alle die blutigen Erinnerungen verhüllen, welche vergangene Jahrhunderte in ihr zurückgelassen. Der Winterschmuck steht ihr schlecht, wie ihrer ganzen Umgebung.

Die Kälte ist hier für einen Nordländer doppelt empfindlich und unangenehm, weil er fast gar keine schützenden Vorkehrungen dagegen findet. Dennoch wünschte ich immer bei der steigenden Wärme des vorrückenden Tages die Kälte des Morgens zurück, denn wenn die Sonne auf ein paar Stunden den Wolkenschleier zerreißt, so wird die ganze Stadt in ein Schmutzmeer verwandelt.

Der Morgens von den Dächern der Häuser heruntergeschaufelte Schnee häuft sich in den engen, krummen Gassen

zu förmlichen Hügeln an, und bildet, durchknetet von Sonnenblicken und Kameeltritten, eine ſo unergründliche Maſſe, daß ein Fußgänger bei jedem Schritte tief einſinkt, und ſelbſt der beſtbeſpannte Wagen Mühe hat durchzukommen.

Aber dies iſt noch die ſchönſte Seite des Winters, die höchſtens ein paar Wochen dauert, während welcher man doch wenigſtens Morgens und Abends ausgehen kann, wenn durch die Kälte der Schmutz eine gewiſſe Feſtigkeit gewinnt.

Die eigentliche Dreck-Saiſon beginnt erſt, wenn die Nachtfröſte und Schneegeſtöber ganz aufgehört haben.

Die Luft iſt warm, wo die Stadt von den ſie umſchließenden Bergen geſchützt wird; aber dort, wo die Berge ſich ſpalten, weht vom Kaukaſus her, in ſelten unterbrochener Furchtbarkeit, ein ſchneidend kalter Wind, der die Hauptſtraße von Tiflis durchheult, und auch auf dem Tauriſchen und Eriwan'ſchen Platze oft das Gehen unmöglich macht.

Durch den geſchmolzenen Schnee und die häufigen Regengüſſe ſind die ungepflaſterten Straßen oft zwei bis drei Fuß tief ſchmutzunterwühlt, und an tieferen Stellen ganz unter Waſſer geſetzt. Während dieſer Zeit — und man kann auf das Jahr immer ein paar Monate rechnen — wird jede Wanderung durch die Stadt zu einem gefährlichen Wageſtück, denn ſelbſt wer ſich eines Pferdes, eines Eſels, oder einer Droſchke als Transportmittel bedient, kommt in Gefahr, ein unfreiwilliges Kothbad zu nehmen.

Daß unter ſolchen Umſtänden an Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung bei der ärmeren Volksklaſſe, woraus doch die große Mehrzahl der Einwohner beſteht, nicht zu denken iſt, bedarf kaum der Erwähnung.

Ueberhaupt kennt man hier, ſelbſt bei den höheren Ständen, mit Ausnahme derjenigen Georgier, welche ſich ſchon ganz den europäiſchen Sitten anbequemt haben, keine Reinlichkeit in unſerm Sinne des Wortes.

Die warmen, von Zeit zu Zeit genommenen Bäder müſſen die ins Einzelne gehende Sauberkeit, wie häufigen Wechſel der Wäſche u. ſ. w. erſetzen.

Ich laſſe es bei dieſen allgemeinen Andeutungen genügen, denn ſo reizend es iſt, eine feine und duftige Frauentoilette bis in ihre Innerlichkeiten zu verfolgen, ſo unerquicklich dürfte es ſein, desgleichen zu thun, wo das Saubere und Feine ſich blos nach Außen kehrt, wie bei der Mehrzahl der georgiſchen und armeniſchen Damen.

Die der Zahl nach ſchwer zu beſtimmende, im Durchſchnitt der verſchiedenen Angaben etwa 35000 Menſchen ſtarke Bevölkerung von Tiflis, beſteht in ihren Hauptelementen aus Georgiern, Armeniern, Ruſſen, Deutſchen und Perſern. In geringerer Anzahl findet man Tataren, Juden, Zigeuner, Kurden, Lesghier, Oſſeten, Mingrelier, Imerier, Gurier, Tuſchen und viele andere Gebirgsvölker vertreten. Einzelne Franzoſen und Schweizer haben ſich am Eriwan'ſchen Platze und in den angrenzenden Straßen als Perückenmacher und Zuckerbäcker für die vornehme Welt niedergelaſſen.

Dieſe vornehme Welt von Tiflis beſteht weſentlich aus den ruſſiſchen Beamten und Offizieren von höherem Range, um welche ſich die reicheren georgiſchen und armeniſchen Fürſtenfamilien, wie die Eriſtaff, Tumanoff, Tſchawtſchewadſé, Karganoff, Andronikoff, Orbélian u. ſ. f., ſo wie die vielen nachgebliebenen Prinzen und Prinzeſſinnen des alten georgiſchen Königshauſes ſchaaren.

(Wundere ſich der ſprachenkundige Leſer nicht über die häufig vorkommende ruſſiſche Endung off bei den georgiſchen und armeniſchen Namen: — die Ruſſen treiben ihr Eroberungsſyſtem gründlich, und unterwerfen ſelbſt die Namen ihrer Vaſallen gewaltſamen Veränderungen. Jene Endſylbe off iſt bei allen armeniſchen und georgiſchen Namen ein rein ruſſiſches Anhängſel, wo es ausgelaſſen iſt, haben ſich die betreffenden

Familien der Russificirung ihres Namens widersetzt. So heißen z. B. einige Mitglieder des alten georgischen Fürstenhauses Orbélian: Orbélianoff. Sogar der Fürstentitel der Herrscher von Mingrelien, Dadian, ist für einen in Rußland lebenden Zweig der Familie in Dadianoff umgewandelt. Dasselbe gilt von einem Zweige der Familie von Rosen: Rosenoff u. s. w.)

Das Leben in den Salons von Tiflis unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von dem Salonleben der größeren Städte Europa's. Nur bei feierlichen Gelegenheiten, an Gratulationstagen, auf großen Bällen im Pallaste des Statthalters u. dergl. entfaltet sich eine Pracht und Mannigfaltigkeit der Kleidung, wie ich selbst in Konstantinopel und Paris nichts Aehnliches gesehen habe.

Zu den großen Bällen im Sardaarpalaste werden gewöhnlich ein paar tausend Personen geladen. Die georgischen Damen erscheinen dabei so reich geschmückt, daß sie buchstäblich ihr ganzes Vermögen in Perlen, Edelsteinen und kostbaren Stoffen zur Schau tragen. — Ja, ich habe Damen gekannt, welche aus der ganzen Nachbarschaft Schmucksachen zusammenborgten, um recht glänzen zu können auf den großen Bällen von Tiflis.

Während die tanzende Welt sich in der Mitte des großen Saales bewegt, sitzen rund umher an den Wänden die stolzen nicht tanzenden asiatischen Gäste, im silbernen Gürtel die blitzenden Dolche, als ob es zum Kampfe ginge.

Hier, neben dem hochgewachsenen Tscherkessenhäuptling, der sich eine Zeitlang den Russen unterworfen, um bei günstiger Gelegenheit wieder loszuschlagen gegen seine Erbfeinde, sitzt, bedeckt mit der schwarzen, phrygischen Mütze, im blauen Talar der persische Muschtahid (Oberpriester), so feierlichen Antlitzes, als ob er die Gläubigen ermahnen wolle zum Gebet.

Jener langgewachsene Mann dort, mit den welken, ge-

bräunten Wangen, und dem ſcharlachrothen Gewande, iſt der Fürſt der Truchmenen, der ſich vor Kurzem ebenfalls mit ſeinem Stamme dem großen Padiſchah der Moskow unterworfen hat, und jetzt geblendet von dem ihn umgebenden Glanze nicht weiß, wohin er ſein ſtaunendes Auge wenden ſoll, inmitten der luftigen, von Juwelen ſchimmernden Peris, die ſo lieblich umherſpringen und die Männer umfaſſen im Tanze, als wäre das ganze Haus ihr Harem und jeder Gaſt ihr Geliebter.

Der breitſchultrige Mann dort, mit den geſchlitzten Augen, dem rothgefärbten Barte, und dem ſilberumbrämten Waffenrocke, iſt ein Tatarenchan aus dem Daghestan. Er hält ſeine, an den Fingerſpitzen mit Chenna blaugefärbte Hand an den langen Kinſhal (Dolch) und denkt: Allah iſt groß, und ſeine Wege ſind wunderbar, daß er meine Schritte geleitet in die Gemächer der Schönheit, wo die Frauen in den Gewändern der Pracht, auf den Füßen des Leichtſinns umherſpringen, vor den Blicken der fremden Männer, ohne Schleier und Scham, als ob ihre eigenen Männer ſie nichts kümmerten!

Jener ſchlanke, junge Mann dort, mit dem ſtolzen Geſichte und den dunklen Augen, der, ſich über die Sitten ſeines Landes hinwegſetzend, mit der jungen Fürſtin Orbélian den anmuthigen Nationaltanz, die Lesghinka, tanzt, iſt Daniel, der Sultan von Jeliſſui.

Die ganze Damenwelt betrachtet ſeine ſchöne Geſtalt, ſeine leichten Bewegungen mit Freude und Wohlgefallen; die gläubigen Moslem aber ſehen zornigen Blickes auf ihn und — dieſer Eine Tanz hat ihm Land und Thron gekoſtet!

Ich hatte verſprochen, ihn in Jeliſſui zu beſuchen, und unterweges erfuhr ich, daß ſein Volk ein furchtbares Blutbad angerichtet, die Ruſſen aus dem Lande gejagt, und daß Sultan Daniel ſeine Zuflucht zu Schamyl genommen habe, deſſen Erſter Naïb er noch jetzt iſt.

In meiner Geſchichte der kaukaſiſchen Kriege und in meinem Epos: »Ada, die Lesghierin« findet der Leſer ausführlichere Notizen über dieſe Vorgänge.

Wir ſteigen jetzt herab aus den prachtvollen Sälen des Sardaarpalaſtes, um zu ſehen, wie ſich das Volk auf der Straße beluſtigt. Denn in Tiflis giebt es keine geſchloſſenen Lokale zur Beluſtigung der arbeitenden Klaſſen.

Nicht einmal Kaffeehäuſer findet man hier, wie in Konſtantinopel und Smyrna.

Die Duchans (Schenken) ſind ganz kleine Winkelkneipen, welche nur von ärmeren Leuten beſucht werden, und gerade Platz genug bieten für den Duchantſchik (Schenkwirth), ſeine Weinkrüge und einige Kunden.

(Weinkrüge ſage ich, weil der Wein in Georgien nicht in Fäſſern, ſondern in Krügen aufbewahrt und in Burduks [Schläuchen], inwendig mit Naphtha beſtrichen, transportirt wird.

Dieſe Krüge ähneln in Geſtalt den etruskiſchen und kommen an Größe unſern Weinfäſſern gleich.

Beſonders in Kacheti, dem eigentlichen Weinlande, findet man ſolche, in die Erde gemauerte Krüge, von ungeheurer Weite und Höhe. Die deutſchen Einwanderer ſind hierin, wie in Allem, dem Brauche der Heimat treu geblieben und bewahren ihren Wein in Fäſſern auf.)

Die eigentlichen Volksvergnügungen ſind: der Dſherrid (das bekannte Scheinturnier), der Fauſtkampf, das Strickſpiel, der Tanz und die Jagd.

Der Dſherrid und der Fauſtkampf, wobei die meiſt breitſchultrigen und hochgewachſenen Georgier eine ſtaunenswerthe Kraft und Gewandtheit des Körpers entwickeln, wurde während meines Aufenthalts in Tiflis von der ruſſiſchen Regierung verboten, angeblich, weil zu häufig Verwundungen dabei vorfielen, in der That aber aus demſelben Grunde, welcher frü-

her bei uns das Turnen zu einem ſtrafbaren Vergnügen machte.

Die beiden erſtgenannten kriegeriſchen Ergötzlichkeiten wurden immer auf freiem Felde, vor den Thoren der Stadt, unter Zudrang der ganzen kampffähigen Männerwelt, mit Einſchluß der Fürſten und Vornehmen des Volkes, abgehalten.

Das Strick- oder Prügelſpiel hingegen iſt ein bloßes Straßenvergnügen der ärmeren Volksklaſſe.

Die Spielenden theilen ſich in Vertheidiger und Angreifende.

Von den Vertheidigern hat Jeder zwiſchen den weit ausgeſtreckten Beinen ein dickes, etwa drei Ellen langes Strick liegen, welches die Andern ihm durch Liſt oder Gewalt zu entreißen ſuchen.

Die über den Stricken Stehenden wiſſen jedoch ihren Schatz ſo hartnäckig und ausdauernd zu vertheidigen, daß die Angreifenden eine Menge Rippenſtöße und Fußtritte davon tragen, ehe ſie, nach langem Ringen, zum Ziele kommen.

Haben ſie ſich jedoch endlich der Stricke bemächtigt, ſo ſteht ihnen das Recht zu, denen, welchen ſie dieſelben entriſſen, den Rücken damit zu gerben, was denn auch auf die unbarmherzigſte Weiſe, obſchon unter lautem Gelächter von beiden Seiten, geſchieht.

Sind alle Stricke geraubt, ſo geht das Spiel von Neuem an, indem die vertheidigende Partei ſich alsdann in die angreifende verwandelt.

Es wird einem Europäer ganz ſeltſam zu Muthe, beim Anſchauen dieſes wilden Gezerrs und Geprügels.

Die Georgier vergeſſen dabei, wie beim Dſherrid und Fauſtkampfe, ganz die ihnen ſcheinbar angeborne Trägheit. Alles iſt Leben und Feuer. Die Füße in den hochhackigen, enganſchließenden Schnabelſtiefeln, drehen und heben ſich mit unnachahmbarer Schnelligkeit; die großen, meiſt dunklen Augen

rollen ſpähend nach allen Seiten hin; der ſchlanke Körper biegt und hebt ſich mit wunderbarer Elaſtizität, und die prügelaustheilenden, unter weitaufgeſchlitzten Aermeln hervorragenden Arme ergehen ſich in den anmuthigſten Bewegungen.

Eine andere Beluſtigung der Georgier beſteht darin, daß ſie ihre ſchwarzen Schafpelzmützen (welche ſich von den perſiſchen nur dadurch unterſcheiden, daß ſie nicht ſo hoch und ſpitz auslaufen) hoch in die Luft werfen und mit den Köpfen, ohne alle Betheiligung der Hände, wiederfangen, und zwar ſo geſchickt, daß nur in äußerſt ſeltenen Fällen eine Mütze vorbei und zur Erde fällt. Kommt ein ſolcher Fall doch einmal vor, ſo hat der Schleuderer und Beſitzer der Mütze eine gute Weile das Spottgelächter der Umſtehenden für ſeine Ungeſchicklichkeit zu ertragen.

Bei abendlichen Spaziergängen auf dem Awlabar, oder nach der, vor der Stadt gelegenen, deutſchen Kolonie Neu-Tiflis, hat man auch häufig Gelegenheit, den ganz dem griechiſchen Choros ähnlichen Lieblingstanz der Georgier zu ſehen.

Eine Anzahl Männer bilden einen großen Kreis; Jeder legt die Hände auf die Schultern ſeiner Nachbaren, und ſo drehen ſie ſich ſingend in der Runde umher, unter lautem, taktmäßigem Händegeklatſch und Zurufen der Umſtehenden.

Die Lieder, welche man bei ſolchen Gelegenheiten hört, ſtammen meiſt aus der alten Zeit und ſind gewöhnlich weit werthvoller, als die Erzeugniſſe der georgiſchen Kunſtpoeſie.

Z. B. der ſchmucke Burſch erzählt ſeinen Freunden, wie er heimkehren wollte Abends vom Trinkgelag, wo ſie geſeſſen und ſich ergötzt haben an Wein und Geſang, neun volle Stunden. Warum tranken ſie ſo lange? Dumme Frage! Sie bezahlten nichts dafür, weil die Frau des Wirths einen Sohn bekommen; und es war große Freude im Hauſe über den Segen, der der Frau widerfahren, denn ſie hatte nur Töchter bis dahin. Und es wurde den Gäſten Wein geſpendet in Fülle; zehn Tunga's[30]) rother Kachetiner!

Und als der ſchmucke Burſch geſchwankt kam vor das Haus der Liebſten, fiel er nieder. Und ſie ſtand auf dem Dache und zürnte und ſchmähete ihn, denn es war Niemand in der Nähe. Und er antwortete:

»Trunken bin ich, Kind! aber trunken von Liebe!«

»Nein, der Wein hat Dich niedergeworfen, Du Trunkenbold!«

»So richte mich wieder auf durch die Liebe! Siehe, es war große Freude im Hauſe des Wirths, weil die Frau einen Sohn bekommen; denn ſie hatte nur Töchter! Und wenn Du zürnſt über ſolchen Segen, ſo wird der Himmel Dir wieder zürnen, und Dir ſolchen Segen verſagen!«

Und ſie lächelte und warf ein Kiſſen vom Dache, und verſchwand. Wozu braucht man ein Kiſſen? Um darauf zu ſchlafen. Wozu warf ſie es herunter? Weil das Kiſſen für ihr Köpfchen zu groß war; es verlangte ihr nach einem andern Kopfe dazu; zwei Köpfe aber auf Einem Kiſſen bedeuten Mann und Frau! —

Es muß hier ergänzend bemerkt werden, daß es bei den Georgiern, wie bei den Armeniern, als böſe Vorbedeutung gilt, wenn das erſte Kind in der Ehe ein Mädchen iſt; ganz unglücklich aber fühlt ſich das Ehepaar, wenn mehrere Mädchen auf einander folgen. Eine Georgierin wagt ſich kaum zu zeigen vor den Menſchen, wenn ſie nur Mutter von Töchtern iſt. Wird aber ein Knabe geboren, ſo iſt der Jubel groß, und Feſtgelage und Schmauſereien werden gegeben zur Ehre des Kindes und der Mutter.

Die Tänze des weiblichen Geſchlechts (d. h. der Mädchen, denn für verheirathete Frauen gilt das Tanzen hier zu Lande als etwas höchſt Unanſtändiges) unterſcheiden ſich weſentlich von denen der Männer.

Entweder tanzt eine junge Georgierin allein auf dem Dache — ihres würfelförmig gebauten Hauſes — zum Klange

des Tamburins, welches ſie geſchickt in die Höhe wirft und wiederfängt, während ſie in den anmuthigen Bewegungen ihres Körpers gleichſam alle Geheimniſſe des Herzens auszudrücken ſucht, — oder es ſtellen ſich zwei junge Mädchen einander gegenüber und tanzen, ebenfalls zum Klange des Tamburins, und von dem Händegeklatſch der umſtehenden Zuſchauerinnen begleitet, die Lesghinka, den Fandango-ähnlichen, ſchon früher beſchriebenen kaukaſiſchen Nationaltanz.

Bei feſtlichen Gelegenheiten bilden ſich, — während die jungen Männer in einiger Entfernung mit entblößten Füßen und abgeworfenen Oberkleidern im Fauſtkampf ringen, oder übereinander wegſpringen, — zwei lange Reihen von Tänzerinnen, aus welchen nacheinander einzeln ein paar junge Mädchen vortreten, die Eine der Andern — das Tamburin in der Hand und mit niedergeſchlagenen Augen — entgegenhüpfend, ſie kreisförmig umſchwebend und ſich in den lieblichſten Fuß- und Armbewegungen ergehend.

Dieſe Tänze der jungen Georgierinnen gehören zu den liebſten Erinnerungsbildern des Reiſenden, dem es vergönnt war, ſie bei feſtlichen Gelegenheiten im Innern des Landes, oder in warmen Mondſcheinnächten auf den Dächern der Häuſer von Tiflis zu ſehen . . . .

Die Vergnügungen der georgiſchen Männer ſind alle mehr oder weniger lärmender Natur, ſei es nun, daß ſie ſich ſingend im Tanze drehen, ſich am Strickſpiel, Mützenwerfen oder Fauſtkampf ergötzen, im kriegeriſchen Reiterſpiel den Dſherrid ſchleudern, oder beim Trinkgelage ſitzen und das ſilberbeſchlagene Büffelhorn im Kreiſe herumgehen laſſen. Das Trinken bildet am Ende doch der Georgier liebſtes und vornehmſtes Vergnügen, und ſicher thun ſie's darin allen Völkern des Erdballs zuvor, obgleich man wiederum in keinem Lande ſo ſelten einen Betrunkenen ſieht wie in Georgien, hauptſächlich wohl, weil der Wein im Lande ſo billig und gut iſt, daß er die Leute vom

Schnapstrinken, der Quelle roher Gemüthserregungen, abhält. Begegnet man einmal Abends einem Betrunkenen in den Straßen von Tiflis, ſo kann man immer Hundert gegen Eins wetten, daß es kein weintrinkender Georgier, ſondern ein ſchnapstrinkender Ruſſe iſt.

Ich habe ſchon früher bemerkt, daß die georgiſchen Trinkgelage gewöhnlich durch Sänger und Saſandare (Spieler der Saß) verherrlicht werden. Dieſe herumziehenden Sänger laſſen ſich auch häufig auf den Straßen, öffentlichen Plätzen, und beſonders auf dem Bazar hören und finden allezeit ein zahlreiches und aufmerkſames Publikum. Die Lieder welche ſie ſingen, ſind meiſtens von ihnen ſelbſt erdacht und ſtehen durchſchnittlich etwa auf einer Stufe mit den auf unſeren Jahrmärkten abgeorgelten Geſängen. Doch findet ſich auch manche poetiſche Perle darunter, welche die Georgier wohl von dem gewöhnlichen Singſang des Tages zu unterſcheiden wiſſen und im Gedächtniſſe bewahren. Da man lyriſche Poeſie nicht wohl beſchreiben, ſondern nur durch Beiſpiele veranſchaulichen kann, ſo laſſe ich hier eines der beſſeren georgiſchen Volkslieder in möglichſt wortgetreuer und ſorgfältiger Ueberſetzung folgen:

### Georgiſches Lied.

Seele, jüngſt im Paradies geboren,
Seele, mir zur Seligkeit erkoren,
Seele, der Unſterblichkeit gegeben:
Glück erwarte ich von Dir und Leben!

Grüner Frühling, friſch und duftig blühend,
Mond, ſo hell am reinen Himmel glühend, —
Engel, zur Erlöſung mir gegeben:
Glück erwarte ich von Euch und Leben!

Maid, wie lieblich biſt Du von Geberden!
Sieh, kein Welterob'rer will ich werden,
Nur zu Dir laß mich den Blick erheben:
Glück erwarte ich von Dir und Leben!

Lieblingskind der Schöpfung! makelloſe,
Wonnevolle friſche Bergesroſe,
Hin zu Dir geht all mein Denken, Streben;
Glück erwarte ich von Dir und Leben!

* * *

Wenn ſolches Lied mit Begleitung des Inſtruments vom Saſandar vorgetragen wird, ſo ſingen alle Umſtehenden den Refrain, wodurch zuweilen ein Lärm entſteht, wie ihn nur aſiatiſche Ohren zu ertragen vermögen. Während meines Aufenthalts in Tiflis ſaß tagtäglich ein alter blinder georgiſcher Saſandar — der, wie die meiſten ſeiner Zunft, zugleich Improviſator war — in einer Ecke des großen armeniſchen Bazars, und ſang dort, bald allein, bald umdrängt von einem Haufen theilnehmender Zuhörer, mit zitternder Stimme ſeine melancholiſchen Lieder. Neben ihm auf der Erde lag ein altes Tuch ausgebreitet, zum Empfange der kleinen Geldgaben, welche mitleidige Seelen ihm ſpendeten, und welche die einzige Quelle ſeines Unterhaltes bildeten.

Ein ergötzlicheres Bild als der Anblick dieſes armen, blinden Greiſes bot, feſſelte mich einſt auf der Rückkehr vom Bazar in meine Wohnung. Auf dem Dache eines kleinen, kaum acht Fuß über die Erde emporſteigenden Hauſes ſtand ein Mann, der, ohne ſich darum zu kümmern, ob ihm Jemand zuhörte, aus Leibeskräften in die Welt hineinſang, mit einer Stimme, die einer beſſeren Schule würdig geweſen wäre als er durchgemacht zu haben ſchien.

Ich war ſchon eine gute Weile ſein ſtaunender Zuhörer geweſen, ohne von ihm bemerkt zu werden, als ſich plötzlich eine andere, nicht minder kräftige Stimme von der Straße her vernehmen ließ. Wenige Schritte vom Hauſe entfernt ſtand ein Mann, der ſcheinbar in drohender Bewegung nach dem Dache hinaufgeſtikulirte und dabei Verſe ſang, deren Inhalt ich leider nicht verſtehen konnte, die aber jedenfalls auf den obenſtehenden Sänger gemünzt waren, da dieſer ſofort eine heftige Entgegnung vom Dache herunterſang. Das ſeltſame Duett wurde immer lebendiger und lauter und lockte nach und nach eine Menge Leute in die ſonſt wenig belebte Gaſſe. Der Muth und die Sicherheit des untenſtehenden Sängers ſchien mit der Zahl ſeiner Zuhörer zu wachſen, denn er improviſirte nun mit einer Geläufigkeit und Ausdauer, die ſeinen Gegner in die größte Aufregung verſetzte und ihn lange gar nicht zu Worte kommen ließ. Halb in Verzweiflung verwandelte der auf dem Dache Stehende ſeinen Geſang in ein förmliches Gebrüll, fing an zu huſten, blieb ſtecken, wurde verlegen, ſchlug ſich vor die Stirn, und ſtand da in höchſt komiſcher Stellung, mit offenem Munde, geſpreizten Beinen und vorgeſtreckten Armen, unfähig weiter zu ſingen, während der untenſtehende Sieger und das Volk ihn durch ein weithinſchallendes, langanhaltendes Gelächter verhöhnten.

* * *

Die heißen Bäder von Tiflis ſpielen zwar im Winter nicht dieſelbe Rolle wie im Sommer, wo ſie, nach dem Grundſatz, daß Hitze durch Hitze vertrieben werden müſſe, als tägliches Abkühlungsmittel gebraucht werden, — aber wenigſtens einmal in der Woche geht auch im Winter jede Georgierin und Armenierin in's Bad und bringt dann ſicher auch die beſten Stunden des Tages darin zu. Natürlich ſind Vor-

rungen getroffen, um den Frauen in den Bädern störende egegnungen mit Männern zu erſparen, und es dürfte wohl ten einem Reiſenden, ſelbſt bei längerem Aufenthalte in flis, vergönnt geweſen ſein eines Anblick zu genießen, wie exander Puſchkin, als er zum Erſtenmal ein georgiſches ad beſuchte. »Am Eingange des Bades — erzählt Puſchkin ſaß der Eigenthümer, ein alter Perſer. Er öffnete mir e Thür; ich trat in ein weites, gewölbtes Gemach, und — lch Schauſpiel bot ſich hier meinen Blicken dar! Mehr 3 funfzig Frauen, junge und alte, halb- und ganz ent- idete, theils an der Wand ſtehend, theils ſitzend, theils auf n Pritſchen liegend, die Eine mit An-, die andere mit ıskleiden beſchäftigt, füllten das Gemach aus. — Kommen ie, kommen Sie! — ſagte der Alte — heute iſt Dienſtag, ute iſt Frauentag. Nun, ein großes Unglück iſt es übrigens cht! — »Durchaus kein Unglück! im Gegentheil!« erwie- rte ich und blieb noch ein Kurzes ſtehen. Unſer Anblick ıien auf die Frauen nicht den geringſten Eindruck zu machen. ie fuhren fort untereinander zu kichern und zu ſprechen, e in dem Augenblick da wir eintraten. Keiner Einzigen l es ein, ſich mit ihrer Tſchadra zu verhüllen; keine einzige ß ſich im Auskleiden ſtören. Es kam mir faſt vor, als ire ich den Frauen unſichtbar geblieben. Viele unter ihnen rren in der That herrlich und bewahrheiteten die Verſe Thomas ıoore's in ſeiner Lalla Rookh:

— a lovely Georgian maid,
With all the bloom, the freshen'd glow
Of her own country maidens' looks,
When warm they rise from Teflis' brooks.

Dagegen habe ich nie etwas Abſchreckenderes geſehen als e alten Georgierinnen: das ſind wahre Hexen.«[31]) — — —

Die warmen Mineralquellen von Tiflis — alt- und weitberühmt durch ihre heilsame Wirksamkeit gegen Rheumatismen, Flechten, Kontrakturen u. s. w. — entspringen am südlichen Ende der Stadt, wo sie am Fuße des Narikalé zwischen den Kalksteinschichten in großer Menge hervorsprudeln und durch messingene Röhren in die steinernen, fast würfelförmig ausgehauenen Bassins der weitausgedehnten, kuppelbedeckten Badehäuser geleitet werden.

Die Temperatur der Bäder ist, in verschiedenen, durch Luftwechsel nur wenig beeinträchtigten Abstufungen von 19 bis zu 37 Grad Réaumür.[22])

Wer die Bäder nur zu seiner Hautreinigung benutzt, hat folgende Operation durchzugehen:

Zuerst muß der Badende in ein Bassin — so heiß er es irgend vertragen kann — hinabsteigen, und so lange darin sitzen bleiben, bis er sich in starker Transpiration befindet. Dann wird er auf ein Brett — eine Art Pritsche — gelegt und von dem Badediener — wozu man in Tiflis gewöhnlich handfeste Tataren nimmt — so kräftig abgerieben, daß dem Zuschauer solcher Operation angst und bange wird, während der Geriebene sich sehr wohl dabei befindet. Hierauf nimmt der Badediener eine aus feiner Leinwand oder Seide gefertigte, mit wohlriechendem Seifenschaum angefüllte Blase und schlägt damit so lange auf den badenden Dulder los, bis dieser ganz mit Seifenschaum bedeckt ist. Nun fängt das Reiben wieder an, welches bald mit bloßer Faust, bald mit einem grobseidenen Fausthandschuh geschieht, und nachdem der Körper so nach allen Richtungen förmlich durchgeknetet ist, wird er mit lauwarmem Wasser übergossen und von dem Schaume befreit. Der Badediener reckt und biegt an allen Gliedern, Knöcheln und Gelenken, daß der Neuling immer in der Furcht schwebt, das Bein, der Arm, oder der Finger, an welchem eben gebogen oder gereckt wird, müsse abbrechen. Der Körper hat

aber durch das Transpiriren, den Seifenſchaum und das Baden eine ſolche Geſchmeidigkeit erlangt, daß die anſcheinend halsbrecheriſche Operation ganz ohne Schmerz und Gefahr vorübergeht. Zur Vollendung ſeines Werkes gleitet der Badediener in geduckter Stellung und mit großer Geſchicklichkeit den Körper des erſt auf dem Bauch und dann auf dem Rücken ausgeſtreckt Liegenden hinab. Dann wird der Badende noch einmal eingeſeift, abgerieben und abgewaſchen, und verläßt nach einigem Ausruhen das Bad ſo leicht und wohlgemuth, als ob ein neuer Geiſt in ihn gefahren wäre.

Es muß zum Schluſſe hier noch bemerkt werden, daß die Operation nicht immer gerade in derſelben Stufenfolge vor ſich geht, wie ich ſie oben beſchrieben habe. Die Einen der Badenden und Bader machen es ſo, und die Andern anders. Ich überließ mich beim Eintritte in's Bad immer ganz meinem Schickſale und den ſtarken Armen der Badediener. Und ſo kam es bei dem Einen vor, daß der Anfang mit dem Einſteigen in das Baſſin gemacht wurde, während es bei dem Andern geſchah, daß man mich erſt einſeifte, rieb und knetete, bevor man mich in das heiße Waſſer hinabſteigen ließ.

Die beiden Hauptpunkte des orientaliſchen Badens aber: das Reiben und Gliederrenken, bleiben immer dieſelben. Das längere oder kürzere Sitzen in den Baſſins, und die höhere oder geringere Temperatur des Waſſers iſt natürlich auch keinen feſten Regeln unterworfen, ſondern richtet ſich ganz danach, wieviel der Badende vertragen kann.

So fühlt ſich zum Beiſpiel ein Georgier ſehr behaglich bei einer Waſſertemperatur, die einem an ſolche Badegenüſſe nicht gewöhnten Europäer die Haut verbrenen würde. Wie in allen Dingen, thut auch hier die Gewohnheit viel; nur an das ſtundenlange Verweilen in den heißen Bädern, nach Art der Landeseingebornen, gewöhnt ſich der Europäer nicht ſo leicht.

# Einunddreissigstes Kapitel.

## Abel-Chan, der letzte Utzmëy von Kaitach.

Es war auf einem der früher beschriebenen, glanzvollen Bälle im Sardaarpallaste zu Tiflis, wo Oberst B... ein äußerst eleganter und feingebildeter Offizier, mich veranlaßte die Bekanntschaft eines Militairs zu machen, dessen dunkles, scharf ausgeprägtes asiatisches Gesicht auffallend mit der enganliegenden, russischen Uniform die er trug, kontrastirte. Die Uniform stand dem stattlichen Manne schlecht; er bewegte sich unbeholfen darin, mit einer gewissen Beklommenheit und Aengstlichkeit, die nicht zu dem männlichen Ausdrucke seines Gesichtes paßte; man sah es ihm an, daß er gewohnt war andere Gewande zu tragen. Der neben ihm stehende Oberst dagegen erschien wie geboren mit seiner Uniform, oder wie hineingewachsen, so war Alles aus Einem Gusse, Mann und Kleid. Um so mehr sprang das Unzusammengehörige zwischen Physiognomie und Kleidung des Andern in die Augen. Ich machte dem Obersten, als wir den uniformirten Asiaten aus dem Gesicht verloren, meine Glossen darüber und schloß mit der Bemerkung: wie es bei naturwüchsigen Menschen, und seien sie noch so schön und elastisch von Körper, doch einen eigenen Schliff und eine lange Gewohnheit erfordere, in unserer steifen Uniform, oder auch in unserm Frackanzuge sich ungezwungen zu bewegen, und wie gerade die ausdrucksvollsten Gesichter am wenigsten zu den Zwangsjacken der Mode paßten.

Der Oberſt ſchien mich nicht recht zu verſtehen, obgleich ich ihm meine Worte an einer Menge lebendiger Beiſpiele klar zu machen ſuchte. Da waren georgiſche und armeniſche Fürſten, die ſich in ihrer kleidſamen Nationaltracht gar ſtattlich ausnahmen, während andere, die ihnen in Schönheit der Geſtalt nicht nachſtanden, doch wie Karrikaturen daneben erſchienen, blos weil ſie europäiſche Kleidung trugen.

Mein militairiſcher Freund hatte keinen Sinn für maleriſche Gewandung. Seine Schönheitsbegriffe gingen nicht hinaus über die gewöhnlichen Anſprüche der Eleganz, und das, was man im Salonskauderwelſch »comme il faut« nennt. Von dieſem Standpunkte aus erſchien ihm ein modiſch zugeſtutzter Frack und eine gutſitzende Uniform ſchöner als alles Uebrige, und was in dieſe Bildungshülle nicht recht paßte, war ihm eben nicht »comme il faut«. Es liege aber — meinte er ganz richtig — im Intereſſe der ruſſiſchen Regierung, die Fürſten und Vornehmen der unterworfenen Völkerſchaften an das Tragen des Fracks und der Uniform zu gewöhnen, da ihr Beiſpiel mächtig auf die unteren Klaſſen zurückwirke und ein Volk mit ſeiner Nationaltracht auch mehr oder minder ſeinen nationalen Sinn abſtreife. »Doch — fügte er hinzu — wir ſind über Ihre Bemerkungen ganz von dem abgekommen, was ich eigentlich beabſichtigte, als ich Sie mit jenem Aſiaten in ruſſiſcher Uniform bekannt machte. Es iſt dies ein, ſeiner wunderſamen Schickſale wegen merkwürdiger Mann, der letzte Sprößling einer alten Fürſtenfamilie aus dem Daghеſtan, deren tragiſche Geſchichte tiefere Blicke in die Innerlichkeit des Lebens und der Zuſtände dieſer Bergvölker thun läßt, als die längſten Reiſebeſchreibungen. Ich wollte Sie erſt mit Dſhamow-Beg (dies iſt der Name des Fürſten) perſönlich bekannt machen, und Ihnen dann die Geſchichte ſeiner Familie erzählen, um Ihre Bewunderung für die Heldenvölker des Kaukaſus in etwas auf das rechte Maß zurückzuführen.«

Die Worte des Oberſten verfehlten nicht, meine Neugier rege zu machen, die durch ſeine Erzählung, welche Dſhamow-Beg ſelbſt theilweiſe ergänzte, vollſtändig befriedigt wurde.

Indeß, ſchon am folgenden Tage, als ich das Gehörte meinem Tagebuche zu dauerndem Gedächtniſſe anvertrauen wollte, hatte ich viele Einzelheiten und Namen wieder vergeſſen. Der Oberſt war nun ſo freundlich mir eine Abſchrift aller darauf bezüglichen Berichte und Dokumente zu verſchaffen, welche das Material zu nachſtehender Geſchichte lieferten, bei deren Erzählung ich mich alles poetiſchen Schmucks in Bild und Wort enthalten werde, um die Wahrheit in keiner Weiſe zu beeinträchtigen. Was ich biete, ſoll nichts ſein, als ein klarer, zuſammenhängender Bericht erwieſener Thatſachen.

* * *

Im Daghestan, dem heutigen Schauplatze des ruſſiſch-kaukaſiſchen Krieges, liegt — nordweſtlich von Derbent und nördlich von Tabaſſaran — ein blühendes, fruchtbares Ländchen, reich an Holz, Obſt und Getreide, und wegen ſeines fetten, ſchwarzen Bodens und ſeiner dunklen Waldungen Kara-Kaitach (d. i. das ſchwarze Kaitach) genannt.

Bis zum Jahre 1820 bildete Kara-Kaitach, das zu wiederholten Malen ſelbſt dem Andrange des gefürchteten Jermoloff widerſtanden, eine für ſich beſtehende, vollſtändig unabhängige Herrſchaft unter dem Namen Utzmélik, welche Benennung von dem Worte Utzméy, dem Titel der regierenden Fürſten des Landes, abgeleitet wird.

Zu Anfange des Jahres 1820 wurde ruſſiſcherſeits durch den damals in Derbent ſtehenden General Madatoff die erſte Verbindung mit dem derzeit regierenden Herrſcher von Kaitach, Abel-Chan, angeknüpft. Dieſer Fürſt hatte drei Söhne: Mohammed-Chan, Dſhamow-Beg und Uß-mar-Chan.

Murtoſali, ein Vetter von Adel-Chan, und zugleich deſſen Schwager, da er mit einer Schweſter des letzgenannten Fürſten verheirathet war, hatte vier Söhne: Bala-Chan, Emir-Hamſa, Bey-Bala und Elder-Beg.

General Madatoff hatte den Auftrag erhalten, den Utzméy von Kaitach zu bewegen, ſich und ſein Volk dem ruſſiſchen Scepter zu unterwerfen. Trotz der großen und mannichfaltigen Schwierigkeiten, welche ſich der Ausführung dieſes Unternehmens entgegenſtellten, wußte ſich Madatoff durch Drohungen, Verſprechungen und Beſtechungen ſeines Auftrags ſo geſchickt zu entledigen, daß er nicht allein Adel-Chan zur Anerkennung der ruſſiſchen Oberherrſchaft überredete, ſondern den Fürſten noch bewog, ſeinen erſtgebornen Sohn Mohammed-Chan als Unterpfand ſeiner Treue den Ruſſen auszuliefern.

Der junge Prinz, welcher mit einer Tochter des als General-Lieutenant in ruſſiſchen Dienſten ſtehenden Schamchal-Mechti verheirathet war, erhielt die Weiſung, in Derbent im Hauſe und unter der Aufſicht des Generals zu bleiben.

Aus der Befreundung des Utzméy von Kaitach mit Rußland entſprang eine Quelle des Unglücks für Bala-Chan, da Adel-Chan ſchon ſeit lange ein Todfeind ſeines Neffen war und mit Eifer eine Gelegenheit ſuchte, ihn zu verderben. Er klagte insgeheim Bala-Chan als einen Verräther an, und gebrauchte alle Mittel des Trugs und der Verläumdung, ihn bei der ruſſiſchen Regierung in ein ſchlechtes Licht zu ſetzen; er bezeichnete ihn als einen Aufwiegler des Volks, der all' ſeinen Einfluß anwende, die Befeſtigung und Ausdehnung der ruſſiſchen Macht im Daghеſtan zu vereiteln; er wußte es durch ſolche und ähnliche Beſchuldigungen endlich dahin zu bringen, daß Bala-Chan vor Gericht gezogen und wie ein gemeiner Verbrecher nach Sibirien verbannt wurde.

Ob dieſe Beſchuldigungen gerecht oder grundlos waren, konnte damals nicht ermittelt werden; genug, die ruſſiſche

Behörde hatte dem verſchmitzten Aſiaten ihr Zutrauen geſchenkt, und Bala-Chan wurde geſtürzt. Zu ſpät ſahen die Ruſſen ein, daß dieſes unglücklichen Prinzen mehrfach bewieſene Treue und Anhänglichkeit zu ihnen eben die Urſache von des Utzméy unauslöſchlichem Haſſe war, und daß alle Beſchuldigungen, mit welchen Adel-Chan ſeinen Neffen überſchüttet hatte, als eine treue Schilderung ſeiner eigenen Geſinnungen angeſehen werden konnten.

Kurze Zeit, nachdem Adel-Chan ſich den Ruſſen unterworfen hatte, ſuchte er alle Verbindungen mit ihnen wieder aufzulöſen; er zeigte ſich niemals in Derbent, und wenn ſeine Gegenwart dort erfordert wurde, ſo ſchlug er ſein Lager vor den Thoren der Stadt auf, wo er der ſich zu ihm verfügenden Behörde Rechenſchaft über ſeine Verwaltung ablegte und neue Befehle entgegen nahm. Bald auch Reue darüber empfindend, daß er ſich hatte überreden laſſen, ſeinen Sohn Mohammed-Chan als Geißel in die Hände der Ruſſen zu liefern, befiehlt er dem jungen Prinzen, ſich heimlich durch die Flucht wieder zu befreien. Dieſer, dem Willen ſeines Vaters Folge leiſtend, ſinnt alſobald auf Mittel zur Flucht. Er faßt den Entſchluß, eine Mauer des Hauſes zu durchbrechen, zieht zu dem Ende einen treuen Diener in ſein Geheimniß, welcher die nöthigen Inſtrumente herbeiſchafft und ſeinem Herrn bei der Arbeit treulich zur Hand geht. Schon iſt das Werk ſeinem Ende nahe, und alle Vorbereitungen zur Flucht ſind getroffen, als ein Zufall die Sache verräth, in dem Augenblick, wo die Gefangenen zur Nachtzeit ihre Entweichung bewerkſtelligen wollen. Der Kommandant, welcher durch ſeine Spione von dem Vorhaben des jungen Prinzen Kunde erhalten, läßt Mohammed-Chan ſogleich in ſtrengern Gewahrſam nehmen und ihn durch 25 Soldaten unter Anführung eines Offiziers bewachen.

Bis zu dieſer Zeit hatte der Utzméy, wie ſchon geſagt,

allen freundſchaftlichen Annäherungen mit den Ruſſen auszuweichen geſucht, und war ſelbſt den wiederholten Aufforderungen des Generals Madatoff, ſich dieſem in Derbent perſönlich vorzuſtellen, nicht nachgekommen. Als er aber Kunde von der Entdeckung der beabſichtigten Flucht ſeines Sohnes erhielt, und von den ſtrengen Maßregeln, welche man getroffen, um die Wiederholung eines ähnlichen Verſuchs unmöglich zu machen, entſchloß er ſich endlich zu einer perſönlichen Unterredung mit Madatoff, machte jedoch die Bedingung dabei, daß die Zuſammenkunft außerhalb der Stadt vor ſich gehen ſolle, und daß es ihm (dem Utzmey) erlaubt ſei, unter beliebiger Bedeckung zu erſcheinen. Dieſe Bedingung wurde angenommen, und die Zuſammenkunft fand im Frühlinge des Jahres 1820 ſtatt.

Der General hatte eine zahlreiche Truppen-Abtheilung vor der Stadt aufgeſtellt, und begab ſich ſelbſt mit einem glänzenden Gefolge zur anberaumten Zeit nach dem zur Zuſammenkunft bezeichneten Platze, wo auch bald darauf der Utzmey erſchien, gefolgt von tauſend trefflich bewaffneten Reitern. Madatoff, der die hier zu ſpielende Rolle vorher wohl durchdacht hatte, empfing den Herrſcher von Kaitach, wie ein Satrap ſeinen Gebieter. Er überſchüttete Adel-Chan mit Ehrenbezeugungen aller Art, ließ, nachdem die erſten Bewillkommnungen vorüber waren, durch das beorderte Detachement kunſtvolle Manöver ausführen, und beobachtete dabei auf's genaueſte das unter den Aſiatiſchen Fürſten beſtehende altherkömmliche Ceremoniell.

Dieſen die Zuſammenkunft eröffnenden Feſtlichkeiten folgte ein vom ruſſiſchen General veranſtaltetes großartiges Mahl, an welchem der Utzmey mit den Vornehmſten ſeines Gefolges Theil nahm. Unter dem Donner der Kanonen wurde Adel-Chan's Geſundheit ausgebracht; darauf trug man auf einen Wink des Generals die für den Utzmey und ſein Gefolge beſtimmten prachtvollen Geſchenke herbei; wiederum wurde auf

Abel-Chan's Geſundheit getrunken, und von neuem begann der üppige Schmaus: kurz, Madatoff hatte nichts verſäumt gelaſſen, der Eigenliebe ſeines fürſtlichen Gaſtes zu ſchmeicheln, ſeine Augen zu blenden und ſeinen Magen zu überfüllen. Doch die größte Ueberraſchung war dem Utzméy bis zum Ende des Mahles aufgeſpart.

Kaum hatten ſich die Gäſte von der Tafel erhoben, ſo wurde Mohammed-Chan, der bis dahin in ſo ſtrengem Gewahrſam gehalten war, frei in die Arme ſeines Vaters zurückgeführt. Aber alle dieſe Freundlichkeiten und Ehrenbezeugungen konnten den tief in der Bruſt wohnenden Ruſſenhaß des Aſiaten nicht verſcheuchen, obgleich Abel-Chan bei der zu Ende des Feſtgelages mit Madatoff gepflogenen Unterredung ſein Ehrenwort gab: hinfort jedesmal, wenn die Behörde es für gut erachte, in Derbent zu erſcheinen, allen zwiſchen ihm und Madatoff feſtgeſtellten Bedingungen getreu nachzukommen und bis zum Tode ein treuer Vaſall des Kaiſers, ſeines Herrn, zu bleiben.

Kaum war er jedoch mit ſeinem Sohn zu Hauſe wieder angekommen, ſo befahl er ſeiner ganzen Familie, ſich ſchleunigſt reiſefertig zu machen, ließ Alles, was an Geldern, Schmuckſachen und ſonſtigen Koſtbarkeiten aufzutreiben war, zuſammenraffen, und traf die Anſtalten zur Abreiſe mit ſolcher Eilfertigkeit, als ob er ſtündlich das Hereinbrechen irgend eines drohenden Ungewitters fürchte. Er flüchtete in das Land des Sultans von Awarien, und ſchickte unterwegs einen Boten an Madatoff ab, mit einem Brief dieſes Inhalts: »Ich bin bei Euch erſchienen, meinen Sohn zu befreien; mein Sohn iſt frei. Kommt jetzt und herrſcht in meinem Lande: Abel-Chan kann keines andern Fürſten Unterthan ſein!«

Es regierte zu jener Zeit in Awarien der Sultan Achmet-Chan, welcher den Utzméy gaſtfreundlich aufnahm und ihm den volkreichen Aoul Balakany, in einem gleichbenannten

Thalkeſſel gelegen, zum Aſyl anwies, alle weitere Hülfe aber ſeinem Gaſte verſagte.

Da die Einkünfte, welche Abel-Chan von dieſem Aoul bezog, nicht ausreichten, ſeine Familie zu unterhalten, ſo ſah er ſich genöthigt, nach und nach alle von Kaitach mitgenommenen Gelder und Koſtbarkeiten zuzuſetzen. Inzwiſchen hatten ſich die Ruſſen ſeines Landes bemächtigt und die Verwaltung deſſelben dem ihnen treu ergebenen Emir-Hamſa, dem nächſten Verwandten Abel-Chan's, anvertraut, welcher unter ruſſiſchem Schutze faſt unumſchränkt über Kaitach herrſchte, ohne jedoch den Titel Utzméy führen zu dürfen. Dem edlen Emir-Hamſa war das bittere Loos ſeines unſchuldig nach Sibirien verbannten Bruders, von dem er nicht wußte, ob er todt oder lebendig war, tief zu Herzen gegangen. Seit dem Tage ſeiner Trennung von Bala-Chan war ihm keine Nachricht von dem Schickſal des Unglücklichen zu Ohren gekommen. Er hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben, jemals wieder von ſeinem geliebten Bruder zu hören, als ihm ſeine Diener eines Tags die Ankunft eines fremden Tataren melden, welcher zum Fürſten geführt zu werden verlange unter dem Vorwand: er habe ihm Sachen von der größten Wichtigkeit mitzutheilen. Der Tatar wird vorgelaſſen und überreicht dem erſtaunten Emir-Hamſa einen Brief und zwei Feuerſteine als Botſchaft von ſeinem todtgeglaubten Bruder Bala-Chan.[33]) Der Brief enthält eine kurze Schilderung der Leiden, welche der Unglückliche im wüſten Sibirien, zuſammengeworfen mit den roheſten Verbrechern, auszuſtehen hat. Der vor Rachſucht glühende Prinz ruft ſeinen Bruder, als den nächſten Verwandten, zur Erfüllung der heiligen Pflicht der Blutrache an Abel-Chan, dem Urheber ſeines Unglücks, auf, und überſendet ihm zu dem Behuf, der Sitte gemäß, als Symbol die beiden Feuerſteine.

Der Emir verſtand den Willen ſeines Bruders, doch wie

sollte er gleich eine Gelegenheit zu der selbst auszuführenden Strafe finden? Denn Adel-Chan, das ersehene Opfer, wohnte im Innern von Awarien, und war weit aus dem Bereiche seines Arms. Die Gelegenheit, die auf ihn gewälzte Rache-schuld abzutragen, fand sich schneller, als der Emir glaubte.

Der an einen üppigen Lebenswandel gewöhnte Adel-Chan hatte, wie wir schon oben bemerkt, sich genöthigt ge-sehen, bei seinen geringen, ihm aus dem Aoul Balakany zu-fließenden Einkünften zur Unterhaltung seiner Familie den größten Theil der mitgenommenen Habseligkeiten zuzusetzen. Jetzt war es damit ganz zu Ende gegangen, und da ihm der Sultan von Awarien jede weitere Unterstützung versagte, so ergriff er das letzte ihm übrigbleibende Mittel: die Hülfe seines Neffen Emir-Hamsa zu erflehen. Er schilderte ihm in den grellsten Farben seine unglückliche Lage, drang in ihn, gegen eine beträchtliche Entschädigung dem Throne zu entsagen, und seinen Einfluß bei der russischen Regierung anzuwenden, daß ihm (Adel-Chan) sein väterliches Erbe zurückerstattet werde. Er versprach dafür den Russen Gehorsam, Treue und Förderung ihrer Interessen, soviel in seinen Kräften stehe. Für die Auf-richtigkeit seiner Gesinnungen rief er Himmel und Erde zu Zeugen an, und erbat sich, um das Weitere zu besprechen, eine geheime Zusammenkunft mit ihm.

Der Emir empfand bei dieser Botschaft eine Freude, der eines Tigers gleich, der in der Ferne sichern Raub erspäht. Er hoffte in den mit Adel-Chan anzuknüpfenden Unter-handlungen einen günstigen Augenblick zu finden, das Gericht der auf seine Seele gewälzten Blutrache zu vollstrecken.

Unverzüglich eilt Emir-Hamsa nach Derbent zum der-maligen Kommandanten, Oberst-Lieutenant von Aschеberg, macht diesem die Anzeige, daß der Utzméy durch eine eben angelangte Botschaft den Wunsch geäußert, eine geheime nächt-liche Zusammenkunft zu haben; der Grund dieser beabsichtigten

Zuſammenkunft ſei ihm unbekannt, doch glaube er aus ſeinen perſönlichen Erfahrungen, ſo wie aus dem bisher gezeigten treuloſen Benehmen des Utzmëy ſchließen zu dürfen, daß derſelbe wieder etwas Schlimmes gegen die Ruſſen im Schilde führe; er erbitte ſich daher im Intereſſe der ruſſiſchen Verwaltung die Erlaubniß, ganz nach eigenem Gutachten bei der bevorſtehenden Unterredung zu verfahren, ſelbſt wenn es die Umſtände erheiſchen ſollten, daß der Utzmëy der Gefangenſchaft oder dem Tode anheimfalle.

Der Kommandant nimmt keinen Anſtand, die erbetene Erlaubniß zu ertheilen. Sogleich ſendet Emir-Hamſa dem Utzmëy ſeine Einwilligung zu der vorgeſchlagenen Unterredung, und beſtimmt ihm als Ort ihrer Zuſammenkunft das hochgelegene Dorf Mendſhaliſſa, macht jedoch zur Bedingung, daß jeder von ihnen nicht mehr als zwei Begleiter mit ſich führen dürfe. Die Unterredung ſollte mit dem Dunkel der Nacht beginnen.

Emir-Hamſa hatte, ſeinen eigenen Bedingungen ungetreu, funfzig trefflich bewaffnete Reiter im Hinterhalt verſteckt, und erwartete, glühend vor Rachſucht, ſeinen Oheim Adel-Chan, welcher auch nicht verfehlte, ſich zur beſtimmten Zeit einzuſtellen, begleitet von ſeinem Sohn Mohammed-Chan und einem Kuli[34]) aus ſeinem Gefolge. Nach Beendigung der gegenſeitig mit erheuchelter Herzlichkeit ausgedrückten weitſchweifigen Freundſchafts- und Ehrenbezeugungen ſetzten ſich die beiden Fürſten auf zu dem Ende ausgebreiteten Burken[35]) einander gegenüber. Jeder der beiden gebrauchte jedoch nach dagheſtaniſcher Sitte die Vorſicht, ſein Gewehr mit geſpanntem Hahn vor ſich auf den Knien zu halten, um im Fall einer Verrätherei augenblicklich zur Gegenwehr bereit zu ſein; das Feuergewehr des Emir aber war mit zwei Kugeln geladen, und am Schloß deſſelben war einer der Flintenſteine von Bala-Chan.

Die Unterhandlung dauerte ſehr lange. Der Utzmey ſchilderte in geſuchten Ausdrücken all' ſein ausgeſtandenes Ungemach, die Mißhandlungen, welche ſein Sohn während ſeiner Haft in Derbent von Seite der Ruſſen erfahren, die Entbehrungen, welchen er und ſeine ganze Familie während ihres freiwilligen Exils ausgeſetzt geweſen ſeien u. ſ. f. Er beſchloß ſeine Rede mit der Verſicherung, daß er das Thörichte ſeines Schrittes, dem Thron zu entſagen und ſein Land zu fliehen, jetzt eingeſehen habe, und ſich reumüthig den weitern Verfügungen der ruſſiſchen Behörde unterwerfen werde, wenn er dadurch Wiedereinſetzung in ſeine frühern Rechte erlangen könnte.

Emir-Hamſa hörte ihm ruhig zu, und unterbrach nur hin und wieder den Strom ſeiner Rede durch Worte des Beifalls und der Ergebenheit. Er verſicherte ihm, daß er all' ſeinen Einfluß bei den Ruſſen anwenden werde, um Begnadigung für ihn zu erwirken. Er habe auch, fügte er hinzu, bereits alles Mögliche gethan, um der Sache eine günſtige Wendung zu geben, und ſei vom Kommandanten von Derbent beauftragt, einige vorläufige Verfügungen in Betreff dieſer Angelegenheit mitzutheilen, jedoch könne dies nur unter vier Augen geſchehen, weshalb er ihn bitten müſſe, ſeine beiden Begleiter auf einige Augenblicke zu entfernen. Abel-Chan befahl ſeinem Sohn Mohammed und dem Kuli, ſich zurückzuziehen, bis er ſie rufen werde. Der Kuli gehorchte ſtillſchweigend dem Befehl ſeines Herrn; Mohammed aber, der Beſorgniß zu hegen ſchien, blieb unbeweglich auf ſeinem Platze.

»Nun — fragte neugierig Abel-Chan, welcher das Zurückbleiben ſeines Sohnes nicht zu bemerken ſchien — worin beſteht Dein Auftrag?« »Ich habe Dir geſagt — erwiederte unwillig Emir-Hamſa — daß die Nachrichten, welche ich Dir mitzutheilen habe, für Dich allein beſtimmt ſind; warum ſchickſt Du Deinen Sohn nicht fort? Fürchtet er etwa für

ſeines Vaters Sicherheit?« »Fort, Burſch!« rief der Alte ärgerlich Mohammed-Chan zu, »glaubſt Du, Dein Vater fürchte ſich vor einem bartloſen Knaben?« Dieſesmal gehorcht Mohammed dem ſtrengen Befehl des Utzmey, bleibt jedoch mit immer ſteigender Beſorgniß in einiger Entfernung ſtehen, und ſucht, ſoweit dies in der Dunkelheit möglich, mit ſcharfem Auge den Bewegungen der beiden Fürſten zu folgen. Die Unterhaltung dauert noch eine gute Weile fort; endlich ſieht er, wie die beiden ſich erheben, unter vielen Zärtlichkeits-Bezeugungen Abſchied von einander nehmen und auseinander gehen. Er eilt freudig ſeinem ihn rufenden Vater entgegen; da flammt es plötzlich hell durch die Nacht, ein lautkrachender Schuß fällt — und der Utzmey ſinkt, von zwei Kugeln getroffen, leblos zu Boden nieder.

Der Schuß kam aus der Flinte mit dem Feuerſteine von Baka-Chan. Der Mörder flüchtete nach vollbrachter That mit ſeinen beiden Begleitern dem Orte zu, wo die funfzig bewaffneten Reiter verborgen lagen.

Der vor Rachſucht tobende Mohammed folgt den drei Flüchtigen, erreicht ſie und will ſich auf ſeinen Feind werfen, kann aber im Dunkel der Nacht den Emir von ſeinen Begleitern nicht unterſcheiden; alle drei ſind von gleicher Größe, in gleicher Kleidung und übereins bewaffnet. Der Emir hatte ſeinen Plan gut erſonnen und war in der Wahl ſeiner Beute vortrefflich zu Werke gegangen. Mohammed-Chan hatte an Feuerwaffen nur eine Piſtole und eine Flinte bei ſich, und mußte daher erſt ſeines Zieles ganz ſicher ſein, ehe er wagen konnte zu ſchießen; endlich glaubt er den Verräther entdeckt zu haben: er drückt ab, und es fällt einer von den dreien — er hatte falſch geſehen, der Getödtete war nicht Emir-Hamſa. Er feuert ſein Piſtol ab, wieder fällt ein Opfer; er wirft ſich wüthend auf die Leiche, ſicher, ſeinen Feind getroffen zu haben; aber auch diesmal hat er ſich geirrt; der Getödtete war der

zweite Begleiter Emir-Hamſa's, welcher ſelbſt wie durch ein Wunder gerettet zu ſein ſchien.

Knirſchend vor Beutewuth wie ein Tiger der Wüſte ſpringt Mohammed auf und ſtürzt mit gezücktem Dolche ſeinem fliehenden Vetter nach; dieſer hat aber inzwiſchen einen bedeutenden Vorſprung gewonnen und Zeit gehabt, ſeinen Reitern das verabredete Zeichen zu geben; er befiehlt ihnen, nach der Richtung hin zu feuern, wo er ſeinen Verfolger zu entdecken glaubte; wie ein Wetterleuchten flammt es plötzlich durch die Nacht, und der Donner von funfzig Flintenſchüſſen rollt wie lautſchallendes Hohngelächter hinterher.

Mohammed iſt noch zu weit entfernt, um getroffen zu werden, aber das Unerwartete des verrätheriſchen Angriffs macht ihn ſtutzen; er ſieht, daß hier ſeiner Feinde zu viele ſind, eilt zurück und kommt athemlos wieder bei der noch blutigen Leiche ſeines Vaters an. Er wirft ſich auf ihn und bedeckt das ſchon kalte Geſicht mit Küſſen und mit Thränen der Wuth und des Schmerzes; dann reißt er zum furchtbaren Andenken eine lange Piſtole aus ſeines Vaters Gürtel, als Zeichen der blutigen Rache an Emir-Hamſa.

Herr, hört Ihr nicht den Roßhufhall unſerer nachſetzenden Feinde? — ruft herbeieilend der Kuli — wir haben keinen Augenblick zu verlieren.

Sie eilten im Fluge der Stelle zu, wo ihre Pferde ſtanden, ſchwangen ſich in den Sattel und jagten davon, ſchnell wie der Wind, der die Steppe fegt .... Ein drittes Pferd ſtand geſattelt, aber kein Reiter war da.

Der Leichnam des Utzméy wird gefunden, und am folgenden Tage läßt ihn ſein Neffe Emir-Hamſa zur Erde beſtatten mit ſo viel Pracht und Aufwand, daß die Koſten ſich über tauſend Silberrubel beliefen. Die Leichen-Feſtlichkeiten dauerten ſieben Tage lang, während welcher Zeit auf Befehl des Emir alle Bewohner von Kaitach ihren Fürſten beweinen

und die Zeichen der Trauer anlegen mußten. Nach der Beerdigung ſeines Oheims ſchickte Emir-Hamſa einen Boten an den Kommandanten von Derbent, mit der Nachricht: er habe Rußland von einem heimtückiſchen und mächtigen Feinde befreit. Die ruſſiſche Regierung, um ſich erkenntlich für dieſen Schritt zu zeigen, ernannte den jungen Emir zum Hauptmann.

## Zweiunddreißigstes Kapitel.

### Adel-Chan, der letzte Utzméy von Kaitach.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode des Utzméy war Mohammed-Chan der Aelteste seiner Familie. Die Schwierigkeiten der Unterhaltung derselben waren inzwischen immer größer geworden, und da Mohammed nicht wußte, wie er der Noth abhelfen sollte, so entschlossen sich seine Mutter und seine Gemahlin Hülfe bei dem mit den Russen befreundeten Schamchal von Tarki zu suchen, um durch Vermittelung dieses Fürsten von dem damaligen Oberbefehlshaber des Kaukasus, Yermoloff, Begnadigung und die Erlaubniß nach Kaitach zurückzukehren, zu erwirken. Dem Einfluß des alten Schamchals Mechti gelang es in der That, den General Yermoloff zu bewegen, die Erlaubniß zur Rückkehr der verarmten Familie des Utzméy zu geben, und derselben zur Bestreitung ihrer nothwendigsten Ausgaben die Einkünfte eines Auls anzuweisen. Uebrigens blieb das ganze Land nach wie vor unter der Verwaltung des Emir-Hamsa.

Durch die unbedeutenden Einkünfte eines einzigen Auls war der unglücklichen Fürstenfamilie leider wenig geholfen; ihre Noth nahm von Tag zu Tag zu; der unternehmende Mohammed faßte daher den Entschluß, durch Erzeigung irgend eines wichtigen Dienstes die Freundschaft und das Vertrauen

der Rüſſen wieder zu gewinnen und ſie wo möglich zur Abtretung ſeines väterlichen Erbes zu bewegen. Eine Gelegenheit zur Ausführung dieſes Planes fand ſich bald.

Es hauſte zu jener Zeit in den Schluchten von Kaitach ein mächtiger und furchtbarer Räuber, Namens Abdullah-Beg, Sohn des Kadi von Tabaſſaran. Er hatte der Räubereien und Morde ſo viele begangen, daß man weit und breit ſeinen Namen mit Grauſen nannte, und daß von der ruſſiſchen Regierung ein hoher Preis auf ſeinen Kopf geſetzt war.

In den letzten zwei Jahren hatten, in Folge der zu Kaitach herrſchenden Unruhen, die Räubereien ſo überhand genommen und der Anhang Abdullahs hatte ſich ſo vermehrt, daß die Ruſſen zu wiederholten Malen Jagd auf ihn machten, ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, den kühnen Räuberfürſten aus ſeinem Schlupfwinkel zu verſcheuchen. Der beherzte Mohammed-Chan, auf ſeine Liſt und Gewandtheit bauend, theilt dem Herrn von Aſcheberg ſeinen Plan mit, und verſpricht, über kurz oder lang den Räuber auszuliefern, wenn ihm dafür von der ruſſiſchen Regierung Rückerſtattung ſeines väterlichen Erbtheils zugeſichert werde. Die Bedingungen werden angenommen.

Der junge Fürſt geſellt ſich alſobald perſönlich der Bande des Abdullah-Beg bei, um in der Nähe des gefürchteten Räubers ſeine Schlupfwinkel und Lebensweiſe beſſer kennen zu lernen, und wo möglich eine Gelegenheit zu erſpähen, ihn lebendig in die Hände der Ruſſen zu liefern. Durch einige kühn ausgeführte Streiche ſucht er ſich das Vertrauen Abdullah-Begs zu erwerben, lernt aber bald einſehen, daß er auf dieſe Weiſe niemals ſein Ziel erreichen werde, da alle noch ſo fein angelegten Plane und Entwürfe an der Vorſicht und Wachſamkeit des dagheſtaniſchen Räuberfürſten ſcheiterten.

Mohammed-Chan kehrt zurück zum Kommandanten von Derbent, theilt ihm mit, daß es unmöglich ſei, den Räuber

lebendig zu fangen; er habe jetzt aber einen neuen und ſicheren Plan, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen, erſonnen, und bitte ſich zur Ausführung deſſelben vier Pud Pulver aus. Das Pulver wird ausgeliefert, und Mohammed macht ſich von neuem auf den Weg, nimmt diesmal jedoch zur Sicherheit einige zuverläſſige Gefährten: Dſhänka-Albury, Gjül-Machmet, Urutſch-Machmet und mehrere Kulis mit zu Hülfe.

Die Reiter machen gegen Abend im Dickicht eines unabſehbaren Waldes Halt — in der Nähe eines kleinen daghestaniſchen Aouls gelegen, wo ſich die Wohnung Abdullah-Begs befand. Dort werden die klugen Pferde im Gebüſch verborgen gehalten, und die wachſamen Reiter verſtecken ſich im dichten Laubwerk der hohen Bäume.

Erſt um Mitternacht führt Mohammed ſeine Gefährten auf wohlbekannten Pfaden zu einem, inmitten des Waldes gelegenen, freien Platz, wo ſich etwa zwanzig Schritte von ihnen die zerſtreuten, kleinen Feſtungen gleich gebauten Häuſer des Aouls ausbreiten. Schon lagen, nach der ringsum herſchenden Stille und Dunkelheit zu ſchließen, alle Einwohner in tiefem Schlafe; nur im Hauſe des Abdullah-Beg ſchien man noch nicht an Ruhe zu denken. Durch die Spalten der geſchloſſenen Fenſterläden ſchimmerte hell der Schein eines Lichtes; mehrere Perſonen ſchienen dort noch in eifrigem Geſpräche begriffen; hin und wieder drang der Schall von unverſtändlichen Worten zu den lauſchenden Spähern herüber. Ruhte Abdullah-Beg aus beim heitern Mahle in der Mitte der Seinen nach mühſam vollbrachtem Tagwerk? Oder war er beſchäftigt, neue Plane für den kommenden Tag zu ſchmieden? Oder vertheilte er eben die zuletzt gemachte Beute unter ſeine gierigen Raubgenoſſen? Genug, er war beſchäftigt; weiter brauchte Mohammed nichts zu wiſſen; welcher ſich beeilte, die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung ſeines Plans zu treffen. Er nimmt Albury und Urutſch Machmet, welche das Pulver

tragen, mit ſich ins Dorf, ſchleicht in das erſte Stockwerk des Hauſes Abdullah-Begs;[36]) angelangt in der Mitte des Stalles, ſchüttet er das mitgenommene Pulver aus und bedeckt es mit einem aus der Küche herbeigeſchafften, großen Keſſel, welchen er am Boden zu befeſtigen ſucht, indem er zwiſchen die äußere Wölbung deſſelben und die niedrige Stalldecke eine dicke hölzerne Stange. klemmt. Dann führt er, vermittelſt einer kleinen, unter dem Keſſel gelaſſenen Oeffnung, dem Pulver eine präparirte Lunte zu, zündet die Lunte an und flieht eiligen Schrittes mit ſeinen Gefährten wieder dem Dickicht des Waldes zu. Dort ſehen alle mit unausſprechlicher Spannung der zu erwartenden Exploſion entgegen.

Eine halbe Stunde war ſo bereits vergangen und noch hatte man nicht das leiſeſte Geräuſch vernommen, das Licht flimmerte noch oben durch die Spalten der Fenſterläden, und das Geſpräch dauerte lebhaft fort wie früher. Mohammed kann ſich nicht mehr halten vor Ungeduld; er vermuthet, die Lunte müſſe verglommen ſein, und will ſelbſt nach dem Hauſe gehen, um andere Anſtalten zur Beſchleunigung der Exploſion zu treffen. Von dieſem tollkühnen Schritt hält ihn jedoch ſein treuer Urutſch zurück, der lieber ſelbſt ſein Leben daran wagen, als ſeinen Herrn ſolcher Gefahr ausſetzen will. Er nimmt ein Feuerzeug zu ſich, geht auf das Haus los, und hat beinahe ſchon die Stallthüre erreicht, als plötzlich unter furchtbarem Gekrach die Exploſion erfolgt.

Erſt ſchlug es wie ein hochauf geſcheuchtes Feuermeer ziſchend nach allen Seiten hin, dann erfolgte ein Getöſe, einer ſeltſamen Miſchung von Kanonendonner, Regengepraſſel und Sturm gleich. Der obere Theil des Hauſes wurde hoch in die Luft geſchleudert, und begrub Alle, die es in ſich geſchloſſen, unter ſeinen Trümmern.

Abdullah-Beg mit ſeiner ganzen Familie, mit ſeinen Dienern und Gäſten, zuſammen ſiebenzehn Menſchen — kamen

dabei um's Leben, nur ein kleines Kind, der jüngſte von Abdullahs Söhnen, ward wie durch ein Wunder gerettet...

Voll Entſetzen ſahen ſelbſt die Urheber der Unthat den Folgen ihres frevelhaften Beginnens zu. Die durch den nächtlichen Lärm von ihren Lagern aufgeſcheuchten Bewohner des Auls waren bei dem Anblick des ebenſo grauenhaften, wie ihnen unerklärbaren Schauſpiels ſo von Furcht ergriffen, daß keiner wagte ſeine Hütte zu verlaſſen. Mohammed-Chan allein war unerſchüttert geblieben; ſeine einzige Sorge war, den treuen Urutſch wieder zu finden, der für ihn ſein Leben gewagt hatte. Er befürchtet, daß der tollkühne Urutſch bei der Exploſion zu Tode gekommen, aber ob er todt oder lebendig, Mohammed will ihn nicht zurücklaſſen und wenigſtens ſeine Leiche mitnehmen. Nach langem ſorgfältigem Suchen findet er endlich den Unglücklichen, halb verbrannt, zwiſchen den rauchenden Trümmern des Hauſes liegen. Er rafft ihn unter freundlichem Zuſprechen auf, verbindet ſeine Wunden ſo gut es die Umſtände erlauben, vertraut ihn dann der Sorgfalt ſeiner Leute an, und führt die Genoſſen ſeiner Gräuelthat auf demſelben Wege durch das Dickicht des Waldes zurück, woher ſie gekommen waren.

Angelangt in Derbent macht er dem Kommandanten einen getreuen Bericht von der Ausführung ſeines gefahrvollen Unternehmens. Herr von Aſcheberg berichtet ſeinerſeits der Oberbehörde über das Vorgegangene, und ſtellt, ſeinem Wort gemäß, Mohammed-Chan die verheißene Belohnung zu. Nach der darauf erfolgenden Verfügung wurden Mohammed-Chan im Jahr 1825 drei Aule: Kola, Welikent und Sſelich, zuſammen 250 Häuſer enthaltend, aus dem Beſitzthum ſeines verſtorbenen Vaters zuerkannt.

Dſhänka-Albury, Gjül-Machmet und der glücklich *wieder* hergeſtellte Urutſch-Machmet erhielten jeder eine *goldene* Medaille mit der Schleife des St. Annenordens.

Die Kulis jedoch blieben unbelohnt, weshalb ſie im Jahre 1832, als der General Adjutant Baron von Roſen den Daghestan beſuchte, demſelben ein Belohnungsgeſuch einreichten, als Theilnehmer an der Ausrottung der Familie Abdullah-Begs. Die Bittſchrift wurde dem Kaiſer eingeſandt, welcher jedem der Kulis 75 Rubel Silber auszahlen ließ, für ähnliche etwa wiederkehrende Fälle jedoch eine ſtrenge Verordnung erließ, in welcher er ſeine höchſte Unzufriedenheit über die Zerſtörung des Hauſes Abdullahs äußert, wo, um einen Schuldigen zu beſtrafen, ſechzehn Unſchuldige mit in's Verderben geſtürzt wurden. Er befiehlt, in Zukunft bei ähnlichen Fällen vorſichtiger zu Werke zu gehen und niemals wieder ſo grauſame Maßregeln zu ergreifen, welche künftig ſtatt Gnadenbezeugungen und Belohnungen nur ſeinen Unwillen und Strafe nach ſich ziehen würden ...

Ich bin, um Mohammed-Chans Mordanſchlag mit allen ſeinen Folgen ohne Unterbrechung darzuſtellen, in unſerer Erzählung ein paar Jahre zu weit vorausgeeilt, und muß hier ergänzend bemerken, daß bei einer im Jahre 1826 vom Oberſt Düſterloh befehligten Expedition gegen Tabaſſaran, Emir-Hamſa in der blutigen Schlacht bei Bent-Meſchah um's Leben kam.

Das Gerücht ging, er ſei heimlich während des Gefechts durch die Hand Dſhamow-Begs, des jüngern Bruders Mahammed-Chans, als ein Opfer der Blutrache gefallen; doch fehlt dieſem Gerüchte alle weitere Beſtätigung. Nach dem Tode des Emirs kam das Utzméilik Kaitach an ſeine beiden jüngern Brüder Bey-Bala und Elder-Beg. Nicht lange ſollte Mohammed-Chan ſeinen Vetter Emir-Hamſa überleben. Bei der Belagerung der Feſtung Burnaja im im Jahre 1832, zu welcher Zeit er im Detachement des General-Majors Kachanoff diente, kam der junge Prinz plötzlich in Folge einer kurzen aber heftigen Krankheit um's

Leben. Es verlautete, er ſei auf Anſtiften der Brüder Emir-Hamſa's vergiftet; doch auch dieſem Gerüchte fehlen alle Beweiſe.

Bey-Bala und Elder-Beg hatten, dem Beiſpiele ihres verſtorbenen Bruders folgend, immer die bewährteſte Treue und Ergebenheit den Ruſſen gegenüber gezeigt; auch gelang es dem Einfluſſe dieſer beiden Fürſten, die Freiheit des unglücklichen Bala-Chan zu erwirken, welcher, wie wir zu Anfang dieſer Erzählung geſehen haben, in Folge der Verläumdungen Adel-Chans, unſchuldig in Sibirien in der Verbannung ſchmachtete.

Im Jahre 1831 kehrte Bala-Chan nach langjähriger Trennung in ſeine Heimat Kaitach zurück. Hier wartete ſeiner ein neuer Schmerz. Er entbrannte in heftiger Liebe zu der ſchönen Bela, der verwittweten Tochter ſeines als Opfer der Blutrache gefallenen Feindes und Oheims Adel-Chan. Sie hatte ihren jungen Gemahl, den Sohn des Schamachal-Mechti, durch den Tod verloren, und Bala-Chan hielt, als die Zeit der Trauer vorüber war, um ihre Hand an. Ihr gegen den Bewerber feindlich geſinnter Bruder aber wollte die Einwilligung dazu nicht geben, und verheirathete ſeine Schweſter an Schach-Abbaß, den jüngern Bruder ihres frühern Gemahls. Das glückliche Ehepaar lebt heute noch im Aoul Buynach, im Schamchaliſchen Gebiete. Hier in den wilden Ländern des Kaukaſus, wo man den Werther noch nicht geleſen hat, iſt die Liebe auch nicht ſo ſentimentaler Art wie bei uns zu Lande. Der Aſiat ſchießt ſich nicht aus Liebe todt, ſondern tödtet lieber die, welche ihn hindern, den Gegenſtand ſeiner Neigung zu beſitzen. Bala-Chan wußte ſich bald Erſatz für ſeinen Verluſt zu verſchaffen, indem er das Herz einer ſchönen Fürſtentochter aus dem Aoul Kjüſteck gewann. Mit größtmöglicher Eile wurden die Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen. . Schon war der zur Feſtlichkeit beſtimmte

Tag gekommen, und der Käbin entrichtet. Die reichen Geſchenke des Bräutigams waren der Sitte gemäß bereits auf Laſtthieren in die Wohnung der Braut geſchickt, während im Hauſe Bala-Chans die in großer Anzahl geladenen Gäſte luſtig zechten und jubelten.

Wer im Dagheſtan geweſen, weiß, wie leicht die Fürſten und Edlen dieſes Landes, dem Beiſpiel ihrer Prieſter folgend, ſich an den Genuß des Weins gewöhnen, trotz des großen Propheten und ſeiner heiligen Gebote.

Das Unglück ſchien Bala-Chan noch nicht genug verfolgt zn haben: während er fröhlich und guter Dinge daſitzt in der Mitte ſeiner Gäſte, ſinkt er plötzlich, zum Schrecken aller Anweſenden, wie vom Schlage getroffen, todt zu Boden nieder.

Wir überlaſſen die Gäſte ihrem Schreck und die Braut ihrer Verzweiflung: um, ehe wir den Lauf unſerer Erzählung weiter verfolgen, zuvor die Urſache des plötzlichen Todes Bala-Chans zu erforſchen. Es wurden Gerüchte laut, daß ſeine Brüder, welche fürchteten, von ihm, dem älteren Bruder, verdrängt zu werden, ihn vergiftet hätten. Bei den ſorgfältigen Erkundigungen, welche ich darüber eingezogen habe, glaube ich jedoch dieſen Gerüchten mit einiger Sicherheit widerſprechen zu können, und nehme an, daß der unzeitige Tod Bala-Chans eine natürliche Folge ſeines unmäßigen Genuſſes geiſtiger Getränke war. Schon im kalten Sibirien hatte er ſich, aus leicht erklärlichen Gründen, dem Laſter des Trinkens ergeben, und bei ſeiner Rückkehr nur allzugern den feurigen Rebenſaft ſeines Heimatlandes gegen den Branntwein von Tobolsk vertauſcht.

# Anmerkungen.

1) Vergl. Parrot, Reiſe zum Ararat (Berlin, 1834) Bd. I. p. 43.

2) Dies war der Name, den mir Mirza-Schaffy und die andern tatariſchen Schriftgelehrten meiner Bekanntſchaft gegeben, da ſie meinen wirklichen Namen nicht ausſprechen konnten.

3) Fragmente von Gaſels, denen der Endreim fehlt.

4) Gedichte in gereimten Doppelverſen, wie z. B. folgendes ein Mesnewi oder gereimter Doppelvers iſt:

„Um zu Dir, mein Leben, zu kommen, hab' ich Leben gegeben;
Sei barmherzig! denn durch Dich erſt kam ich zum Leben!“

5) Vierzeilige Gedichte mit drei Reimen, welche eine reimloſe Zeile in ſich ſchließen, wie z. B.:

„Verbitt're Dir das junge Leben nicht,
Verſchmähe was Dir Gott gegeben nicht,
Verſchließ Dein Herz der Liebe Offenbarung
Und Deinen Mund dem Saft der Reben nicht!“

6) Die Potiphar.

7) Joſeph.

8) Das Gedicht iſt in Deutſchland wenig bekannt, und ich glaube deshalb durch die Mittheilung deſſelben manchem Leſer einen Gefallen zu thun:

Not a drum was heard, nor a funeral note,
As his corse to the ramparts we hurried:
Not a soldier discharged a farewell shot
O'er the grave where our hero was buried.

We buried him darkly at dead of night,
The sod with our bayonets turning,
By the struggling moon-beam's misty light,
And the lanthorn dimly burning.

No useless coffin enclosed his breast,
Nor in sheet, nor shroud we bound him;
But he lay like a warrior taking his rest,
With his martial cloak around him.

Few and short were the prayers we said,
And we spoke not a word of sorrow;
But we steadfastly gazed on the face of the dead,
And we bitterly thought of the morrow.

We thought as we hollowed his narrow bed,
And smoothed down his lonely pillow,
That the foe and the stranger would tread o'er his head,
And we far away on the billow.

Lightly they'll talk of the spirit that's gone,
And o'er his cold ashes upbraid him;
But little he'll reck, if they'll let him sleep on,
In the grave, where a Briton has laid him.

Not half of our heavy task was done,
When the bell toll'd the hour for retiring,
And we heard by the random and distant gun,
That the foe was suddenly firing.

Slowly and sadly we laid him down,
From the field of his fame fresh and gory;
We carved not a line, we raised not a stone,
But we left him alone with his glory.

Rev. Charles Wolfe.

9) Ein den ganzen Körper verhüllender, weißer Schleier.

10) Oberprieſter der Schiiten.

11) Der kürzlich verſtorbene Großvezier von Perſien, ein durch ruſſiſchen Einfluß mächtig gewordener Mann.

12) Farſenland — Perſien. Die Perſer nennen ſich ſelbſt Farſi.

13) Frau von Gribojédoff, zur Zeit, wo ich ſie kennen lernte (1844), noch eine der gefeiertſten Schönheiten von Tiflis, ſtammt aus einem georgiſchen Fürſtenhauſe und verheirathete ſich,

noch ſehr jung, mit dem ruſſiſchen Geſandten am perſiſchen Hofe Gribojédoff, welcher bekanntlich bei einem Volksaufſtande in Teheran (1829) vom Pöbel umgebracht wurde. Gribojédoff gilt mit Recht als der bedeutendſte Luſtſpieldichter Rußlands. Sein berühmtes Luſtſpiel: Gore ot umà (Горе отъ ума) „Leiden durch Verſtand,“ welches erſt nach dem Tode des Dichters, und leider in ſehr verſtümmelter Geſtalt, im Druck erſchien, iſt ſo volksthümlich geworden, daß faſt jeder Ruſſe von einiger Bildung die ſchlagendſten Stellen daraus (deren ſchneidender Witz in ruſſiſchen Zuſtänden wurzelt) auswendig weiß . . . Gribojédoff ſoll ſchon vor ſeiner letzten Abreiſe nach Perſien eine düſtere Todesahnung gehabt haben; gewiß iſt, daß er gegen mehrere ſeiner Freunde geäußert, er werde ſchwerlich lebendig aus Teheran wiederkommen. So erzählt der berühmte Dichter Puſchkin, bei Gelegenheit ſeines Aufenthalts in Tiflis, wo er dem Leichenbegängniſſe Gribojédoffs beiwohnte: „Ich ſah ihn zum letzten Male voriges Jahr (1828) in Petersburg, kurz vor ſeiner Abreiſe nach Teheran. Er war auffallend trübe geſtimmt und quälte ſich mit ſeltſamen Ahnungen. Ich verſuchte Alles, um ihn zu beruhigen, aber er antwortete mir kurz: Vous ne connaissez pas ces gens-là; vous verrez qu'il faudra jouer des couteaux.“*) Und richtig iſt er unter perſiſchen Meſſerſtichen um's Leben gekommen! Seine Ruheſtätte hatte er ebenfalls ſchon während ſeines frühern Aufenthalts in Tiflis beſtimmt. Er wollte begraben ſein auf dem Friedhofe der Kappelle des heiligen David, welche am Abhange des (im Verlauf dieſes Buches wiederholt genannten und beſchriebenen, Davidsberges, von den Georgiern Mta-Zminda (d. i. der heilige Berg) genannt) liegt. Dort erhebt ſich jetzt über ſeinem Grabe ein einfaches, geſchmackvolles Denkmal.

14) Die alten Armenier gaben, ſtatt irdiſcher Dinge, das heilige Kreuz als Zeichen der Verlobung.

15) In dem »Compendio Storico di Memorie Cronologiche concernanti la Religione e la Morale della Nazione Armena, etc. dal Marchese Giovanni de Serpos« findet ſich T. 3. p. 171 sq. das Abweichende folgendermaßen geſchildert: »Giunti, che sono alla abitazione dello sposo, fanno sedere il marito sopra un

*) Aus Alexander Puſchkin's „Reiſe nach Erſerum“ im achten Band ſeiner geſammelten Werke (ruſſiſche Original-Ausgabe von 1838) p. 166.

soffà già preparato, ed alla sua destra vi adagiano sua moglie; e prendendo una bella coppa la empiono di vino, che viene benedetto dal sacerdote, il quale nella divota orazione, che dice in tale congiuntura, commemora il miracolo fatto da Gesù Christo nelle nozze di Cana, convertendo l'acqua in vino. Di tal vino così benedetto ne porge egli stesso a bere qualche torso a novelli conjugi, e suole anche loro darsi delle mandorle, ed alquanto d'una confezione fatta di burro, zucchero, e mele. Frattanto che si fa quest' allegria, si canta un divotissimo ritmo pieno di molti augurj di prosperità sì eterne, sì temporali, che a nome della Chiesa si fanno agli sposi, e dettasi dal sacerdote in fine una breve orazione, ed il Pater noster, si dà termine per quel giorno alla funzioni ecclesiastiche, e tutti gli astanti baciano con divozione le corone degli sposi. Queste corone vengono da esso loro portate in capo per otto giorni, o per tre almeno, e in codesto tempo vivono separati e in perfetto celibato . . . .«

In Uebereinſtimmung mit dem letztern Punkte ſteht die Schilderung eines alten ehrenfeſten Reiſenden aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, welche den Titel führt: „Warhaffte und eigentliche Beſchreibung deß gegenwärtigen Zuſtandes deren unter der Türkiſchen Tyranney ſeufzenden Griechiſchen und Armeniſchen Kirchen ꝛc. ꝛc.“ und wo es p. 92 heißt: „Montags früh Morgends iſt gemeiniglich die Zeit, da ſie mit oder nach vor aufgehender Sonne die Hochzeiten zu halten pflegen. Das Feſt beginnet Sonntags Abends, und wird drey oder vier Tag lang mit groſſen Freuden fortgeſetzt: welche Zeit die Braut faſt immerdar in einem Seſſel ſitzet, und nicht ſchlaffen darff: ſo muß auch der Bräutigam ſich indeſſen ihrer enthalten, und iſt ihme nicht eher, als erſt Mittwochs Abends oder Donnerſtags früh ihr ehlich beyzuligen erlaubt; worauf alsdann der Braut Jungfrauſchaft-Zeichen offentlich vorgezeigt werden.“

16) Die Georgier und Armenier trinken bei Feſtgelagen nach einer beſtimmten Ordnung und Regel, wobei ein Tolumbaſchi, d. i. Vortrinker, präſidirt und Strafen und Belohnungen austheilt. Ueber die üblichen Trinkſprüche Allah werdy! und Jachſchi Jol! ſiehe das dreizehnte Kapitel dieſes Werkchens p. 122.

17) Feridun (Aferidun), der ſiebente König von Perſien aus der erſten Dynaſtie, war ein Sohn des Alkian, eines Nachkommen

aus dem Geschlechte Dſhemſchid's. Er besiegte den Zohak, einen Usurpator der persischen Krone, nahm ihn gefangen und hielt ihn in einer Höhle des Gebirges Demawend in sicherer Verwahrung. Der Tag dieser berühmten Schlacht wurde von den Persern Mihirdſchan genannt, weil er gerade in den Anfang des Herbstäquinoktiums fiel, welches diesen Namen im persischen Kalender führt. Saadi und Dſhami verherrlichen in ihren Liedern die Weisheit und Gnade Feridun's.

18) Iskjander — Alexander der Mazedonier.

19) Nuschirwan — auch Anurschiwan Ben Cobad — hat von den Arabern den Beinamen Kisra und von den Persern den Beinamen Khosru erhalten. Es ist dieses Khosroes der Erste, ein Sohn Cobades', eines Königs aus der Dynastie der Sassaniden, auch die Dynastie des Khosroes genannt.

Nuschirwan wird von den persischen Geschichtsschreibern und Dichtern als ein Fürst gerühmt, der alle Tugenden in sich vereinigte.

20) Kaffgebirge — Kaukasus.

21) Dſhemſchid, der vierte König aus der Dynastie der Pischdadier. Der eigentliche Name dieses Königs ist Dſhem; dieses Wort Schid, welches im Altpersischen die Sonne bedeutet, wurde dem Namen des Königs hinzugefügt, wegen der großen Schönheit und Majestät seines Angesichts, oder nach Andern: wegen des Glanzes seiner Handlungen. Dſhemschid ist der Gründer von Persepolis.

22) Nerses — der gegenwärtige Katholikos der Armenier, machte 1825 den Krieg gegen die Perser mit.

23) Hassan-Chan (Hussein-Chan) — der persische Statthalter zu Eriwan.

24) Sarbassen — persische Soldaten.

25) Chorassaner — so heißen die in Eriwan wohnenden Perser, im Gegensatz zu der eingeborenen Bevölkerung, welche aus Armeniern und Tataren besteht.

26) Melik — es ist hier der Melik Sahak, der armenische Fürst von Eriwan gemeint, der wegen seiner hervorragenden Eigenschaften sowohl bei Russen wie bei Persern in großem Ansehen stand.

27) So hießen die Nachkommen des Propheten.

28) Das Wort unbärtig: thükſüs, hat einen doppelten Sinn. Einmal bedeutet es, was es sagt, und zweitens werden solche junge

Leute damit bezeichnet, welche sich zu Werkzeugen geschlechtlicher Verirrungen mißbrauchen lassen. Die letztere Bedeutung des Wortes ist bei Persern und Tataren die allgemeine.

29) Sowohl bei den Tataren, wie bei den Georgiern und Armeniern werden die Eheverbungen immer durch Vermittler besorgt. Durch einen alten Mann wendet man sich an den Vater, und durch eine ältere Frau an die Mutter der Braut, um das Nöthige einzuleiten.

30) Eine Tunga enthält ungefähr fünf unserer Flaschen.

31) Puschkin, Reise nach Erserum p. 158.

32) Vergl. Parrot, in seinem obengenannten Werke, Bd. I. p. 41 ff.

33) Wie der Tatar zu dieser Botschaft gekommen, habe ich nicht ermitteln können — wahrscheinlich ist es, daß er eine Zeitlang — wie dieß hier häufig der Fall ist — in Sibirien in der Verbannung gelebt, dort Bala-Chan's Bekanntschaft gemacht und späterhin die Erlaubniß erhalten hat, in sein Vaterland zurückzukehren.

34) Kuli — Reitknecht, Sklave.

35) Burka — kurzer Filzmantel, auswendig mit Rauchwerk.

36) Die Häuser im Daghestan sind gewöhnlich so eingerichtet, daß sich Stallung, Geräthkammer und Küche im ersten Stock, die Wohnungen aber im zweiten Stock befinden.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances t
taken from the Buildi